



+4081 675 01

KUNSTBUCHBINDEREI
ERNST SCHULTZE
DÜSSELDORF





Stuhl Nr 34/1 [1 Kupfer fehlt]

Papiersta



Von
Joh. N. Vogl.
Auf Kosten des Herausgebers der Vesta.
Ge druck t von Franz Ludwig.
WIEN.

D Lu 28038
280
(1835)



65.5187



Pafani del.

NYLITTA.



H. Schwesinger del.

SCHEIN KILABEGGLEN.

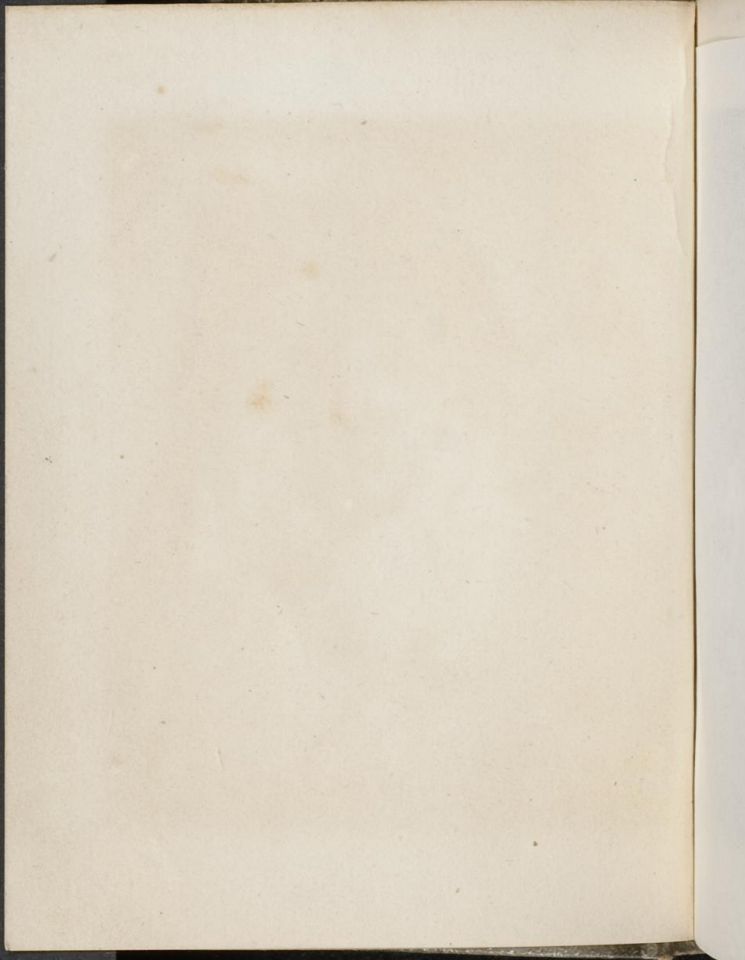


J. Falzoni del.

DER WILDE JÄGER.



104 DAS MÄDCHEN VON AQUILIEJA.





TO I I N I B I I I I D I E N N I K I Ü T T T I E I R .

[Faint, illegible text]

[Faint, illegible text]

erklä

Vertrieb zu
Erwerb
Billette zu
Einnahme
Festz. Blätter
von den Blät
Berechnung
des Blattes
den Blättern
Blätter zu
zu den Blät

Erklärung der Kupfer.

- G**abriele. Zu der Erzählung: Drei Duelle, von Em. Straube.
- M**ylitta. Zu der Novelle: Liebe im Monde, von Adolph Ritter von Eschabuschnigg.
- S**chön Klärchen. Zu der Erzählung: Der wilde Jäger, von Andr. Schumacher.
- D**er wilde Jäger. Zur Erzählung gleichen Namens.
- D**as Mädchen von Aquileja. Zu der Ballade gleichen Namens, von Joh. N. Vogl.
- D**ie beiden Mütter. Zu der Ballade gleichen Namens, von ebendemselben.
-

Erklärung der Kapitel

Die beiden ersten Kapitel sind für die ersten beiden
den Namen, von der 2. Seite
des Wägen von Kapitel 10 bis zur Seite 100
Der dritte Teil der Erklärung ist ein
den Jahr. Einmal.
Es ist nicht für die Erklärung. Es wird
Kann von Erklärung
Erklärung für die Erklärung. Die Erklärung
Erklärung

Erklärung
Erklärung
Erklärung

Frauenlob.

Taschenbuch für das Jahr

1835.

Erster Jahrgang.

Ich lob die Frauen früh und spat,
Ihr Lob das will ich immer mehren;
Ein Mann der Frauen Hulb nit hat,
Den wolt ich fürbas mit Gesang hie legen,
Ich lob die werthen Frauen zart,
Sie können uns wohl alle Leids ergehen.

Heinrich Frauenlob.

Drei Duette.

Erzählung von Em. Straube.

Gabriele küßte die Hand ihres Vaters, der die seinige segnend auf ihre Stirne legte; dann entfernte sie sich und ging nach ihrem Zimmer. Sorgfältig verschloß sie die Thür desselben, blickte in jede Ecke, um sich zu versichern, daß sie allein sey, hierauf zog sie einen Brief aus dem Busen, hielt ihn zögernd vor sich hin, als fürchtete sie, ihn zu eröffnen; — ihre Hände zitterten dabei, ihr schönes Antlitz erblich, ihre Brust hob sich konvulsivisch. Mit einem unsäglich bitteren Gefühle schaute sie auf die fast unleserlichen Züge der Schrift, die in nachlässiger Eile nur hingehaucht schien und seufzte tief.

Ein Mädchen, welches zum ersten Male liebt, sucht in jeder Kleinigkeit Bedeutung; darum schnitt auch der Anblick dieses Briefes in Gabrielens Seele, denn sie erinnerte sich des Augenblickes, in welchem sie seine ersten, schüchternen Zeilen empfangen hatte. „Damals“ — flüster- te sie und brach in Thränen aus — „damals wählte er Rosapapier mit Goldschnitt und seine Buchstaben zeigten die Anstrengung eines Kalligraphen — heute kler-

er auf ein aschgraues Blatt, was er mir zu sagen hat, denn unser Verhältniß ist ihm eine Bürde geworden. Damals freilich, damals liebte er mich noch!"

Eine süße Erinnerung glitt an ihrer Seele vorbei, sie eilte an den Schreibtisch, zog aus einem Schiefstische mehrere, zierlich verwahrte Briefe hervor und öffnete den ersten, der ihr in die Hände fiel.

Sie las:

„Meine angebethete Gabriele!"

„Einen vollen Tag lang habe ich Dich nicht gesehen „und mein Herz erliegt dem Schmerze der Sehnsucht. Ein „ganzer Tag — eine Ewigkeit für einen Liebenden! Ich „bin diesen Abend bei Frau von Montreuil gebeten „— ich weiß, daß auch Du eine Karte erhalten hast — „wirfst Du mich wieder heimkehren lassen, ohne daß ich „Deines lieben Unblickes froh geworden wäre? — Meine „Gabriele, Komm!"

Als sie das Billet gelesen hatte, blickte sie mit dem Ausdrücke der Verzweiflung gegen Himmel und rang die Hände; plötzlich aber, ihre ganze Kraft sammelnd, erbrach sie das Siegel des Briefes, welchen sie mitgebracht hatte, und las wieder:

„Mein Fräulein!"

„Eine Regimentsordre ruft mich nach Metz, ich reise „morgen dahin ab. Suchen Sie mich zu vergessen, man „kann ja Alles, was man ernstlich will. Überdies beut „Ihnen die große Welt so viele Zerstreuungen, Bälle,

„Theater, Abendgesellschaften, daß es Ihnen nicht schwer
 „werden wird, mein Bild aus Ihrem Gedächtnisse zu ver-
 „tilgen. Sie sind reizend, sind schöner als die gnidische
 „Göttin, Huldigungen umgaukeln Sie auf jedem Schrit-
 „te, ein Lächeln von Ihnen vermag einen Glücklichen zu
 „schaffen. Ein Daseyn von Seligkeit und Liebe erwartet
 „Sie — ich entsage mit Vergnügen den kindischen Schwär-
 „mereien einer jugendlichen Thorheit, um mich ganz wie-
 „der meinem Berufe zu weihen.“

„Ich empfehle mich

Victor de la Fare.“

Der unselige Brief entfiel Gabriels Händen und sie
 hob ihn nicht mehr auf. Sie weinte so heftig, daß es
 schien, als ob sie ihr Leben in Thränen ausströmen woll-
 te. Mit wankenden Schritten ging sie im Gemache auf
 und nieder, das Feuer im Kamin war erloschen, es war
 eiskalt; dennoch glühte die Ärmste, wie von einem Bul-
 kan: ein heimliches Fieber verzehrte sie und tobte wü-
 thend durch ihre Adern; sie mußte sehr unwohl seyn, denn
 jeden Augenblick wechselten die Rosen ihres Angesichtes
 mit einer fürchterlichen Todesblässe und ihr Herz schlug
 so heftig, daß es den Busen zersprengen zu wollen schien.

O wie glücklich hätte sie sich gepriesen, mit welcher
 Inbrunst hätte sie dem Himmel gedankt, wenn sie jetzt
 gestorben wäre; — wie heiß flehte sie um den Tod! allein
 sie war verurtheilt, noch länger zu leben, noch einen
 bittereren Kelch zu leeren! Das Leiden, welches an ihrem

Leben nagte, war keines von denen, für die das Grab Erlösung gewährt; verrathene Liebe nimmt das Gedächtniß ihres Unglückes auch in das Jenseits mit. — Gabrielens Krankheit gehörte nicht zu jenen Übeln, die von den Ärzten mit Dekokten oder Pillen weggebannt werden können, deren schlimmstes Resultat am Ende der ewige Schlummer in der Erde seyn kann: es war ein Fieber, erzeugt durch treulosen Undank, ein Leiden, das der Arzt nicht heilen, das seine Kunst häufig nicht einmal errathen kann, und das in einem zarten Gemüthe nur mit dem letzten Seufzer des Todes seinen Ausgang findet.

Die Luft war schaurig-kalt, der Nachtwind pffiff durch die entblätterten Zweige der Bäume, der Schnee quoll in dicken Massen von dem Firmamente herab, kein Stern flimmerte aus dem grauen Gewölke, kein Strahl des himmlischen Lichtes fiel auf die Erde herab, es war, als ob der Himmel sich absichtlich verhüllt hätte, um von den Gräueln seiner edelsten Geschöpfe Nichts mehr zu erblicken.

Mühsam zerrte sich Gabriele an das Fenster, öffnete es und schlürste mit einer wahnwitzigen Freude den eisigen Odem der Nacht. Ihr Angesicht, ihre Haare, ihr Hals bedeckten sich mit Schneeflocken und sie wühlte krampfhaft in der kalten Schichte; sie wollte so das Brennen ihrer Seele durch den äußeren Schmerz ertöden.

Inzwischen aber lag der unglückliche Vater in süßem Schlummer und träumte von seinem Kinde und koste mit ihr von einer glücklichen Zukunft, und sie stand ihm lä-

Helnd zur Seite als der Engel seiner Träume, denn sie war sein Alles, der Liebling und Trost seines Herzens. Eben drückte er die bräutliche Myrthenkrone auf ihr Haupt und sie erschien ihm himmlisch schön in dem reichen Schmucke des hochzeitlichen Staates, womit die Vaterzärtlichkeit sie angethan hatte.

Sage mir Niemand, daß Träume von Gott kommen, daß sie eine Ahnung von Oben seyen! — Träume sind Schäume, sind Lügen einer trügerischen Phantasie, die sich darin gefällt, den Menschen mit verführerischen Bildern zu höhnen, damit ihm die Täuschung beim Erwachen um so blutiger das Herz zerfleische!

Wäre der Traum eine Eingebung des Himmels, so hätte er nun, anstatt den armen Vater mit Gestalten der Freude und des Glückes zu umgaukeln, als finsterner Gnome an sein Lager treten und ihm dumpf an das Ohr rufen müssen: „Steh auf und fliege in das Kämmerlein Deines Kindes! Es ist bleich, Fieber nagt an seinem Gebeine und die Stirne verhüllt ihm ein Bahrtuch von Schnee. — Eile, eile, sonst mußt Du einen Totenkrantz bereiten.“

Doch kein Warner trat an des Vaters Bette, kein Zuruf erweckte ihn, und die Wahngelilde des Glückes umwoben ihn fort und fort mit täuschendem Glanze.

Am Thurme von St. Thomas Aquinus schlug es Mitternacht und diese Stimme der Kirche, die ja eine Stimme Gottes ist, hallte in Gabrielens Ohr, wie die

Donner des Weltgerichts. Schwermüthig verließ sie das Fenster und sank in einen Armstuhl — in düsterm Hinbrüten saß sie so, wohl eine Stunde lang; dann holte sie aus ihrem Busen ein Porträt, das nie von dieser Stätte kam, und heftete die thränenschweren, entzündeten Augen darauf.

„Victor,“ lispelte sie und Seufzer ersticken ihre Stimme, „o Victor, warum hast du mit schonungsloser Hand die Erstlingsblüthen meiner Jugendliebe zerrissen? Oh' ich dich kannte, umfaßte mein Gemüth nur die kindliche Zärtlichkeit für den Vater, ich kannte nur das Gefühl der Dankbarkeit und war glücklich — ach, warum hat Dein verderblicher Blick ein fremdes Feuer in meiner Brust entzündet? warum die Gluth Deiner Worte nur allzuleicht den Weg zu meinem Herzen gefunden? — ach, warum tauschtest du deine Liebe von wenigen Monden für ein ganzes Leben meiner Liebe ein?“

Gabriele stand auf, löste ihre nassen Haare und die schwarzen Locken umwallten kühlend ihren brennenden Nacken. Ihr gegenüber befand sich ein Wandspiegel, zufällig fiel ihr Blick in denselben. Sie erschrack, blickte noch einmal hinein und lächelte herb. Bläß, wie sie war und mit den fliegenden Haaren, glich sie so sehr einer büßenden Magdalena. Diese Ähnlichkeit erschütterte sie — sie fühlte nur allzu lebhaft, daß sie wirklich eine Büßerin sey!

Rasche Tritte kamen jetzt die Treppe herauf, mehrere Stimmen wurden vernehmbar. Gabriele horchte,

denn eine der Stimmen schien ihr nur allzubekannt. Jetzt hörte sie das Thor von unten verschließen, das Getöse kam immer näher. Gabriele lauschte aufmerksam, dann trat in ihrem Gesichte ein Ausdruck von Würde hervor, ein energischer Entschluß schien sich in ihrer Seele zu bilden.

Wenn der Mensch in den Momenten, wo das Unglück plötzlich und mit aller Gewalt auf ihn hereinstürmt, seinen Willen zu bewältigen und durch eine gewaltige That den Orkan zu beschwören vermag; dann gelingt es ihm bisweilen, die drohenden Zeichen zu zerstreuen, ja wohl sogar plötzlich die Sonne wieder heraufzubringen aus den dichtgebrängten Wolken; aber diese Kraft des Willens, welche man gewöhnlich Geistesgegenwart nennt, ist nur ein Eigenthum starker Seelen, die in der Schule des Leidens vielgeprüft und bewährt erfunden worden; von einem so zarten Wesen, wie Gabriele, konnte sie füglich nicht erwartet werden, um so mehr, als diese Täuschung die erste und zugleich eine so grausame war, daß sie mit derselben gleichsam die Erfahrung eines ganzen Daseyns erkaufte hatte.

Dennoch war der Vorsatz, welcher sich in ihr entwickelte, von der Art, daß man ihn wohl für die Frucht der Erfahrung hätte halten können, wäre Gabriele nicht so jung und kaum dem Erziehungs Hause entrückt gewesen. Doch sie dachte wohl, daß, wenn Liebe das Herz zu brechen vermag, es Etwas geben müsse, das auch die Liebe vernichten könne. Sie kehrte an den Schreibtisch zu-

rück, öffnete ihn, suchte in allen Fächern umher, und ging dann, von dem Ächzen der Verzweiflung, plötzlich zur höchsten Trunkenheit des Vergnügens über. — Wie ein leuchtender Stern tauchte es in ihrer Seele auf — sie erkannte, daß es in ihrem Willen liege, mit einem Male all ihr Leiden abzuschütteln.

„Ja“, flüsterte sie leise in sich hinein, „er soll mich noch ein Mal sehen, schön wie vormals, schön, wie an dem Tage, wo ich sein Herz gewann, wie ein Geist will ich an ihm vorübergleiten, und bleibt sein Gemüth kalt, dann weiß ich, wie ich meiner Sehnsucht den Frieden geben kann — für immer!“

Und sie that mit kindischem Wohlgefallen alle Verhältnisse auf und holte ihre reizendsten Kleider, ihren glänzendsten Schmuck daraus hervor.

Wenige Minuten später stand sie da, in ein köstliches Ballkleid gehüllt, ein Diadem flammender Edelgesteine im Haar; ach, es war derselbe Anzug, derselbe Schmuck, worin sie zuerst Victor's Aufmerksamkeit erregt hatte, der aber jetzt nur eine bittere Ironie der Vergangenheit zu enthalten schien, denn ein Puz, welcher der Liebe wohlgefiel, ist für die Gleichgültigkeit nichts als ein stummer Vorwurf, und zeigt nur in so grellerem Kontraste das, was war und für immer aufgehört hat zu seyn.

Gabriele betrachtete sich im Spiegel, ihre Blicke leuchteten bei dem Anblicke der himmlischen Erscheinung, die ihr daraus entgegentrat — selig wie eine Braut,

glaubte sie sich des Sieges versichert und die Brust pochte ihr vor freudiger Erwartung.

Aber dennoch beschlich sie wieder ein geheimes Grauen und bebte wie Frost durch das Mark ihrer Glieder — sie zitterte, sich Rechenschaft von dieser Bangigkeit zu geben, die vielleicht, so suchte sie sich selbst zu überreden, nur eine Wirkung des Nachtfrostes war.

„Sey es denn“, lispelte sie noch einmal, „wie ein Gespenst will ich an ihm vorübergleiten, wenn er mit seinen wüsten Freunden vom Gelage heimkehrt. Mein Anblick wird die erloschene Wärme seiner Neigung aufs Neue anfachen und meine Gestalt das Andenken des Glückes auffrischen. O er müßte kein Mensch seyn, wenn die Furchen des Grames in meinen Zügen, wenn der Wehruf meines Schmerzes kein Echo in seiner Brust erweckten. Er wird mich wiedersehen, mein Bild wird ihn umschweben — meine Liebe wird an die Saiten seines Herzens schlagen — er wird wieder mein seyn!“

Rasch öffnete sie die Thür und verschwand in den Schatten des Korridors.

Victor de la Fare, Capitán eines Dragonerregimentes, war der Sohn eines Mannes, der im Jahre 1793 auf dem Schaffote gestorben war, und hatte kürzlich das fünfundzwanzigste Jahr erreicht. Er war groß und schlank, aber sein Gesicht war unbedeutend und kalt; — das

gegen besaß er eine ungemeyne Gewandtheit, viel Wiß, Scharfsinn und die Gabe, sich in der Welt als einen Mann geltend zu machen, den seine Stellung zu den höchsten Ansprüchen berechtigt. Überdies hatte er sich vollkommen jene Anmuth der Salons, jene Sicherheit des geselligen Umganges angeeignet, welche so oft für Geist oder Bildung genommen wird; galant mit den Damen, wußte er sich bei ihnen sehr beliebt zu machen, und galt allgemein für einen sehr gefährlichen Herzenseroberer. Wenn er in eine Gesellschaft trat, so lief sein Name von Mund zu Mund und alle Blicke hafteten auf ihm. Eine Fremde, die ihn zum ersten Male sah, fand ihn gewöhnlich gekennt, abgeschmackt; allein kaum hatte er ein paar Minuten mit ihr geplaudert, so erschöpfte sie sich gewiß im Lobe seiner Liebenswürdigkeit. Fügt man diesen Eigenschaften noch bei, daß Victor ein beredtes Auge, ein höchst angenehmes Lächeln mit einem zierlich gewachsenen Schnurbarte und eine, mit Virtuosität geschlungene Kravate zur Schau trug, und fünfzigtausend Franks jährlicher Rente besaß, so haben wir ein vollendetes Signalement des Herrn de la Fare, dessen Vorzüge in der That, wie man sieht, auch manche reelle Seite aufzuweisen hatten. Übrigens war er nicht ganz ohne Bravour und Gutmüthigkeit, deshalb würde er von seinen Kameraden ebenfalls Achtung erworben haben, hätte nicht eine gewisse Weichlichkeit in seinen Manieren und ein ewiges Sehnen

nach den Zerstreungen der Hauptstadt ihm in ihrer Meinung Abbruch gethan.

Drei Monate im Jahre wurde gewiß dem Capitän der Aufenthalt in der Provinz unerträglich; dann wurde er regelmäßig krank und erwirkte sich einen Urlaub, den er natürlich nirgends besser als in Paris zuzubringen wußte. Einer seiner Verwandten von mütterlicher Seite, der Baron Liéval räumte ihm dann einige Appartements in einem abgeforderten, gewöhnlich leerstehenden Flügel seines Hôtels ein, und der junge Mann wußte seine Zeit so wohl zu benützen, daß sein Banquier meinte, jedes dieser Vierteljahre in Paris sey ein böser Feldzug gegen sein Vermögen, worin dieses die Kriegskosten zahlen mußte.

Im heurigen Jahre hatte der Haushalt des Herrn von Liéval einen Zuwachs erhalten — Gabriele, ein liebenswürdiges Kind von 16 Jahren, war so eben aus der Pension in den Schooß des Vaterhauses zurückgekehrt, um in die große Welt eingeführt zu werden. Das Fräulein war eine jener schönen Naturen, die von jedem ersten Eindrucke allgewaltig hingerissen werden; einfach erzogen, ein Neuling im Treiben der sogenannten guten Gesellschaft, fand sie sich mitten in eine Welt der Wunder versetzt, worin ihr Alles trefflich, jeder gleissende Schein Wahrheit, jede freundliche Miene offene Neigung dächte, und sie gab sich mit vollem Vertrauen den Eingebungen ihres arglosen Herzens dahin.

Ihren Cousin sah sie anfänglich mit gleichgültigen Augen; allein, jemehr sie sich der Huldigungen, die er an sie verschwendete, bewußt ward und sich geliebt erkann- te, desto inniger fühlte sie sich an ihn gezogen, und all- mählig erwuchs diese Neigung, die ja ihre erste war, zur Leidenschaft.

Gabrielens Vater, ein alter Geschäftsmann, voll Rechtlichkeit, Freimuth und Biedersinn, war zu wenig vertraut mit dem Geiste, der unter der Jugend unserer Tage herrscht, als daß er an dem Umgange seiner Toch- ter mit Victor hätte einen Anstoß nehmen sollen, und so setzte das Fräulein seine Billigung ihrer Liebe voraus, die nur um so tiefer in ihrem Herzen wurzelte.

Der Capitän empfand in der That — diese Gerech- tigkeit muß man ihm widerfahren lassen — eine Regung von Zärtlichkeit für seine reizende Base; allein, ein Lie- besverständnis die Dauer von drei Monaten überleben zu lassen, das hätte freilich geheißen, einen groben Fehler gegen den guten Ton zu begehen, und Victor lebte ja in der großen Welt, er konnte sich nicht der Gefahr ausse- zen, in den Verdacht zu gerathen, als habe er kleinstäb- tische Ansichten der Provinz angenommen. Was würden seine Freunde von ihm gedacht haben! — Nein, nein, er mußte mit Gabrielen brechen und Gabriele — hatte ihm ihr Herz für die Ewigkeit geschenkt!

Armes Kind!

Während sie oben am Fenster stand, und aus dem

starren Säusen des Nord's Kühlung für die Gluth ihres trostlosen Gemüthes suchte, hielt er vor der Pforte des Pallastes mit zweien seiner schlimmsten Genossen an, um seine etwas unsichere Haltung und den zerrütteten Anzug zu ordnen, damit der Thürsteher kein Argerniß nehme oder zum Verräther seines Zustandes werden könne; die Tropfen, welche von ihrem Haupte herniederrieselten, benetzten ihn und er fing sie auf und spritzte sie mit Enghemhaftem Muthwillen seinen Spießgesellen ins Gesicht, ohne daß sie Brandmale auf denselben hinterließen; dieselbe Luftschichte umspielte beide, ihn und sie, nur daß er sie mit trunkenen Scherzen erfüllte, während sein Schlachtopfer in heißen Seufzern um den Tod rang, den sein Treubruch verschuldet hatte.

Endlich knarrten die Riegel des Thores in ihren Angeln, Schritte schlurften schwerfällig über den Hof und stiegen die Treppe herauf.

Es waren drei Stimmen, welche kichernd, lallend, murmelnd durch die Gänge hallten. Victor hatte seine Kameraden beredet, die Nacht vollends bei ihm zuzubringen, und willig hatten sich die Schmarozer dazu herbeigelassen, da des Capitäns Abreise nicht mehr fern war und es zu den Gewohnheiten dieses Gelichters gehört, so lange an einer Frucht, die ihnen gebothen wird, zu sauzen, bis man sie ihnen entrückt.

Auf einer der untersten Stufen, machten die Wandler Halt und es entspann sich ein Gespräch unter ihnen,

dem die unsicheren, gröhrenden Stimmen und die unbeholfene Langsamkeit, womit die Reden artikulirt wurden, einen nichts weniger als interessirenden Anstrich gaben.

„Glaubt Ihr wohl, Doctor“, begann der Capitän, „daß Doctor Gall, wenn er Euren Schädel zerschneide, die Spur eines Gedankens in Eurem Gehirne anträfe?“

— Mein lieber Capitän — entgegnete der Befragte — ich fürchte, der gelehrte Kraniolog würde bey Euch seine Untersuchung nicht einmal vornehmen können, weil ich sehr in Zweifel bin, ob Ihr überhaupt einen Kopf habt.

„Kopflös muß mich freilich der Umstand zeigen“, fiel Victor dem Sprecher in's Wort, „daß ich Geschmack an Eurem Umgange gefunden habe, die Ihr doch Beide in der Zahlensumme der Menschheit als leidige Nullen figurirt.“

— Freund — lachte eine dritte Stimme im widrigen Schnurrbasse — es ist noch die große Frage, ob man Dir selbst nicht zu viel Ehre anthut, wenn man Dich im Ernste unter die Menschen rechnet.

„Darüber“, spottete der Capitän, „darüber laß Du die Weiber entscheiden. Es ist wenigstens mehr als wahrscheinlich, daß Ihr beide vor diesem Richterstuhle ein unbedingtes Verdammungsurtheil erhalten würdet.“

— Thu nur nicht allzugroß mit Deinen leidigen Eroberungen — rief der Doctor — am Ende ist's doch nicht mehr noch weniger, als eine alte Kofette oder ein naseweises Kind von Cousine.

„Still mit dieser Ubernheit“, lärmte Victor, „wenn

Du mich nicht rasend machen willst! Denkt Euch einmal, die Närrin hatte Grillen von ewiger Liebe im Kopf. Aber ich habe sie abgefertigt, daß sie an mich denken soll."

— Schlechte Bravour — murmelte die Bassstimme — an einem Gänschen von 16 Jahren zum Helden werden, kann auch ein Anderer, ohne das Hauptmanns-Patent zu besitzen.

Bei diesen Worten fuhr Victor dem Sprechenden an die Kehle und schrie wüthend: „Für diesen Hohn sollst Du mir blutige Genugthuung geben, Bursche! Hättest Du Waffen, Glender, Du solltest auf der Stelle —"

— Ich habe meinen Stock — erwiderte der Bassist — und der genügt gegen Deinesgleichen vollkommen.

Der Capitän machte rasch seinen Degen blank und fiel gegen den Beleidiger aus, der seinerseits mit dem Bambus geschickt zu pariren wußte. Der Doctor suchte zwar durch vermittelnde Worte den Streit beizulegen, allein die Kämpfer waren so erbittert, daß seine Bemühungen ohne Erfolg blieben.

Matt flimmerten die Lampen von den Wänden des Korridors, aber die erhitzten Streiter hieben mit blinder Wuth aufeinander los, da trat plötzlich um die Ecke des Ganges eine bleiche Gestalt hervor und trat mitten unter die Überraschten.

„Endet" rief sie mit schneidender Stimme, „endet! In diesem Streite kann nur ich Richter seyn und Gott. — Victor, ich verachte Dich, doch soll kein Unberufener

sich das Rächteramt anmassen, das einem Höheren vorbehalten ist; darum flieheth, Genossen des Lasters — ihn wird Gott richten!”

Und in den dunklen Windungen der Gänge verloren sich, nach drei verschiedenen Richtungen, alle Theilnehmer der nächtlichen Scene.

Der Capitän erwachte spät am nächsten Morgen mit wüstem Kopfe, verstimmt und abgesspannt, ohne sich sogleich des Abentheuers der vergangenen Nacht zu erinnern. Schlaftrunken und gähmend schaute er um sich her, da fiel sein Blick auf einen Brief, der auf dem Tischchen neben dem Bette lag und er erbehte im tiefsten Innersten.

Er klingelte und seine erste Frage an den eintretenden Tokai war: wer das Billet gebracht habe?

„Ein Domestik des Barons“, hieß es, „sehr früh des Morgens.“

Victor nahm das Schreiben mit ungeschlüssiger Hand, besah das Siegel, wendete es nach allen Seiten, legte es wieder weg, ergriff es wieder — er schien den Inhalt zu fürchten.

„Wahrscheinlich eine Einladung zu Tische oder zu der Parthie nach Neuilly, die, wie der Bediente sagte, morgen Statt finden soll“, bemerkte der Tokai.

Ein Wink seines Herrn entfernte den Burschen, und der Capitän erbrach das Siegel mit einer Hast, die ein ziemlich beredter Zeuge seiner Unruhe seyn konnte.

Sein Antlitz wurde kreidenweiß, als er einige Zeilen gelesen hatte, er warf den Brief zähneknirschend von sich, sprang vom Lager auf und schritt einige Male stürmisch im Zimmer auf und nieder.

Lange kämpfte er mit sich selbst, dann ergriff er das Billet von neuem, seine Hand zitterte, seine Lippen zuckten Krampfhaft und er las:

„Mein Herr!

„Wenn Verachtung uns das Recht gibt, einen Nichtswürdigen, den wir für einen solchen erkannt, als Brandmal seines Geschlechtes vor die Augen der Welt hinzustellen, so habe ich dieses Vorrecht im vollen Maße gegen Sie erworben. Ich leiste indessen willig auf einen Triumph Verzicht, der nur ein mittelbares Geständniß seyn würde, daß ich wirklich thöricht genug war, mein Herz an Sie weg zu werfen. Daß Sie meine Liebe zum Schlagworte für den Wig Ihrer Gefellen erniedrigten, daß Sie meiner reinen Neigung spotteten, das verzeihe ich Ihnen; aber Sie haben die Lebenshoffnungen eines Greises, Ihres Oheims vernichtet — dieß darf nicht ungeahndet bleiben. — Schlag ein Uhr erwarte ich Sie hinter dem Kiosk in der Tiefe des Parks — Sie sollen mir vollends den Tod geben! — Ein Bube, wer nicht kömmt.
Gabriele.“

Victor zerknitterte das Blatt zwischen den Fingern und sank in einen Sessel. Sein Gemüth war in einer Aufregtheit, wie er sie noch nie empfunden hatte.

Er betrachtete die Schrift mit aller Genauigkeit, es waren ihre Züge, er prüfte wiederholt das Petschaft, ja selbst das Papier entging seinem Forschen nicht — er kannte Beides allzugenau aus der Zeit, wo er noch häufig mit Gabrielen korrespondirt hatte, als daß ein Zweifel an der Ächtheit des Briefes möglich gewesen wäre. Allein der Geist, der sich in demselben aussprach? War dieß die weiche Sentimentalität, welche ihr, so lange er sie kannte, eigen gewesen war? Konnte dieß energische Auftreten aus dem Gemüthe eines sechzehnjährigen Mädchens stammen, das seit wenigen Monden in die Welt getreten war? — „Es ist nicht möglich“, rief der Capitän, als sein Nachdenken ihn einmal bis zu jenem Raisonnement geführt hatte, „es ist nicht möglich, gewiß hat sie ihren Vater zum Vertrauten gemacht, und dann bin ich verloren! Er hat großen Einfluß, mächtige Conjunkturen — sie werden mich verderben!“

Ächzend — düsterbrütend saß Victor da, ein Bild des Jammers; allein nicht der Vorwurf seines Verrathes an der harmlosen Jungfrau folterte ihn — es war bloß ein selbstfüchtiges Zagen um die Vereitelung seiner Entwürfe, seiner nichtigen Aussichten für die Zukunft. Er empfand keine Reue über den Frevel, den er an einem Herzen voll Liebe zu ihm verübt hatte, sein Egoismus nur fühlte sich in der Klemme; und, was gäbe es denn für Menschen dieser Art Peinlicheres, als die Gewißheit, in den Lieblingskindern ihrer selbstischen Einbildungskraft

befehdet zu werden! Der Capitän glaubte, es sey unmöglich, daß jene Zeilen aus Gabrielens eigener Eingebung fließen konnten, und dieser Wahn erfüllte seine Brust mit hangen Besürchtungen anderer Art; aber er vermochte nicht zu begreifen, daß eine betrogene, erste Liebe, wenn sie unverdorbenen Gemüthern den Tod geben kann, bisweilen auch in denselben eine Kraft entzügelt, deren sie früher sich selbst nicht bewußt waren; daß ein einziger Augenblick der Verzweiflung nicht selten eine Reife entwickelt, wie sie nicht immer bloß eine Folge durchlebter Jahre, erduldeter Wechselfälle des Glückes ist.

Gabriele hatte im Kampfe dieser Nacht die ganze Schule der Leiden durchgemacht, sie hatte gezittert, geweint, gehofft und zuletzt, nachdem sie den Gegenstand ihrer Thränen verachten gelernt hatte, alle Hoffnung für immer von sich gewiesen — sie war von einem schüchternen, empfindelnden Mädchen zur ernstern, ihres Werthes bewußten Jungfrau, zur Heldin geworden, stark genug, um ihren eigenen Weg zu gehen, und muthig dem Feinde ihrer Ruhe selbst entgegen zu treten.

Es schlug zwölf Uhr, der Capitän sieberte — eine Viertelstunde nach der andern verrann und noch war er zu keinem Entschlusse gekommen, ob er der Vorforderung folgen solle oder nicht.

Was konnte ihn anders erwarten, als Vorwürfe, die er vermeiden wollte, Erklärungen, die er nicht wünschen konnte, vielleicht Thränen, welche er nicht sehen wollte.

Dazu war die Witterung so stürmisch, der Wind so rauh, der Himmel so dicht mit Schneewolken umhangen, daß die Entschuldigung ziemlich nahe lag. Wahrscheinlich erschien sie selbst nicht und er hatte dann nur die Schwäche geoffenbart, sich von dem Tone ihres Briefes einschüchtern zu lassen. — Aber eben der Ton, in welchem Gabriele sprach, die Bestimmtheit, womit sie einen völlig gereiften Entschluß ausdrückte? — nein, nein, er durfte es nicht wagen, sie zu verletzen — von der Festigkeit, die sich in ihrem Betragen äußerte, war offenbar das Schlimmste zu besorgen! —

Es schlug drei Viertel auf ein Uhr — Victor langte nach Hut und Degen und ging.

Als er durch die beschneiten Alleen des Parkes schritt, dächten ihn die lautlosen Gänge, die entblätterten Bäume, der knisternde Schnee unter seinen Füßen und der eisbedeckte Rasen fast unheimlich — es war ihm, als habe die ganze Natur sich absichtlich all ihres Schmuckes entkleidet, um ihm zu zeigen, wie armselig ein Leben sey, dem die Blüthe des Hoffnungslenzes abgestreift worden — er schauderte — graße Ahnungen schwebten ihm peinigend zur Seite, und das Heulen des Windes in den Ästen kam ihm vor, wie ein Grabgesang seiner Lebensfreuden.

Gabriele erwartete ihn bereits — sie war allein.

Als er hinter dem Kiosk hervortrat, näherte sie sich einen Schritt, dann blieb sie dem Capitän gegenüber stehen und heftete einen starren, vernichtenden Blick auf ihn.

Victor konnte diesen Blick nicht ertragen, er senkte das Haupt und harrete sprachlos, wie diese Scene sich enden würde.

Nach einer Pause nahm Gabriele das Wort und sprach mit einer Stimme, die fest seyn sollte, der man aber die gewaltsame Anstrengung mit leichter Mühe abmerkte:

„Sie haben mich bis auf den Tod beleidigt, mein Herr!“

Victor wollte reden, allein das Fräulein winkte ihm gebietherisch, zu schweigen und fuhr fort:

„Mein Vater ist ein Greis, dessen graues Haar ich schonen muß, indem ich ihm verschweige, wie man sein Kind beschimpft hat — ich habe auf der weiten Gotteswelt nur einen einzigen Verwandten, Sie allein wissen, wie dieser mich behandelte — mir bleibt demnach nichts Anderes übrig, als, das Recht, das mir nach menschlichen Begriffen gebührt, mir selbst zu verschaffen. — Auf welche Weise thut Ihr Männer Euch gegenseitig genug, wenn eine blutige Beleidigung Eure Herzen zum Haße ansachte?“

Der Capitän antwortete nicht.

„Mann dem Manne — fuhr die erhitze Jungfrau fort — Mann dem Manne tretet Ihr einander gegenüber, und die Waffe muß zwischen Euch den Richter machen — nicht wahr? Ihr nennet das einen Zweikampf, ein Gottesurtheil, als wüßte die gnädige Vorsicht um den Wahn blinder Thoren, die da meinen, der Himmel würdige sie einer Entscheidung, wo Kraft und Unkraft, Gewandtheit und Unbehülfslichkeit das Büngelein der Wage regieren,

die der ewigen Vernunft ein Gräuel ist — Ich bin ein Weib, weiß mit den Waffen des stärkeren Geschlechtes nicht umzugehen, und kann mir daher in Eurer rohen Art nicht Genugthuung verschaffen — aber ich bin zu tief gekränkt, als daß ich das Leben länger ertragen könnte, ohne meine Schmach gesühnt zu wissen. — Reden Sie, mein Herr, was gedenken Sie zu thun, um Ihren Frevel wieder gut zu machen?“

Victor lächelte hämisch in sich hinein. „Aha“, dachte er, „sie will sich unter die Haube bringen, und meint mich nun durch Bravaden ködern zu können.“

— Vielleicht, Ihnen meine Hand am Altare reichen? — erwiderte er spottend.

Gabriele trat mit einer Geberde des Abscheues zurück. „Eher“, rief sie dann, eher auf die Galeere, als mit Dir zum Hochzeitsmale! Ich habe ein anderes Mittel erfunden, das die Stelle der Waffen zwischen uns vertretet, das ebenfalls dem Ungefähr den Rechtspruch zwischen mir und Ihnen anheimstellen soll. — Wählen Sie!“

Bei diesen Worten brachte das Fräulein unter dem Mantel zwei Phiolen von dunklem Glase und von ganz gleicher Größe hervor, und hielt sie mit abgewandtem Gesichte ihrem Beleidiger hin.

Verwundert blickte dieser nach ihr und wußte nicht, wie er sich diesen seltsamen Antrag erklären sollte. Nicht ohne eine Regung von Mitleid bemerkte er, daß Gabrielens ganzer Körper gewaltsam zitterte, daß ihre Augen

vergläst und ihre Wangen wie mit brennendem Roth übertüncht erschienen, daß sie überhaupt sich in einem Zustande unnatürlicher Spannung befand, der ihrer Gesundheit Gefahr bringen mußte.

Er trat deshalb einen Schritt zu ihr und sprach bedauernd: Fassen Sie sich, Cousine, Sie sind krank. — Was ist denn zwischen uns Großes vorgefallen, das Sie so tief erbittern könnte? — Ich flüsterte Ihnen Worte der Liebe in das Ohr, die Ihnen wohlgefällig waren — Sie erwiderten mein Geständniß. — Der Roman führte zu keinem Resultate, weil wir Beide noch zu jung zum Heirathen sind und ich — aufrichtig gesagt — noch keinen Beruf zur Ehe in mir verspüre; — wie kann eine solche Kleinigkeit Sie in dem Maße allarmiren? — Unser Weg lief einen Moment in gleicher Richtung dahin, wir wandelten ihn im freundlichen, oder wenn Sie lieber wollen, im liebenden Einvernehmen mit einander fort — nun trennt er sich — Jedes muß einer andern Bahn folgen — das geschieht im Leben so häufig, daß ich nicht begreife, warum es Sie allein so heftig affizirt! — Sie sind lebenswürdig, vom Glücke und von der Natur begünstigt — es bedarf nur Ihres Willens, und das Heer der Anbether, der Brautwerber, ist zu Ihren Füßen gefesselt. — Unsere kindische Ländelei aber wollen wir vergessen! —

„Ländelei!“ schluchzte Gabriele und vermochte ihrer Erschütterung nicht länger Herrin zu werden, „Ländelei? — Die erste, heilige Empfindung eines reinen Her-

gens hintergehen, den ganzen Himmel einer Liebe vernichten, die Blüthe eines Lebens zerreißen — nennen Sie das Tändelei? Hätten Sie sich früher in dieser abscheulichen Gestalt mir gezeigt, ich wäre glücklich, während ich es nun, mit diesem grausam enttäuschten Herzen, nie wieder werden kann. — Doch ich würde Ihnen verzeihen, wenn Sie bloß an meiner Liebe gefrevelt hätten, denn diese gehört nur mir an: indessen — Sie haben sich erlaubt, meinen guten Ruf auf die verpestenden Zungen Ihrer sogenannten Freunde zu legen — dafür muß ich Genugthuung im Namen meines Vaters, dem der Leumund seiner Tochter angehört, von Ihnen verlangen. — Diese unscheinbaren Waffen sollen sie mir gewähren.”

Sie reichte ihm von Neuem die beiden Phiolen. Victor schaute sie fragend an — sie fuhr fort:

„Eines der Fläschchen enthält Gift, das andere Quellwasser — beide sind sich vollkommen ähnlich, ich selbst kenne dasjenige nicht mehr, das ich mit dem Tode anfüllte. Wählen Sie, welches Sie wollen, das zweite werde ich behalten. Wir setzen es dann gleichzeitig an den Mund, leeren es und”, fügte sie mit erlöschendem Tone hinzu — „Gott wird Richter seyn!”

Der Capitän schauderte; er war im Zweifel, ob er träume, oder ob der Wahnsinn aus dem zarten Geschöpfe spreche, das ihm gegenüber stand. Eine Weile schaute er unschlüssig bald Gabrielen, bald die verhängnißvollen Gläser an — doch plötzlich zuckte ein Gedanke in ihm

auf — blitzschnell hatte er beide Phiolen aus des Fräuleins Hand gerissen und schmetterte sie mächtig an den nächsten Baum — dann schrie er wüthend: „Um eine Tolle ist mir mein Leben nicht feil!“ und entfernte sich in stürmischer Eile.

Ein gellender Schrei Klang hinter ihm nach, aber er floh, ohne umzublicken, und die wilde Lust seines gewöhnlichen Treibens hatte schon nach wenigen Stunden das Bild des unglücklichen Mädchens verwischt.

Als Victor spät Abends nach Hause zurück kam, fand er das ganze Palais in Unruhe und Bestürzung. Das Fräulein — erzählte man ihm — sey im Park ohnmächtig gefunden worden, und ringe nun, in ungestümen Phantasien, mit dem Tode.

Acht Tage nach Gabrielens Beerdigung befand sich der Baron von Léval allein in dem verödeten Gemache seiner Tochter. Welch eine Veränderung war in dieser kurzen Zeit mit ihm vorgegangen! Seine Stirne war ganz kahl, seine Augen glanzlos, seine Wangen hohl geworden, er schien in acht Tagen um acht schwere Jahre gealtert. Ach — ein Vater, der keine andere Freude, keine andere Zukunft hat, als sein Kind, ergibt sich, wenn ein unverhoffter Schlag ihm daselbe plötzlich entreißt, so ganz dem Schmerze, daß ihn dieser überall hin begleitet, wie sein Schatten; sein Lager bewacht, wenn

er zur Ruhe geht, und seinen Schlummer mit düsteren Träumen bevölkert. Sinkt er endlich, müde und abgespannt vom Gram, bewusstlos dahin, so schwirrt das Gespenst des Schmerzes um sein Kissen und heult ihm in das Ohr: Während Du hier des irdischen Schlafs genießt, schläft Dein Kind den ewigen! Denkst Du nicht daran, daß morgen, wenn Du erwachen wirst, kein zärtlicher Kuß mehr Deine Stirne kühlen, kein kindliches Lächeln Dein Herz erquicket, kein Wort der Dankbarkeit Dein Leben verschönern wird? — Du kannst schlafen und Dein Kind ist todt!

Wenn ein Mensch, verwöhnt an das Glück, der kein anderes Leid kannte, als irgend eine kleinliche Beschwerde des Tages, einmal vom Mißgeschick heimgesucht wird: so meint er, vor dem Hauche der Widerwärtigkeit vergehen zu müssen. — Der Arme, dessen Daseyn eine Kette von Mühsal und Elend ist, sieht jeden Zuwachs derselben als ein unabwendbares Verhängniß an, und ein Mehr oder Minder bringt ihn nicht aus seiner Fassung; doch der Günstling des Glückes fühlt auch die geringste Laune desselben mit tausendfacher Bitterkeit, und ein schwerer Streich des Unglücks zerschmettert ihn.

Der Baron von Liéval, der durch Vermögen, Rang und andere Vorzüge eine höchst ausgezeichnete und angenehme Stellung in der Gesellschaft behauptete, war ganz in derselben Lage. In seinem Kinde hatte er alle seine Hoffnungen concentrirt und er glaubte zuversicht-

lich, das Glück, welches all seine Wege geleitete, einst auch auf sie übertragen zu können; da riß eine unglückliche Stunde sie mit einem Male aus seinen Armen — er sah sich einzeln, freuden- und liebeleer auf der Welt und sein Herz verblutete unter dem Gewichte dieser Verlassenheit.

Zuweilen war es ihm, als träume er nur: dann riß er die Augen auf, suchte seine Tochter ängstlich, rief sie bei den süßesten Namen; allein er fand sie nicht, und wenn eine Stimme ihm Antwort gab, so war es ein Weheruf aus der Tiefe des Grabes.

Wie innig wünschte der Baron, seiner Tochter nachfolgen zu können in die Grube; doch der Tod ist unversöhnlich, seine Spitze mäht nur die Glücklichen und geht höhrend an denjenigen vorüber, denen das Loos ewiger Thränen geworden ist.

Ganze Tage lang brachte der Greis in dem Zimmer der Verlorenen zu; dort konnte er sich wenigstens mit ihr beschäftigen. Jeder Spiegel hatte ja ihr Bild empfangen, in jedem Sessel hatte sie geruht, auf jeder Tafel der Parketen hatte ihr Fuß verweilt; deshalb wähnte der kinderlose Vater nun in allen diesen Dingen sein Mädchen selbst zu erblicken — es war ihm, als ob ein Theil von dem Daseyn seines Lieblings daran zurückgeblieben seyn müßte.

Mit einer schmerzhaften Freude betrachtete er insbesondere das seidene Bette, auf welchem sie geruht hat-

te, und über welches sich eine prächtige Himmeldecke wölbte. Ach, jetzt schlummert sie nicht mehr in der Mitte eines glänzenden Gemaches, sondern mitten im Friedhofe; nicht mehr auf Eiderflaum, sondern auf Brettern von Eiche, und über ihr breitete sich statt eines befranzten Vorhanges ein Leichentuch von Erde aus — ekles Gewürm war ihre Gesellschaft.

Seine Blicke trübten sich bei diesem Gedanken, er stand auf, öffnete die Schränke und tändelte mit den Kleidern, Kaschemirs und Seidenzeug, die einst sein Kind geschmückt hatten; seine Brust zog sich krampfhaft zusammen, als lastete ein Ambos auf ihr. Diese Kleider umfingen sonst den weißen Nacken seiner Gabriele und wallten unter den keuschen Schlägen ihres Herzens, diese seidnen Stoffe rauschten um ihre schlanken Hüften, diese Shawls verhüllten vordem Formen, die einem Engel anzugehören geschienen hatten; ach, der arme Vater fand in jeder Falte eine Erinnerung an sein Kind, fand das selbe ganz und lebend hier wieder.

Heiße Thränen badeten dann seine abgehärmten Wangen, ihm wurde leichter im Gemüthe.

Als er sich entfernen wollte, ging er zufällig am Schreibtische vorüber. Er blieb vor demselben stehen, tausend wonnige Bilder klammerten sich hier an das Gedächtniß des Greises. Hier konnte er ja sogar sich wieder mit seinem Mädchen unterreden, konnte mit den Augen verschlingen, mit Küssen bedecken die Briefe, welche sie

ihm vormals geschrieben hatte, als ein Kind, getrennt von ihm, eingekerkert in die Mauern der Pension und auf der Erde Niemanden kennend, als den Mann, welchen sie Vater nannte.

Mit zitternder Hand schloß er den Sekretär auf, spürte mechanisch in den Papieren umher und fand bald die Briefe Gabrielens, welche sie einst an ihn entworfen hatte, so wie seine Antworten darauf; eine wohlthuende Bärtlichkeit athmete ihm daraus entgegen, — er las, las wieder und glaubte wieder aufzuleben in der dankbaren Liebe seines Kindes.

Er griff nach andern Papieren — es war das Tagebuch Gabrielens. Er blätterte gierig darin umher und freute sich der reinen Gefühle, welche sich überall aussprachen.

Plötzlich schauderte er entsetzlich zusammen, seine Augen flammten, seine Faust ballte sich krampfhaft, sein bleiches Antlitz entzündete sich von dunklem Roth, seiner Brust fehlte der Odem — erstickend haschte er nach Luft; wiederholt streift er mit der glühenden Hand über die Stirne und betastet sich am Leibe, ob er auch wirklich wache. — Nein, nein, das mußte ein Gaukelspiel der Hölle seyn, was seine Blicke umschwirrte, diese Züge waren nicht mehr Gabrielens Schrift — es waren Worte, von einer Rächerhand hingezeichnet, damit der Mörder der Unschuld an den Tag komme.

Noch immer unterstützte der Baron seine Stirne mit

der Hand — er überflog das Tagebuch wieder, fand die Briefe, deren darin Erwähnung geschah — wie Schuppen fiel es von seinen Augen — er wußte nun, an welchem Leiden Gabriele gestorben war.

Wüthend stieß er seinen Kopf an die Ecken des Kastens, rief sein Kind und forderte es ächzend aus dem Grabe zurück, damit es Zeuge seyn könne von der Rache, die er ihm geben wollte.

Herr von Liéval hatte den letzten Brief Victor de la Fare vor sich und zweifelte nicht mehr, daß derselbe Gabrielens Herz gebrochen, daß sie aus Gram getäuschter Liebe gestorben sey.

„Schmach“ — schrie er — „Schmach über den Glenden!“ Und flehend schaute er zum Himmel hinauf und fühlte neue Kraft in seinen Adern erwachen. Er, der sich des Morgens nur mit äußerster Anstrengung nach diesem Zimmer geschleppt hatte, verließ es nun hastig, mit festem Fuße; sein ganzes Wesen war verjüngt, denn es handelte sich darum, die Asche seines einzigen Kindes zu sühnen, der Welt ein warnendes Beispiel zu geben.

In seinem Kabinete schloß er sich ein, ergriff die Feder und schrieb mehrere Stunden lang; er aß nicht, trank nicht, der Schweiß troff von seinem Angesichte; aber er fühlte keine Ermattung und schrieb rastlos fort — es war sein Testament, das er in Ordnung brachte. Dann suchte er aus seinem Gewehrschränke die besten Pistolen, die längsten und schärfsten Degen, verfügte über sein Haus-

wesen und befahl dem Kutscher, den Reisewagen anzuspinnen.

Eine Stunde darauf, vom Hunger und Durst genagt, vom Schläfe gefoltert, rasselte der Baron auf der Straße nach Metz dahin, der Spur seines Messen in wilder Eile folgend.

Der Capitän befand sich seit einigen Tagen zu Metz, und das Andenken G a b r i e l e n s stellte sich nur höchst selten, und auch nur für Augenblicke, vor seine Seele. Keine unheimliche Erscheinung raubte die Ruhe seiner Nächte hinweg, kein Phantom mit blassem Antlitz, hohlen Augen und dumpfer Grabesstimme tauchte neben seinem Lager empor; er besaß zu viel leichtes Blut, um sich mit dem Bilde einer Frühverwelkten zu befassen; zu wenig Gemüth, um etwa deshalb Gewissensbisse zu verspüren.

Victor war einer jener Menschen, die das Leben, wie es sich gibt, gut oder schlimm, hinnehmen, die eben so leicht vergessen, als Andere tief empfinden, die die Lust einathmen, weil sie glauben, sie sey ihretwillen da, die den Himmel betrachten, bloß, weil sie Augen haben und den Tod nicht fürchten, weil er für sie das Ende aller Dinge ist.

Dem Wirbel der Hauptstadt entrückt, suchte er sich wieder an das Treiben des Garnisonsdienstes zu gewöh-

nen, stand des Morgens zur vorgeschriebenen Stunde auf, bestieg sein Pferd, ging auf die Parade und that Alles, was sein Beruf von ihm forderte; Abends war er regelmäßig im Theater, machte irgend einer Schönen Fleurettten vor, die am folgenden Tage Stadtgespräch waren — oder er saß bechernd, auch wohl spielend, im Klubb seiner Kameraden und legte sich spät zu Bette. Am nächsten Morgen begann derselbe Reigen vom Neuen und Tag für Tag, Woche für Woche, spannen sich in gleicher Einförmigkeit ab.

Eines Morgens — er befand sich noch im Bette, schlaftrunken, aber vergebens den Schlummer herbeiwünschend, welcher vor dem champagnerwüsten Taumel des Kopfes floh — eines Morgens also, ward heftig an seine Thür gepocht und sein Tokai meldete ihm einen Fremden, der ihn zu sprechen verlangte. Erstaunt über einen Besuch um fünf Uhr früh und verdrießlich über die Störung, befahl er, ihn abzufertigen; allein Jener ließ sich nicht zurückweisen.

Bedeckt mit Staub, das Gesicht glühend, die Haare zerrüttet, trat, ohne Antwort zu erwarten, der Baron von Liéval ein. De la Fare erblaste, nicht aus Schreck, denn, wie gesagt, er fürchtete Nichts, sondern, weil die Erscheinung des Vaters, ihm den Tod der Tochter, in das Gedächtniß zurückrief.

Er winkte seinem Bedienten, sich zu entfernen —

sie waren allein, Stirn an Stirne der verwaiste Vater mit dem Mörder seines einzigen Kindes. Der Baron ergriff einen Armstuhl, setzte sich, ohne eine Sylbe zu sprechen, an das Lager des Capitäns, faßte seinen Arm gewaltig und heftete einen durchbohrenden Blick auf ihn. Der junge Mann wollte seine Augen abwenden, denn er vermochte diesen Blick nicht auszuhalten; aber das flammende Auge des Greises verfolgte ihn überall. Er wollte sich erheben, doch die Eisenhand *Pi é v a l s* nagelte ihn an seinen Platz: er wollte reden — der fürchterliche Blick fesselte jeden Laut an dem Rande seiner Lippen.

Und noch immer saß der Baron da, ohne daß ein Wort aus seinem Munde ging — sein Schweigen erregte in der That Grausen.

Der Capitän wagte nicht, sich dieß Benehmen zu erklären — entweder, dachte er, ist der alte Mann wahnsinnig geworden, oder — dabei bebte er unwillkürlich — er hat das Geheimniß vom Tode seiner Tochter erfahren. Die Furcht vor dem letzteren Umstande, krallte sich peinigend an seine Seele, denn die Rache eines Vaters, dem das Einzige, was ihn an das Leben band, entrißen, dem die Freude seines Alters zerstört worden war, mußte ein Vulkan werden, um denjenigen, der so an ihm zum Verbrecher geworden war, schonungslos zu verschlingen.

Aber Furcht ist in den Momenten der Gefahr verderblich — dieß wußte Victor und bemühte sich, sein Auge

zu jenem des Greises zu erheben — es war starr und haf-tete mit einem Ausdrucke auf ihm, als wollte es das Blut aus seiner Brust saugen.

„Mein Herr Baron“, stammelte er endlich, „welchem Ohngefähr darf ich Ihre Reise nach dieser Stadt, Ihren Besuch bei mir zuschreiben?“

Der Baron lächelte, aber mit jenem Ausdrucke, der das Mark in den Beinen frieren macht, lächelte mit einer gräßlichen Bitterkeit und versank wieder in Schweigen.

Eine Regung von Mitleid flog durch Victor's Seele; — er war nun überzeugt, daß der Greis in der That wahn-sinnig geworden sey.

„Ich glaube Sie zu verstehen“, fuhr er fort — „und Sie haben vollkommen Recht, zu reisen. Es gibt Unglücksfälle, die so fürchterlicher Art sind, daß man die Luft des Ortes, wo sie uns trafen, nicht mehr ertragen kann — es wird dann Bedürfniß, einen anderen Himmel über uns zu sehen, einen anderen Boden zu betreten, um dem Schauplaze unseres Grames fern zu seyn. — Sie haben sehr wohl gethan, Paris zu verlassen, denn Sie bedürfen neuer Eindrücke, um sich der früheren, die gar so trauriger Natur sind, zu entäußern.“

Der Baron machte ein bejahendes Zeichen — Victor athmete etwas freier; er schöpfte allmählig die Vermuthung, Herr von Liéval wisse von demjenigen noch

nichts, was, wenn es ihm bekannt wurde, seinem Neffen nur verderblich seyn konnte.

„Die Erinnerung an Ihr einziges Kind“, setzte er seine Rede fort, „das Andenken Gabrielens, die den Inbegriff Ihres ganzen Glückes ausmachte, schwebt Ihnen in der Hauptstadt allzusehr vor Augen — überall begegnen Sie ihr, Jeder erneuert durch Fragen das Gedächtniß von ihr. — Arme, unglückliche Cousine! o, daß Du so früh, so blühend in das Grab sinken mußtest! — Hat man denn gar keine Spur von der Veranlassung ihres Todes gefunden?

Hier beneßten sich die Augen des Capitäns von ungewollten Thränen, und sein Herz blutete und sein Gewissen machte ihm herbe Vorwürfe, daß er seine lebenswürdige Verwandte mit solcher Leichtfertigkeit aufgeopfert hatte. Seine Zähren waren aufrichtig, zum Theile mochten sie vielleicht wohl auch der Scham über die eigene Erbärmlichkeit fließen, deren Gefühl in diesem Augenblicke vernichtend auf ihm lastete.

Als der Capitän die Hand von seinem Angesichte entfernte und seine Blicke erhob — Entsetzen — da sah er dicht vor seinen Augen einen Brief — einen Brief, den er nur allzuwohl erkannte!

Der Baron hielt das Schreiben mit fester Hand vor ihn hin, und seine Blicke sprühten Flammen und seine

Zähne knirschten schrillend an einander — es war Victor's Abschiedsbrief an Gabrielen, derselbe, der sie gemordet hatte.

Der junge Offizier stieß einen Schrei aus und wollte sich zu den Füßen des Vaters stürzen, um seine Verzeihung zu erflehen; allein Herr von Liéval hielt ihn mit eherner Faust zurück — hier war an kein Entkommen zu denken.

Victor versuchte nun sich zu rechtfertigen, und den beleidigten Vater milder zu stimmen.

„Ich bekenne mich schuldig“, begann er mit einer, vom Schluchzen unterbrochenen Stimme, die kaum vernehmlich war; „ich bekenne es, daß ich unedel an Gabrielen handelte; aber bin ich darum auch an ihrem Tode Schuld?“

Der Baron hielt noch immer den Brief unverändert und schonungslos vor sein Angesicht.

„Dheim!“ schrie der Capitän mit steigender Angst, „theurer Dheim, lassen Sie sich durch Ihren Schmerz zu Keiner Ungerechtigkeit gegen mich verleiten. Ich erkenne das Schreckliche Ihrer Lage, welche in der That hoffnungslos seyn muß, wie jene der Verdammten — doch, wie konnte ich ahnen, daß Gabrielens Herz von einer jugendlichen Thorheit so allmächtig hingerissen seyn könnte!“

Der Baron sah den Capitän mit verächtlicher Miene

an, und seine Hand zuckte bedeutsam nach dem Herzen. Jener fuhr fort:

„Bannen Sie die Verzweiflung aus Ihrer Seele, Onkel! — Noch bleibt Ihnen ja ein Verwandter übrig, der letzte Ihrer Familie! Wenn Sie es wünschen, so will ich mein Regiment verlassen, alle meine ehrgeizigen Pläne aufgeben, Ihnen überall nachfolgen und in Ihre Liebe all meinen Ehrgeiz setzen! — Sie sollen an mir einen Sohn haben, der Ihre Thränen trocknen, der, wenn Sie krank sind, an Ihrem Bette wachen, der Sie mit kindlicher Zärtlichkeit pflegen wird. — Vergebung, Oheim, — seyn Sie mir ein Vater, ich will streben, ein, Ihrer würdiger Sohn, ein Ersatz für Gabrielen zu werden!“ —

Der Baron schlug seinen Mantel auseinander, ohne ein Wort zu erwiedern, und schleuderte zwei Degen und ein paar Pistolen auf den Boden.

Victor erblaßte, sein Blut verwandelte sich in Eis. — Nachdem er die Tochter gemordet hatte, nun vielleicht auch dem Vater den Tod zu geben — die Schuld eines Doppelmordes auf sich zu laden, däuchte ihn doch zu grausam, und die Stimme seines Gewissens machte sich mit aller Kraft geltend.

„Mein Herr Baron“, sagte er, zurücktretend, „wozu diese Waffen? Glauben Sie ja nicht, daß ich mich mit Ihnen schlagen werde — nimmermehr werde ich die Hand

gegen Sie erheben. Halten Sie mich für schuldig — hier ist meine Brust — so durchbohren Sie mich; allein ich kämpfe nicht mit Ihnen!”

Der Greis winkte mit der Hand und seine Bewegung war so gebietherisch, daß der junge Kriegsmann keinen weiteren Einspruch wagte, sondern willenlos gehorchte, wie ein Kind seinem Zuchtmeister.

Zum ersten Male in seinem Leben bedurfte Victor de la Fare keines Bedienten zu seiner kurzen Toilette; im Nu war er angekleidet, er stand ja vor einem Manne, der von ihm Rechenschaft für das Blut seines Kindes heischte, und das grause Schauspiel einer unbeugsamen väterlichen Entrüstung nahm alle seine Sinne gefangen.

Lieval verbarg Degen und Schießgewehr wieder unter seinen Mantel und Beide verließen des Capitäns Wohnung. In einem Wagen vor dem Hause warteten ihrer die nöthigen Sekundanten — mit Blitzesschnelle waren sie außerhalb der Stadt.

An einem abgelegenen Orte wurde gehalten, man stieg aus und in wenigen Minuten waren die Degen bloß.

Neuerdings versuchte der Capitän Erörterungen.

Herr von Lieval schwieg hartnäckig.

„Nun denn“, sagte de la Fare, „ich erkläre noch einmal, daß ich mich nicht schlage. Meine Herrn“ — fuhr

er, gegen die Zeugen gewandt, fort — „der Herr Baron ist mein Oheim, war der vertraute Freund meines unglücklichen Vaters — ist ein gebrechlicher Greis — es scheint, daß ich die Veranlassung zu dem Tode seiner Tochter war — kann die Ehre verlangen, daß ich ihn mit Willen tödte, da er von mir Genugthuung für einen unwillkührlichen Mord verlangt?“

— Allerdings müssen Sie sich schlagen, Capitän — antwortete der eine von den Gefragten, indem er die Pistolen lud — wählen Sie die Waffen.

Verzweiflungsvoll langte Victor nach einer Pistole.

Die Entfernung wurde gemessen, die Signale verabredet und alle jene abscheulichen Vorbereitungen getroffen, welche dem unsinnigen und verruchten Gebrauche eines Duelles voranzugehen pflegen.

Der Baron nahm seinen Posten, fünfzehn Schritte von dem Capitän.

„Sie sind der Beleidigte, Sie haben den ersten Schuß“, bemerkte Victor mit erzwungener Ruhe.

Herr von Liéval hob die Waffe, zielte lang — der Schuß knallte.

De la Fare stand unverletzt.

„Die Reihe ist an mir“, rief der Capitän mit geprüfelter Stimme, und schoß in die Luft.

Die Sekundanten traten vor und erklärten glückwünschend, daß der Ehre beider Theile vor den Augen der Welt genug geschehen sey.

Die Blicke des Barons funkelten grimmig — er trat ebenfalls zu seinem Gegner.

„Victor de la Fare“, schrie er mit donnernder Stimme, und erhob die Rechte über sein Haupt: „Fluch über Dich, Mörder meines Kindes — ewiger Fluch!“

Und wie ein Sturm war er verschwunden.

Tages darauf spülten die Wellen der Mosel einen Leichnam ans Ufer — und es war der Capitän de la Fare, der bei einer Lustfahrt unversehens ausgeglitten, über Bord gefallen und ertrunken war.

Der Baron von Liéval aber kehrte nicht mehr in sein Hôtel zu Paris zurück, man hat nie wieder Etwas von ihm gehört. Sein letzter Wille hatte die Armen zu seinen Kindern gemacht.

Dramaturgische Streckverse.

v o n

B a u e r n f e l d .

Beifall schallt von allen Seiten: aus den Logen, vom Parterre;
Wissen sie, warum sie klatschen? Ach, erleuchte sie, mein Herr!

Shakespeare, Ziegler, Göthe, Scribe — o sie nehmen alles mit,
Speisen Rosen so wie Diskeln mit dem gleichen Appetit.

Dichter geben Leib und Seele, doch sie wollen nur den Leib,
Suchen in der Iphigenie wie im Scribe — Zeitvertreib.

Vormals widmeten die Meister sich der Iosen Kunst mit Liebe,
Hauchten ihre eig'ne Seele in's mechanische Getriebe.

Normen wurden aufgefunden — dichteten die Meister
lieber! —

Der verständigste der Deutschen schrieb den Canon auf darüber.

And're kamen, die bewiesen: Lessing sey der Schönheit Richter,
Doch ihm fehle die poet'sche Seele und er sey kein Dichter.

Wenn er Minna schrieb und Nathan ohne Poesie und Seele,
Glaub' ich's, daß Ihr kritisiert, ob vielleicht der Kopf Euch fehle.

England, Spanien und Frankreich standen fest in Kunst und Leben,
Deutsche Art und Bühne schien sich nebensammen zu erheben.

Und es gab ein reges Leben in dem neuen Elemente:
Was nur das Genie erobert, kultivirten die Talente.

Aber ach! die Meister starben und verwaist stand das Theater;
Glut und Flamme war erloschen, Dampf und Rauch qualmt aus
dem Krater.

Und sie bauten eine Bühne in den wesenlosen Lüften,
Aus Romantik, Lieb' und Sehnsucht, Mondschein und Musik und
Düften.

Ohne Körper schwebt's und nebelt's, nirgend will's zusammenhalten,
Und dramatische Gedichte nannten sie die Truggestalten.

Vornehm thut die Muse, will sich nicht herab zum Volke lassen,
Und so singen denn die Dichter, was sie eben selbst nicht fassen.

Welche Wahnsinns Glut! o welch ein metaphysisches Spektakel!
Pythia auf ihrem Dreyfuß sprach nicht dunklere Drakel.

Das wär' echte Hippokrene? wie? das wär' der Geist des Dritten?
S'ist der deutsche Pegasus nur, auf Shakespearisch zugeritten.

Doch das wack're Pferd aus Holstein — so behaupten alle Kenner—
Wird, wie man es auch dressire, nie ein engelländ'scher Kenner.

Schade um die schönen Künste! Schade um die schöne Kunst!
Ihr gewinnt nichts für Euch selber, und verliert der Andern Gunst.

Denn zum Gegensatz hebt erst die Gemeinheit recht ihr Haupt,
Die so wenig an Euch selber, wie an Cuern Shakespear glaubt.

Und der Zwiespalt ist entschieden, jedes schreitet seine Pfade,
Doch Ihr tragt die Schuld, verschüttet's Kindlein eben mit
dem Bade.

Und die Frösche quacken munter, Kommen lustig aus den Rigen,
Baden süß mit Wohlbehagen in der Seine seichten Pfügen.

Dramen schnappen sie wie Fliegen, vorgekaut vom Übersetzer,
Ernst ist wie Humor verachtet, der Poët heißt ihnen Keger.

Schröder, Pfand ist zu ernst, es schmeckt nur fremde lock're Speise,
Und die Bühnenkünstler finden sich in die bequeme Weise.

Aber soll denn dieß Misere des Parnasses sich bemeistern?
Soll dieß übersehte Wesen uns're Bühne ganz entgeistern?

Deutschland hat doch auch Talente, die es ernst und würdig meinen;
Lasset Euer Licht, Ihr Dichter, doch nicht unter'm Scheffel scheinen.

Wendet Euch nicht von der Bühne mit verrächtlichen Geberden;
Tretet erst in's Leben und Ihr werdet auch lebendig werden.

Äschylus und Plautus, Shakespear, alle Großen aller Zeiten
Mühten sich, dem Volk ein Schauspiel, doch ein würd'ges zu
bereiten.

Was nicht quillt aus innerm Leben, wird nie recht in's Leben
bringen;
Für das Volk müßt Ihr die Lieber, nicht für die Gelehrten singen.

Sondert Euch nicht in Partheyen, Jeder zeige, was er sey;
Wirke tüchtig, und am Ende nimmt die ganze Welt Parthey.

Klagt nicht über schlimme Zeiten! Jede Zeit ist gut und schlecht;
Wer sein Ziel verfolgt gelassen, kommt mit jeder Zeit zurecht.

Robelt nicht nach fremden Mustern, senkt in's Herz den klaren
Blick,

Wenn's lebendig ist, so strahlt es auch das Leben Euch zurück.

Und das Volk, es lauscht Euch gerne, folgt gern der gesunden
Richtung,

Schaut sein Leben freudig in dem Zauberspiegel Eurer Dichtung.

Und wie Ihr gewirkt, so wirkt es wieder günstig Euch entgegen,
Denn in Kunst und Leben bringt nur Einheit den gewünschten
Segen.

erfrucht led'ig
a. heilige Zeit
sich hermiten
sich empfand
reißt und nichtig
unter in Schöpfung
erreichlichen hin
sch lebendig
Großen alle
doch ein mit
eiten.
th wie recht ist
ingen;
für die Schöpfung
geige, was in
ganze Welt
ist ist gut und
mit jeder Zeit

Liebe im Monde.

Novelle von

Adolph Ritter von Eschabuschnigg.

Es schlug drei viertel auf zehn. Dunkel lag Blumenbeet und Gebüsch, die hohen Pappeln schauerten kaum merkbar im flimmernden Sternenschein, und fern herüber schlug die brandende Woge der Ostsee; ich saß sinnend an der Steinbank, und schaute trübe gegen das einsame Häuschen, das am Ende der Allee seine dunklen Ranten in das heitere Himmelblau einschchnitt, lastend schwieg die Nacht um mich, drückte mich die Erwartung, — die ganze Natur schien aufgebahrt vor mir und ich selbst kam mir vor, wie ein einsamer Leichenwächter. Da überslog leise den östlichen Horizont ein blauer Schein, wie eine matte, bleiche Morgenröthe, und aus dem gestaltenlosen Dunkel trat mächtig der weite Wasserspiegel des Meeres hervor; heller ward es im Osten und immer heller, ich blickte träumend hinein in's Lichtweben, endlich am fernsten

Wasserrande erschien ein schimmernder Punct und der Punct entfaltete sich und ward zum steigenden Monde, und die ganze Natur schien aufzuzucken mit dem wachsenden Strahle und sich erwachend des herrlichen Glanzes zu freuen. Der Wind zog spielend über die wehenden Blätter, die weißen Statuen traten lebendig an den dunklen Wänden hervor, die Mondblumen erschlossen ihre Kelche, und Schmetterlinge zogen summend darüber und Juniuskäfer, und dabei rauschte es seltsam in den Wipfeln, und die Fledermäuse piffen und die flatternden Eulen schnarrten, und die Ostsee brauste lauter mit hohlem Getöse an die Gestade. Es schlug zehen, der volle Mond stand weit unten über der Wasserfläche, sein rothgelber, stehender Schein verlöschte das milde Sternenlicht, und nur selten noch tauchte für Augenblicke der Sirius oder der Zigeus am wolkenlosen Himmel empor, wie eine stille, fallende Thräne. Mein Auge hing, angeheftet, am Vollmonde, der Sehestern schmerzte mich schon, aber doch konnte ich den Blick nicht abwenden, Fluth und Landschaft flossen verbämmernd vor mir zusammen, nur der Mond wuchs immer größer und heller, und schien vor mir seine leuchtenden Glanzauen voll Lotosblumen und wallender Gestalten zu entfalten, und seine stillen Ozeane von keinem frechen Riele durchschnitten.

„Armer Kornelius! armer Endimion!“ rief ich halblaut gegen die glühende Scheibe, „so mußte dein milder, klarer Geist untersinken im trüben, verwirrenden Irrsinn-

ne, und die Spheroiden 51,570 Meilen von dir entfernt zerstörend in den stillen, heiligen Kreis deines Denkens und Fühlens treten, und dein frommes Herz zerdrücken und deinen hellen Gedanken! — Du böser Mond du, der sonst so willkommen und gesegnet über meine stillen Nächste aufging, den ich den Freund des Liebenden, den Tröster des Unglücklichen nannte, — du böser Mond du! du hast mir geraubt den theuern Freund meiner Jugend, meinen guten Kornelius!”

Raum hatte ich ausgesprochen, da knarrte die Thüre des Häuschens an der Allee, mir pochte das Herz hörbar, all mein Blut drängte sich schwellend im beengten Busen zusammen; wie sollte ich meinen Freund wieder sehn, — vor fünf Jahren trennten wir uns umarmend in der Göttinger Musenhalle, die weite Welt, das lachende Leben lag Jedem von uns geöffnet, und hundert Stimmen lockten und riefen; ich hatte früh die Menschen kennen gelernt und das verwirrte und verwirrende Getriebe des Egoismus, das wir Leben nennen, und unbeladen ließ ich das prunkende Schiff des Glückes hinaustreiben in die blaue Fluth, und zog den stillen Fluß abwärts in's stillere Thal und wählte genügsam mir ein ruhiges Friedenloos; nicht so Kornelius; die schöne Fernsicht war ihm zu reizend, das weite, große Leben zu herrlich, als daß er mit seinem vollen Jugendherzen ihm so schnell Absagen sollte. „Wie ein Vogel ziehe ich über die Welt“, schrieb er mir aus Paris, „und während ich mich rein erhalte in

meiner Perspektive, fließt der volle, unendliche Strom abwechselnd unter mir vorüber." Endlich verlor ich seine Spur; aus Sicilien erhielt ich seinen letzten Brief, in dem er mir verkündete, daß er nicht übel gelaunt sey, den Wanderstab in einen Mast zu verwandeln, und das Leben an fernen, winkenden Küsten zu verkosten. Ziehe fröhlich hin durch die lockenden Wellen, dachte ich mir, so oft ich ein Segel sich blähen sah in der alten Ostsee, ziehe fröhlich hin, mein guter K o r n e l i u s, auch du wirst einmal zurückkehren in's rauhe Thal der nordischen Heimath, und dich nimmer nach der Mandelblüthe und der glühenden Drange des Südens sehnen, auch in deiner Brust wird es einmal ruhig werden; tritt nur heraus einmal aus dem Zauberkreise, den wir Jugend nennen, und der Schimmer des Reizes ist hin, die Leidenschaft ein verbrauchter Sturm, und das Herz eine arme Reliquie; dann siedelt sich die geschäftige Häuslichkeit um's versunkne Pompeji mit Pflug und Spaten an, das Weinlaub, der Hopfen wuchert über die jonische Säule, und von der Zeit der Sehnsucht sagst du: sie ist gewesen! —

Es ist anders gekommen. Plötzlich, vor fast einem Jahre lese ich in einer Gazette aus Rom: K o r n e l i u s W* ein Deutscher aus D* machte am 15. August seine erste Luftfahrt, und stieg bis zu einer selten erreichten Höhe. Mir schwindelte der Kopf, als ob ich selbst tausend Toisen ober der Erdrinde schwebte, ich las und las wieder, ja es war mein K o r n e l i u s. Die bewegte Zeit versperrete

jede Verbindung mit dem Süden, und ich mußte mich resignirend auf ruhigere Tage vertrösten. Da erhielt ich vor einigen Wochen von einem alten Freunde aus Frankreich einen Brief; er traf im südlichen Theile des Königreichs ganz unerwartet mit *Kornelius* zusammen, den das Gerücht schon im voraus als berühmten Luftschiffer und Schüler der *Madame Blanchard* ankündete. Mein Freund suchte ihn auf und fand ihn sehr verändert, seine frühere Neigung für Botanik, Mineralogie war verschwunden, nur wenn er von der Aeronautik, von *Jacques Etienne Montgolfier*, von *Mesmer* sprach, glühte sein Auge in seltsam verzehrendem Feuer, überflog seine bleiche Wange ein leuchtendes Fieberroth. Mein Freund bemerkte sogleich, daß ein zerrüttendes, fremdes Wesen in sein Leben getreten sey, seine Nerven schienen heftig angegriffen, es ging auch ein Gerüde, daß er Nachtwandler sey, und überhaupt trug man sich mit verschiedenen seltsamen Gerüchten vom, bläsen Aërostatiker. „Doch wozu soll ich dir, mein lieber *Walter*, noch mehr von *Kornelius* berichten“, endete mein Freund, „er reiset nach *Lübeck*, du wirst ihn dort selbst sehen, und besser beobachten, als ich es bei seiner flüchtigen Erscheinung zu *Bivarais* zu thun im Stande war.“

Meine Neugierde und meine Theilnahme waren auf das Höchste gespannt, ich reisete sogleich nach *Lübeck*, und erfuhr, daß der berühmte *Kornelius* bereits angekommen und sich einen Garten an der Ostsee gemiethet habe. Es

war Abend, als ich in den Garten trat; sein alter Diener *Andrés* empfing mich mit Freude und Thränen, und bestätigte mir das Gerüchte, *Kornelius* war wirklich Mondgänger. Eben schief er ermattet in seinem Kofette, sein psychisches Leben ging unter in dunklem Mistizismus, während er es potenziert glaubte zur höchsten *Clairvoyance*. Draußen gingen wir im Garten auf und ab, er berichtete mir, daß ich ihn heute in seinem Schlafwachen von der Steinbank am besten beobachten könnte, er selbst ging vor dreiviertel auf zehn in das Häuschen nachzusehen.

Er hatte leider wahr gesprochen; kaum stand der volle Mond im Osten, so knarrte die Thüre, und heraus trat eine hohe, vermagerte Gestalt, die edlen Züge starr und farblos, waren vom Gelocke umhangen, das dunkle Auge glühte regungslos — vom Monde bescheint, und die enge Kleidung ließ wie eine altdeutsche Hausstracht die schlanken Glieder hervortreten, die sich langsam in taktmäßigen Schritten bewegten. Es war *Kornelius*, verwüstend waren die Jahre, in denen ich ihn nicht gesehen, über seine blühende Gestalt gezogen. — Doch war er es unverkennbar. Er kam an mir vorüber, ohne mich zu bemerken, ich folgte ihm leise, schweigend schritt er fort, durch die Laubgänge und Blumenrabate zur Springquelle, dort setzte er sich langsam am Bassin nieder, *Agapanthen* und *Kollokassien* standen wuchernd um die *Marmelzierathen*, das gleißend weiße Standbild der *Diana* prangte mitten im Wasserspiegel, und hoch darüber trieb

silberhell im Mondlichte der Wasserstrahl; ich nahm ein wenig abseits an der beschnittenen Baumwand Platz. Regungslos saß K o r n e l i u s an der plätschernden Fontaine, die Hände still in einander gefaltet, den Blick unverwandt gegen die Stelle gekehrt, wo der Vollmond nun eben hinter einer langsam ziehenden Wolke stand; leises Lächeln spielte wie eine süße Erinnerung um seinen Mund; da ging plötzlich stärker die Nachtlust, und hob die hüllende Wimper des Mondes, riesengroß stand er im blauen Grunde, über den Bassin aber flog auf Augenblicke in den zerstäubenden Wasserperlen ein schimmernder Mondregenbogen. „Mylitta!“ seufzte K o r n e l i u s leise und hob die Hände gegen den farbigen Nebel. Und wieder war's stille, und der Springquell plätscherte, und K o r n e l i u s saß regungslos, wie vordem.

Wie das erste Dämmern des Morgens am Himmel aufstieg, seufzte er leise, und abgemess'nen Schrittes, wie er gekommen, schlich er wieder durch die Allee zurück; die Thüre knarrte, er war verschwunden.

So war es denn wahr, was das Gerücht sagte, was mein Freund schrieb: K o r n e l i u s war Mondgänger, sein physischer und psychischer Organismus zerrüttet! Ich bin Arzt, die Menschlichkeit trieb mich an, die Freundschaft spornte mich, K o r n e l i u s Rettung leuchtete mir lockend als das Ziel meines Strebens vor. —

Ich ging am nächsten Tage zu ihm, matt lag er zu Bette. „Walter!“ rief er mir freundlich entgegen, und

streckte die Hand aus, ich ergriff sie mit Innigkeit: „D mein Kornelius!“

Er blickte mir treuherzig in die Augen, wie er es sonst wohl oft gethan; „wie lebst du?“ fuhr er endlich fort, „du mein Alter, Treuer! Die Jahre sind gekommen und gezogen, bist du in Frieden!“

„Ich bin's; ein trauliches Stübchen, eine blühende Flur, ein blauer Himmel darüber, ein reines Herz.“ —

Er. Und keine Liebe?!

Ich. Keine, — Kornelius! Wohl ist das Herz voll, und ahnt und träumt, aber nur die Ahnung, der Traum ist schön, was in's Leben tritt ist der Nemesis verfallen, dem Fluche des Augenblicks.

Er. Die Liebe ist mild, aber über dem Leben muß sie stehn, nicht in, nicht unter ihm.

Ich. Bist du glücklich, Kornelius!

Er. Ich bin's; nicht eben, wie ihr das Glück nehmt, aber ich bin's! — Sieh' hier die Blume!

Ich nahm sie von seinem Herzen, sie war eine große, halbgewelkte, mit weißem Kelche, wie ich nie eine gesehen.

Er. Ich erhielt sie diese Nacht.

Ich. Diese Nacht?

Er. Am Springquell?

Ich. Kornelius! — du bist krank.

Er. Wohl war ich es; aber ich bin geheilt, ach — geheilt! — die schöne Rose mußte brechen, der Dornenstock trieb von Neuem und wucherte; — o Walter! —

Ich. Du wurdest Luftschiffer; ist die Erde nicht schön in der grünen Tracht, das Weltmeer nicht weit genug bis zu den fernen Küsten, — was suchtest du das fremde Element?

Er. Wenn die Liebe fortzieht, magst du weilen? — sieh' das Himmelblau — das freundliche kannst du ihm abhold seyn? sieh' die Sterne all' — wie sind sie so mild, o! und der Mond. —

Ich. Bleicht Wachs und Finnen, macht Ebbe und Fluth, und zieht, 60 Erdhalbmesser fern, in 27 Tagen, 7 Stunden und 43 Minuten in der Ellipse um die Erde; ist ein dunkler Klotz, empfängt sein Licht von der Sonne, und bildet sich in vulkanischer Revolution zum bewohnbaren Weltkörper.

Er. O, wie gelehrt und gelernt, mein Walter! wenn ihr euern Tobias Mayer und Schröter ausgelesen so vermeint ihr, Alles weg zu haben, und leset Kollegia über die Mondberge. —

Walter! ich stand auf den goldgrünen Hügeln, in den leuchtenden Thälern mit den Blumen aus Morgenroth und Ätherblau; fern zog die stille Nachtleuchte, die Erde, o so mild, wie sie uns hier unten nimmer ist, und die Mitternacht war schöner, als unsere Maimorgen, und Mylitta lag mir am Herzen, und große, stille Nachtigallen schlugen, und ihr Lied war kein Seufzer, kein Tammerlaut eines brechenden Herzens.

Ich. Deine Liebe — im Monde? —!

Er. Im Monde, — droben im stillen Sterne, der gegen die Erde ist, wie ein mildes, beruhigtes Herz gegen ein wildes, zerrissenes, drüben unter den Lotosblumen und den Riesenpalmen, wo der Edotio flötet und die Lerche steigt im ewigen Morgenroth! — Und ich weiß es, daß die Liebe ein Ewiges ist, ein Dauerndes; ihr Vorfrühling ist hier unten, aber drüben ist ihr längster Tag — ihr herrlichster!

Ich. Du schwärmst.

Er. Die Erde ist die erste Stufe der Leiter, die durch's All fortläuft, und die großen Gestorbenen, die nur größere Lebende sind, kehren zurück manchmal mit den Mond- und Sternenstrahlen, das stille Gemüth erkennt ihre Gegenwart, und der Morgenthau ist die Freudenthräne ihrer Erinnerung. — Mylitta war bei mir diese Nacht — und so manche vergangne!

Ich. O nicht, Freund! eine wirre Täuschung tritt verdunkelnd über deine Wahrnehmungen, wohl ruhen sie in Gott die Todten, wir dürfen hoffen, sie wieder zu sehen, — aber ihre Hülle zerfällt still in Staub, schießt im Gräschen auf, blüht im Vergißmeinnichte, — ihre Geister aber richtete Gott mit Ernst und Milde.

Er. Wie ihr so Alles wißt, und deduziren könnt mit eurem Verstand; aber, glaub' mir, er ist ein enges Winkelmaß, eine kurze Elle; messet nicht Gott daran, nicht die Geisterwelt! Eure Vorstellungen, eure Gedanken sind so nett, so gezirkelt, wie chinesische Häuschen,

eure Schlüsse — hölzerne Brückchen, wie man sie zu Duzenden in jedem Parke trifft; euer Bewußtseyn eine Stalllaterne, ein Grubenlicht, eine argantische Lampe, mit der ihr wohl einen Saal erleuchten könnt, aber nicht das Universum. Eben, was außer dem Bewußtseyn liegt, über dem erbärmlichen Kreuzdornzaune, das ist vom Lichte; ihr nennt es dunkle Ideen, aber sie sind heller, als eure anatomirten. Die fünf Sinne sind elende Spürhunde des Körpers; des Menschen eigenthümliches, innerstes Leben hat feinere Fühlhörner und Nervenfasern. Die Sinnenwelt ist ein gleißender Zaubergarten, aufgebaut aus dem Staube der Verwesung, erst tritt heraus, daß dein innerer Sinn aufwacht, und dann in seiner höchsten Klarheit wende dich wieder zu ihr. Wie sie dir da ganz anders erscheint! du siehst die Säfte im Baume zur Blüthe aufstreben, siehst das Weben in der Knospe, wenn sie sich öffnet, hörst des Schmetterlings leises Seufzen, verstehst die Liebesstimme der Nachtigall. Im ätherischen Nebel liegst du, dein Auge ist geschlossen, aber du siehst ohne Netzhaut, und keine Nacht ist dir dunkel; das Sonnengeflecht des Nervensystems ist dein Zerebrum, dein Sensorium, du nimmst wahr ohne Organ, denkst ohne Marksieber, das Prinzip deiner Existenz wird thätig ohne die trägen Handlanger. Die Sprache ist edel wie die Anschauung. Und endlich bist du im Sonnenpunkte des Hellsehens, du beschaust dich selbst und die Körper der Geisterwelt, frei wendest du dich nach Innen und

Außen, lösest ungestraft das Räthsel deiner Existenz, und am Wege a priori erwacht das Selbstbewußtseyn der Seele. Mit der gesammten Natur trittst du in eine höhere Verbindung — ohne Raum, ohne Zeit. — Es ist ein vollkomm'nerer Zustand, der Vollendung näher, — alle Individualität hört ja auf in Gott, — Liebende sind eins, — das ist ja das Heilige der Liebe! — die im magnetischen Rapport stehen, auch, du kannst lesen in der Schwesterseele, ihr Gedanke ist der deinige, und all' eure sympathetischen Nerven zittern und tönen ineinander. O, ich habe in einer Seele gelesen, die geheimsten Mysterien eines Herzens geschaut; — Mylitta! dein Herz ist zerfallen, dein Geist fortgezogen; — um den Preis Genesung! nimm sie weg von mir, und laß mich mitziehen in die Mondauen!

Ich. Ich kenne diese Systeme, die Fabeleien eines Parazelsus, die Behauptungen des Siderismus; Mesmer mag ein großer Mann gewesen seyn, wohl mag sich ein allgemeines Fluidum durch alle Winkel der Schöpfung ziehen, auch durch die Nervenathmosphäre des Menschen, aber greif nicht ein in das verhüllte Geheimniß, wer bändigt den entfesselten Dämon, der mit Irrsinn straft und Vernichtung?

Er. So vermeint ihr, Uneingeweihte! was ihr nicht mit Ziffern berechnen könnt, und nach Unzen wägen, das ist bei euch vom Übel. Walter! wandle friedlich auf deiner grünen Erde zwischen Kräutern und Erdschichten, mir

ging ein Höheres auf, das Prinzip des individuellen Lebens im Unendlichen, mich ziehen die Gestirne!

Noch länger sprachen wir, einander nur halb verständlich, ohne daß Einer von uns in die Ansichten des Andern einging; er gab mir einige Papiere mit, und ich sehe mich veranlaßt aus denselben und aus dem, was mir sein Diener erzählte, den Lesern noch Einiges aus dem Leben meines Freundes mitzutheilen.

Eine heftige Krankheit meines Freundes in *Sicilien*, woher ich den letzten Brief von ihm erhielt, führte die entscheidende Katastrophe für sein Leben herbei. Seine Nerven waren von jeher äußerst reizbar, in der Kindheit litt er viel an Krämpfen und Zuckungen, — seine nachmalige Hinneigung zu Schwärmerei und Mistizismus wirkte verheerend auf seine Organe, die Reisestrapazen schwächten seine Kraft, und die wandelnden, erregenden Bilder seines Lebens spannten vereint mit dem Wechsel des Klima auf eine zerstörende Art sein Gemüth, das der Ruhe im höchsten Grade bedürftig war. So wurde, während er im immerwährenden Reize sich wohler fühlte, als je, seine Jugendkraft und Gesundheit untergraben, und drohte in Kurzem einen gänzlichen Verfall. Was auch sein treuer *Andreas* zu einem stätigen Stillleben mahnen mochte, zur wohlthuernden Ruhe der Häuslichkeit und Ordnung, *Kornelius* hörte nicht darauf, und glaubte nicht an die Zerrüttung seiner Gesundheit. Man muß den Becher auskosten in der Jugend, war sei-

ne Antwort, und so zog er schwärmend, wohin ihn die Sehnsucht des Augenblicks trieb — von Land zu Land, von Thal zu Thal, die Nacht ward ihm zum Tage, der Tag zur Nacht, wie es seine Laune und seine Genüsse forderten.

Zu Palermo endlich verweilte er länger, als irgendwo; sein Leben schien ein friedliches, geregelteres. Wie auch der wunderschöne sicilische Frühling locken mochte mit den glühendsten Farben, mit den süßesten Düften, wie sie nur die Sonne Hesperiens hervorzaubert, Kornelius kam nur selten aus seinem stillen Häuschen. Den heißen Tag hindurch schlief er, wie aber der stille Abend seine Rosen über den hellblauen Himmel streute und dämmernd über die Erde mit all den süßen Geheimnissen der Liebe und Sehnsucht zog, und wie nun die Blüthenbüsche unten im Garten lebendig wurden und zitterten und wankten in der lauen Nachtlust, und die Nachtigallen lauter schlugen und schmelzender, da ging er seelig hinaus auf den Balkon und sog die Hauche des Frühlings und die Düfte des Gartens in die schwellende Brust, und horchte den Nachtigallen und dem wechselnden Blattgeflüster.

Und stiller ward es im Garten, und immer stiller, die Nacht hielt ihren Odem an, und die Zweige verzitterten und die Nachtigallen, und der Mond und die Sterne schauten freundlich in den geheimnißvollen Zauberkreis. Da schlugen vom Altane gegenüber lange, ziehende Guitarrlaute an, erst leise, dann immer schwellender, voller,

und unter den Kakten und Oleandern saß eine stille, weiße Frauengestalt, schön wie ein milesisches Märchen, lustig wie ein Phantasiebild der Maiennacht. Der Mond stand über dem Garten und beleuchtete die zarte, feine Gestalt. Ihr Antlitz glich einer gelungenen Büste griechischer Kunst, überweht vom warmen Rosenhauche des Lebens, ihr Gewand war weiß, wie Lilien, dabei glühte ihr Auge so hell unter den schwarzen Locken, und das Doppellicht des Mondes und der Phantasie erhob das ätherische Wesen hoch über die gewöhnlichen Gestalten des Lebens.

Nicht auf dem nüchternen Wege der Achtung, auf dem anziehenden feiner Koketterie, nicht durch das aufquellende Gefühl des verwandten Herzens, noch weniger als irdische Flamme konnte die Liebe meinen Freund erfassen, nur dieses Geheimnißvolle, Seltsame, dieser reizende Mistizismus war die Bedingung ihrer Einwirkung auf ihn. Kornelius saß der holden Unbekannten begehungslos die schönen Nächte gegenüber, süßes, schaffendes Träumen ersetzte ihm die Wirklichkeit, er horchte ihren Tönen, sah ihr still in's verklärte Antlitz, und seufzte mit aller Glut der Liebe! „Mylitta!“ über die duftenden Blüthen und Mandelbäume hinüber.

Andreas ließ ihn in seinem stillen Treiben gewähren und hoffte aus dieser keimenden Liebe die erfreulichsten Folgen für die Zukunft.

Alle Tage, sobald der Morgen graute, erwartete er dann seinen Herrn, um ihn auszukleiden.

Da geschah es denn eines Tages, daß die Sonne schon hell durch die Fenster schien, ohne daß Kornelius vom Altare gekommen; endlich ging der sorgliche Diener hinaus, um nachzusehen. Kornelius saß an der gewohnten Stelle, den Kopf vorwärts gelehnt an's Gelände, er schien zu schlafen. Noch eine Weile wartete Andres, da schlich er näher, rief ihn erst leise, dann lauter beim Namen, Kornelius regte sich nicht, Andres faßte ihn behutsam an, aber seine Hand war kalt; er richtete ihn auf, kein Leben, kein Athemzug, — alle Glieder steif!

In höchster Angst lief er um den Arzt, bald erschien dieser prüfte Puls und Herz lang und bedächtig, und wandte sich endlich entschieden zum Diener: „Zu spät; der hat geendet.“ Laut weinte Andres bei seinem guten, lieben Herrn, und erst nach lange konnte er sich anschicken, ihn im weiten, einsamen Zimmer aufzubahren. Er ging in den Garten hinunter, um Blumen und Zypressen zu hohlen.

Wie er zurückkam, kniete eine hohe, schlanke Gestalt tief in weiße Schleier verhüllt beim Bette des Gestorbenen. Sie erhob sich mit Würde, und im reinsten Deutsch bath sie Andres, seinen Herrn zu ihrer Mutter hinüber tragen zu lassen, indem sie versicherte, er sey nicht todt, und könne gewiß noch zum Leben gebracht werden. Der holde Klang der Stimme, das Süße der

Heimathsprache stimmten den Diener sogleich willfährig, obwohl er die Hoffnung der Wiederbelebung schmerzvoll belächelte; — zudem erkannte er in der Dame die holde Erscheinung vom Balkone, die nächtliche Guitarrspielerin.

Im Pallaste gegenüber empfing sie eine hohe, edle Matrone, das freundliche, schöne Gesicht überschattete eine Wolke der Sorge und des Schmerzes; sie sprach das Mädchen französisch an, die Stimme war gepreßt und bekümmert. Sie schien der Jungfrau ernste Vorstellungen zu machen, die aber blieb immer entschieden in Haltung und Ton. Sie hatte sich unterdessen entschleiert, aus ihren lieben Augen leuchtete süße Hoffnung, fromme Zuversicht; endlich schien die Matrone bekümmert nachzugeben, und küßte die Jungfrau mit einer Thräne im Auge auf die Stirne. Die Diener der Dame trugen *Kornelius* in das nächste Zimmer, das Mädchen ging zu ihm hinein.

Die Dame und *Andres* blieben im Vorsaale, sie winkte ihn auf einen Sessel. Sorgevoll hatte sie ihr Haupt auf den Arm gestützt, und seufzte von Zeit zu Zeit; *Andres* sah still vor sich hin, verschiedene Gedanken fuhren wechselnd an ihm vorüber, ohne daß er einen davon fest halten und verfolgen konnte.

Im Zimmer daneben athmete es hörbar, manchmal ging es in ein verhaltenes Seufzen über, dann war's auf einmal wieder still, dazwischen klangen bald einzelne Guitarrtöne, bald ganze Melodien. Darüber war es Abend geworden, der Mond stieg auf, und warf unheim-

liche Schatten in den langen, geschmückten Saal, da schlug drinnen einmal die Guitarre lange und schmelzend, und wie sie geendet, hörte A n d r e s einen schweren, tiefen Seufzer; die Thüre ging auf, das Mädchen schwebte langsam heraus, wie ein holder, blasser Lilienengel. „Er lebt!“ sprach sie im weichsten rührendsten Tone; die ältere Dame fuhr angstvoll auf und umarmte sie. A n d r e s sprang vom Sessel und hinein. Da saß K o r n e l i u s im Mondlicht' vor einem deckenhohen Spiegel, sein Angesicht war bleich, sein Aug geschlossen, aber der leisgehobene Busen verkündete das warme, athmende Leben.

„O mein Herr, mein guter, lieber Herr!“ rief A n d r e s, und sank an seiner Hand auf die Kniee, K o r n e l i u s aber fing zu zucken an mit den Gliedern. „Weg vom Kranken, du treuer Diener!“ rief schnell wiederkehrend das Mädchen. A n d r e s ergriff es unheimlich, er entfernte sich.

Alle Abende durfte er seinen Herrn besuchen kommen, alle Abende fand er ihn lebenvoller, röthter, manchmal hörte er ihn durch die verschlossene Thüre sprechen; aber wie er hineintrat, schien ihn sein Herr nicht zu bemerken, oder hatte gar die Augen geschlossen. Das Mädchen war dabei von Tag' zu Tage blasser anzuschauen, zuletzt glich sie ganz einer weißen Rose, oder einem bleichen Schneeglöcklein, die ältere Dame aber traf er häufig in Thränen.

„Nun noch einen süßen, linden Schlaf“, sagte das

Mädchen eines Abendes mit froher, zitternder Stimme, „und er ist wieder eine rothe Rose.“

Und *Kornelius* versiel in den süßen, linden Schlummer, und seine ganze Natur beruhigt und besänftigt trat wieder in's alte Geleis des Lebens zurück, seine Sinne erwachten, seine Pulse gingen voll und geregelt; im Gefühle der Kraft und des Wohlbehagens schlug er nach langsamem Schlafe endlich die Augen auf.

„Wo bin ich?“ rief er, aber er blickte in Augen voll Thränen, es waren die der alten Dame, kummervoll saß sie an seinem Bette; — zur Seite aber stand ein zweites, geschmücktes, über und über hingen üppige Mirten mit ihren weißen Blüthen darüber hin zwischen den hohen, wehenden Lichtern, und Jasmin blühte zur Seite und weiße Rosen. „*Mylitta!*“ rief er mit gellendem Schmerzenlaut, und sprang vom Bette auf und hin zur Stillen, Blassen unter den verschlungenen Mirten. Sie war todt, — er gerettet!

Eine milde Schwermuth lag seitdem in seinem Herzen, nicht der grasse Schmerz der Verzweiflung bemächtigte sich seiner, sondern stille, zehrende Sehnsucht. Am Balkone saß er, wie sonst, manche lange, freundliche Nächte, und schaute über den Garten hinüber nach den blühenden Oleandern und Kaktussträuchen, und seufzte: „*Mylitta!*“ Oft ging er zu *Madame Blanchard* hinüber, und saß im langen Saale in der Mondämmerung, oder im wohlbekanntem Zimmer, und spielte die Guitarre, wie

einst die Geschiedene. *Andres* erinnerte ihn an seinen früheren Plan, Europa zu verlassen, aber er war von der Erinnerungstätte seiner Liebe nicht wegzubringen.

Der Sommer verging, rund auf den Hügeln reiften die Trauben, und die Bäume trieben zum zweiten Male Blüthen; *Madame Blanchard* ward geschäftiger und thätiger, sie beschloß abermals eine Luftfahrt zu machen.

Eines Nachmittags kam *Kornelius* zu ihr hinüber, sie war eben im Ausfahren begriffen. „Wohin?“ fragte *Kornelius*. „Zu *Mylitta!*“ war ihre Antwort. „Ich gehe mit!“ rief *Kornelius* in plötzlicher Begeisterung.

Sie fuhren hinaus nach *campo rotondo*; eine große Menschenmasse empfing jubelnd die Luftschifferin, und wie die Sonne sich nach Westen hinunter neigte, stieg prächtig ihr Riesenballon in die Abendlüfte. Ich entlehne hier einige Zeilen wörtlich aus *Kornelius* Tagebuche.

„Die Erde unter uns schwamm in schmelzender Abendbeleuchtung, wir flogen pfeilschnell aufwärts, der versinkenden Sonne nach, und genossen lange des wunderschönen Schauspielles.

Endlich überhohlte sie uns, und war verschwunden, über uns glühten die Lüfte und unter uns, wir zogen mitten im Abendroth? Fern schien die Erde unter uns abzusinken, immer weiter und weiter schwebte der erdige Globe, wir aber hoch im reinen Blau. Der Busen ward mir frei und leicht, das Herz zitterte freudig in der Hoffnung des Wiedersehens. Bald lag die Erde nur wie ein

ferner, schmutziger Rauch unter uns, — nun war er zer-
 ronnen, feiner Äther duftete um uns, und fernherüber
 rauschte es, wie aus anderen Welten. Ein weiter, weiter
 Lichtfleck dämmerte über uns, das ist der Mond, rief's
 in mir, — dort siehst du M y l i t t a wieder! Schneller stets
 schoß der Krostat aufwärts, der Schimmerfleck wurde grö-
 ßer und größer, in unendlich süßer Empfindung schwelg-
 te mein Herz, vor Wohlgefühl lehnte ich mich in meinem
 Sitze zurück, und blickte unverwandt mit dem Sternglas-
 se hinauf in's geheimnißvolle Strahlenweben. Um mich
 war's dunkel und stille, aber oben leuchteten die Sterne,
 trat es im Mondnebel immer heller und deutlicher her-
 vor, nun ein Berg, nun ein weiter Seespiegel mit Ufer-
 gebüsch und Inselgruppen, nun ein liebes Thal mit
 Smaragdengrün und Blumenfarben, hell wie der Strahl
 des Brillantes. Noch flog ich lange — lange, der schöne
 Mond lag endlich vor mir, wie früher die Erde; ich lan-
 dete auf einer großen Flur, so weit ich schauen konnte,
 stand Blume an Blume und die Vergißmeinnichte wuch-
 sen hoch, wie Gebüsch, und die Rosen hatten keine Dor-
 nen. Wie ich an eine Laube kam da rief's: „K o r n e l i u s!“
 aus den Blattgewinden, ahnend trat ich hinein, und sank
 M y l i t t e n an's Herz. Ihr Antlitz leuchtete mild, wie
 die Milchstraße, ihre Wangen glühten, wie ferne Mor-
 genröthen. — M y l i t t a! waren die Stunden nicht heilig,
 die uns dämmerten in der blüthigen Mondlaube, lag dei-
 ne Seele nicht in meiner, mein Herz in deinem, wie da-

mals, als du mich wieder zum Leben wecktest; waren wir nicht fromm, wie bethende Kinder! — Aber die Stunden verflogen, bald rief es fernher: „Fort nach der Erde!“ — „D laß mich bei dir M y l i t t a!“ bath ich, „im schönen Monde; was soll ich noch unten, wo die Herzen brechen, ohne sich zu verstehen, — wo M y l i t t a nicht ist!“ — „Erst lebe!“ tönte es feierlich aus ihrem Munde, „in Sehn- sucht und Hoffnung walle deinen Pfad bis zum ewigen Wiedersehen, weine und blute, damit die Rose blüh' im Frühthau! — M y l i t t a kommt auf den Mondstrahlen je- manchmal zu dir, und trocknet mit den Lilien deine Thrä- nen!“ Ich seufzte, tausend hinunter fuhr das Luftschiff, der Mond verdämmerte ferner und ferner, und unsere Erde lag endlich wieder vor mir mit ihren Nebelmassen und Staubwolken.“

Seit der Luftfahrt überließ sich Kornelius unbe- schränkt seinen mistischen Träumen und wirren Phanta- siegebilden, seine Nervenkraft wich, er wurde Mondgän- ger. Die Aeronautik erfaßte sein Denken und Sinnen; hinauf zu M y l i t t e n! rief die Stimme der Sehn- sucht in ihm, er studierte mit glühendem Eifer Mechanik und Phi- sik, und bald stieg er mit dem selbsterbauten Aérostaten in die Lüfte. Von Neuem durchschwärmte er nun Europa, und so traf ich ihn zu Lübeck.

Ich entwarf nach langem Sinnen den Plan, ihn herzustellen. Die physischen Heilmittel beschloß ich vorzüg- lich durch psychische Einwirkung zu unterstützen. Ich war

fast immer um ihn, wie bei einem Kinde suchte ich auf seinen Verstand von den Urfunctionen an einzuwirken, ich zog ihn mit mir auf Spaziergänge und Promenaden, lenkte seine Sinne auf verschiedene Wahrnehmungen, analysirte sie unvermerkt mit ihm, bildete Begriffe daraus und Sätze, und nöthigte seinen Geist zu ganz einfachen, stätigen Schlüssen; wollte er je einmal ausschweifend einen Sprung machen, so hing ich das Gewicht des kalten Verstandes an die Schwingen seiner glühenden Einbildungskraft, und zog ihn in das klare, sichere Geleis des Begründbaren zurück.

Wohl sah ich, wie sein Geist — nur an üppiges Träumen und willkührliches Phantasiren gewohnt über dem geregelten, nüchternen Fortschreiten von Gedanken zu Gedanken ermüdete, aber eben nur aus dieser Ermattung war gänzliche Wiedergeburt zu hoffen. Ich schlief mit ihm in einem Hinterstübchen, dessen Fenster der Mond nie bescheinte; dieß und manche andere medizinische Mittel heilten seine Mondsucht, er warf sich zwar noch unruhig beim Wechsel der Mondphasen im Bette herum, vorzüglich, wenn er im Perigäum stand, aber bis zum Wandeln kam es nun nicht mehr. Obwohl seine Wange dabei immer bleicher und verfallener anzusehen war, wuchs doch meine Hoffnung einer zwar langsamen, aber sichern Genesung.

Er klagte mir nun oft, daß *Mylitta* nimmer zu ihm komme in stillen, mondhellern Nächten, und lispelte alle

Abend sehnsuchtsvoll ihren Namen in die Lüfte. Er blieb manche Nacht draußen im Garten wach, aber Mylitta kam immer nicht. „Ich muß zu ihr!“ rief er mir einmal nach einer solchen leidenschaftlich entgegen. Ich suchte ihm behutsam die Unmöglichkeit einer Mondfahrt darzuthun, und ihn selbst auf die Täuschungen lebhafter Träume und wirrer Phantasieen zu führen; aber bald sah ich, daß ich auf diese Weise nur sein Vertrauen verlieren würde, ohne meine Absicht erreichen zu können. Ich ließ ihn also gewähren, und hoffte, daß Thätigkeit und physische Anstrengung von selbst das bewirken würden, was mir misslungen. Tag und Nacht arbeitete er nun emsig an dem Ballone, seine Wange färbte die Gluth der Sehnsucht und Hoffnung; endlich stand das Werk vollendet da.

Die Sonne war unter, die Rosenlichter des Abends verlöschten still nach einander, da schwebte Kornelius selig in die Lüfte. Wehmüthig sah ich ihm nach: „O du Armer, Getäuschter! segeln willst du nach der ewigen Liebe hin, und kannst nicht hinaus aus der Dunstathmosphäre der Erde! Sternwelten, Mondauen glaubt dein Auge zu sehen, und es ist doch nur ein Traum, ein kranker, zerrütteter, der deine Sinne umgaukelt! — Einmal, du Guter! ziehst du wohl in's verhüllte Jenseits hin, aber da ist es kein Schiff, kein Ballon, der dich aufwärts trägt, — und wo liegt die Küste, auf der du dann landest!“

Der Vollmond flog über der Ostsee auf, die Heim-

Den zirpten, die Eulen flogen, der Ballon ober mir war verschwunden. Ich sah in den Mond, wie damals, aber sein Strahl blieb mir unerreichbar ferne — das Licht eines Himmelskörpers, den der Unendliche erschaffen hat, wie die vielen Millionen anderer, er, der auch dem Sterblichen seine Spanne Zeit ausmißt, und ihn durch ein dunkles, zerstückeltes Leben zur unendlichen Klarheit, durch den Widerspruch zu Wahrheit und Einheit führt.

Dieser Gedanke verklärte auch das Leben des armen Kornelius vor meinem geistigen Auge; ich schlummerte ruhig.

Der nächste Tag kam und verstrich, von Kornelius war nichts zu sehen. Am zweiten Morgen singen Schiffer den Ballon in der Ostsee.

Wanderers Liebeschmerz.

Liederkranz von
Johann N. Vogl.

1.

Gestern glänzte Blum' an Blume
Mir im hellsten Farbenlicht,
Heute schlägt mir Sturm und Regen
In's gebräunte Angesicht.

Gestern sah ein Schiff ich gleiten
Lustig auf des Stromes Band,
Heute seh' ich Wrak und Trümmer
Treiben an dem öden Strand.

Gestern lachten mir zwei Augen
Noch voll Huld und Liebesglut,
Heute wandr' ich einsam weiter
Und mein Aug neht bitt're Flut.

2.

Wohin ich nur wandre
 Mit meinem Weh',
 Ach immer und immer
 Die Eine ich seh'.

Sie steht auf dem Stege
 Mit nassem Blick,
 Sie steht auf dem Wege
 Und winkt mir zurück.

Sie nickt, sie winket
 Mit weißer Hand,
 Noch seh' ich durch Zweige
 Ihr schimmernd Gewand.

Es flüstern die Bächlein:
 Kehr' um! kehre um!
 Sie schlingen um mich sich
 Wie hemmend herum.

Doch darf ich nicht wenden
 Den Stab zurück,
 Muß lassen, müssen fliehen
 Die Liebe, das Glück

Sie wandern an mir vorüber
 Mit lachenden frohem Mund
 Ich aber werd' immer trüber,
 Wird trüber von Stund' zu Stund'.

Sie schauen zu Thal und Auen
 Und seh'n doch satt sich nie,
 Ich mag dahin nicht schauen
 Seh' üb'rall ja nur sie.

Sie halten Rast bei'm Krüge
 Sie sprechen manch' scherzend Wort,
 Mich aber treibt's im Fluge
 Treibt's ruhlos fort und fort.

4.

Der Regen fiel mit Sturmgebraus
 Da trieb's mich in des Schenken Haus,
 Ich trat hinein, ich setz' mich hin
 Und dacht' an die Liebste in meinem Sinn.

Und wie ich so der Liebsten dacht'
 Da hob den Blick ich trüb und sacht'
 Und sieh ein Pärchen vor mir saß
 Das rings um sich die Welt vergaß.

Ein Mädchen, dessen stilles Glück
 Gar deutlich sprach aus Mien' und Blick,
 Das selig, trotz dem Sturmgetos',
 Mit linden Armen sich umschloß.

Da fuhr es mir mit einem Mal
 Durch's Herz in neuer Folterqual,
 Fahr' hin, fahr' hin, du gastlich Halls,
 Mich treibt's zu Nacht und Sturm hinaus!

5.

Ich hör' es klingen und schlagen
 Hör' 's läuten von jedem Thurm,
 Es fliehen die Stunden vorüber
 Vorüber als wie im Sturm.

Doch achtlos geh' ich weiter
 Was merkt' ich viel auf sie,
 Ach die des Wiedersehens
 Vernimmt mein Ohr doch nie.

6.

„Wandre abseits von dem Walde
 Denn ein Mörder lauscht darin,
 Und nach deinem Gut und Leben
 Steht allein sein blut'ger Sinn.“

Habe Dank für deine Warnung
 Doch ist sie umsonst gethan,
 Denn wie auch der Tod mir bräue
 Durch den Wald geht meine Bahn.

Wiß' ich lasse ja dem Mörder
 All' das warme Leben gern,
 Liegt ja doch nichts an der Schale
 Wenn verdorben drin der Kern.

7.

Es ist ein trübes Wandern
 Auf Nimmerwiederseh'n,
 Gern' läg' ich bei den andern
 Über die die Gräser weh'n.

Möcht' nur bei ihnen rasten,
 Möcht' seh'n wie's dort sich ruht,
 So kann nicht die Erde lasten
 Als wie mein Schmerz es thut.

8.

Saß gar so wandersmüde
 Am grünen Wiesenrand
 Und grub mit meinem Stocke
 Ein Herz hinein in den Sand.

Hui, Kam, den Staub aufjagend,
 Der Wind im Flug daher,
 Sah kaum von meinem Herzen
 Die eine Hälfte mehr.

Wie gar so kindisch machte
 Mich damals doch der Scherz,
 Denkt nur, ich weinte bitter
 Auf das zerriss'ne Herz.

9.

Es ist für schlimme Augen
 Das Grüne, das Grün so gut,
 Warum nur sollt's nicht taugen
 Für meiner Augen Blut.

Hab' wund' mein Aug' geweinet
 Um sie die ich verlor,
 Wenn nun ein Grün mir scheint
 Ist's ärger denn zuvor.

Das macht, der Hoffnung Schimmer
 Erglüht aus jedem Grün,
 Nur mir will nie und nimmer
 Ein Hoffnungsstrahl erglüh'n.

Sie hielten mich an am Thore
 Sie fragten nach Paß und Schein,
 Sie suchten ob nicht was Fremdes
 Ich schwärzte in's Sand herein.

Sie mochten auch wol was ahnen
 Ich sah's an ihrem Gesicht,
 Ach meine Contrebande
 Die findet ihr ewig nicht.

Ich trag' sie gar wol verborgen,
 Sie könnt' es nicht besser seyn,
 Es ist ja in meinem Herzen
 Die bitt're Liebespein.

Ich will es kleben an jede Wand
 Auf allen Straßen und Wegen,
 Will's rufen lassen von Haus zu Haus
 Bei lärmenden Trommelschlägen.

Will's setzen in jedes Zeitungsblatt
 Daß ich was Werthes verloren,
 Vielleicht, daß der Finder mirs wieder bringt
 Wenn 's Kommt zu seinen Dhren.

Will geben ihm einen guten Lohn,
Soll nicht über Undank klagen,
Doch wo und wann ich es verlor
Das weiß ich nicht zu sagen.

Ich habe verloren mein Wangenroth,
Es war mir auf einmal verschwunden,
Ich habe verloren mein Wangenroth,
Wer hat es doch nur gefunden?

12.

Ob sie meiner wol gedenkt
Nun von ihr ich losgerissen,
Ach, dieß Eine möcht' ich wissen,
Ob sie meiner noch gedenkt?

Ob sie nach dem Pfad wol blickt
Den ich ging mit heißen Thränen?
Ob sie wol mit leisem Sehnen
Nach dem öden Pfade blickt?

Ach, so zieh' in Gram versenkt
Weiter ich mit jedem Tage,
In dem Mund die bange Frage:
Ob sie meiner noch gedenkt?

Sonst liebte ich die Rose wol
 Mit ihrem Duft und süßen Schein,
 Jetzt aber ist mir lieber noch
 Als sie der dunkle Rosmarein.

Steckt' eine Rose immerdar
 In's linke Knopfloch mir hinein,
 Jetzt trage ich an ihrer Statt
 An meiner Brust den Rosmarein.

Wie schlägst du doch so heiß mein Herz,
 Als wär' davor noch Rosenschein,
 Sey still' doch Herz, weißt du denn nicht
 Wie sich's geziemt für'm Rosmarein?

Heimath, gohest wol mir wieder
 Balsam in das Herz voll Pein,
 Wiegestest mit bekannten Klängen
 Au' das Drängen
 Au' die lauten Schmerzen ein.

Aber wie in schweren Träumen
 Oft ein Schläfer fährt empor,
 Regt es sich auch mir im Herzen
 Oft mit Schmerzen:
 Ach, daß dich mein Herz verlor!!

Du, der ich mein Leid vertraute,
 Mög'st du nun mir Tröster seyn,
 Wundervolle süße Laute
 Lind're du jetzt meine Pein.

Klinge nun in süßen Klängen
 Wenn mich wilder Schmerz ergreift,
 Daß er an des Herzens Engen
 Milder mir vorüberstreift.

Bring' auf zaub'r'schen Accorden
 Oftmals noch ihr Bild zu mir,
 Und — wenn's still in mir geworden,
 Spring' entzwei — und künd' es ihr!



Der wilde Jäger.

Österreichische Sage von
A n d r. S c h u m a c h e r.

1. Zuspruch auf der Mühle.

Die Mühle des wackern Reinbold war weit und breit bekannt. Die schlichte Redlichkeit ihres Besitzers mehrte seinen Wohlstand von Tag zu Tag. Was aber mächtiger als dieß die Blicke der Nachbarschaft anzog, das war ein Kleinod ganz anderer Art, welches der Himmel Vater Reinbold geschenkt hatte.

Von all seinen Kindern war ihm ein einziges am Leben geblieben. — Als das Mädchen aber heranwuchs — sie hatte eben ihr sechzehntes Jahr vollendet, so schien es, in ihr wolle der Himmel dem Vaterherzen alle Segnungen vereinen. — Kindlich schmiegsam, froh und still wußte Klärchen selbst der Alltäglichkeit Schönheit zu verleihen; und das leuchtende Juwel, das der Müller unter seinem Dache barg, strahlte bald so weit in die Runde, daß Pilger der Liebe aus allen Gegenden nach der Mühle kamen. Was half es ihnen?

Sie kamen und gingen wie Wasser im Bach,
 Schön Klärchen sah keinem der Scheidenden nach.

Reinbold hatte sich in einer der schönsten Gegenden Österreichs angebaut, welche damals dem berühmten Geschlechte der Herrn von Eizing angehörte. Seine Mühle lehnte sich an einen sanft abdachenden Waldrücken, aus dessen Schluchten ein schäumender Wildbach herabstürzte, der den Mühlengang reichlich mit Wasser versorgte. Weinberge, saftige Wiesen und fruchtbare Kornfelder mit Obstbäumen und blühenden Hecken streckten sich den Fuß des Berges entlang in das reizende Thal hinab, durch welches die Donau mit ihren blauen, ruhigen Wogen stolz dahinzog; die Mühle selbst, von Schlehen- und Kliederbüschen eingehegt und von breitschattenden Nußbäumen gegen die Nordstürme gedeckt, both mit ihrem rothen Dache, dem schimmernden Taubenschlage und den anstoßenden Wirthschaftsgebäuden einen reizenden Anblick und der Wanderer konnte vor diesem heiteren Bilde des Wohlstandes und der frohen Genügsamkeit nicht vorüberziehen, ohne ihre Bewohner glücklich zu preisen.

Da kam eines Tags ein gar rüstiger Geselle seines Weges geschritten. Er hatte bei einem Müller, ungefähr eine Tagreise stromaufwärts, wo Österreich und Ungarn sich begränzen, gedient, wollte aber bei dem kargen und zänkischen Meister nicht ausharren, der seinen Überfluß in Ärger und Unfrieden verzehrte. Er gedachte bei sich:

„Nun ich ein junger und froher Bursche bin, will ich wandern zu frohen Leuten!“

So war er einen ganzen Tag gewandert längs den Bächen über lachende Wiesen, bis der Abendwind linde durch die Bäume rauschte, und die große Hymne des Tages in den leisen Glockenklingen des Aue verklang, da sang er:

Die Wolken zieh'n Land ein, Land aus

Mit Segeln weit gespannt,

Wo mag wohl seyn ihr Waterhaus,

Wo ist ihr Unterstand?

Auf Wandrung all' sich wohl verstehn,

Auf Wandrung all' die Bächlein gehn —

Der lustige Gesell, der Wind —

Ist auch nicht für die Last gesinnt,

Und sollt' ich gar allein —

Nicht frisch am Wandern seyn? —

Muß wandern nach der Liebe,

Sa, nach Liebe!

Auf Wand'rung ist mein' Sach' gestellt,

Mein Herz schlägt froh und leicht,

Mein ist die liebe Gotteswelt,

So weit ein Auge reicht.

Was Blüthe von dem Baume lacht,

Was flammt und glänzt in Lenzespracht.

Im Morgengold, im Abendſchein —
 Der Wald, der Bach, der Schattenhain —
 Ist Alles, Alles mein,
 Will Paradies mir ſeyn;
 Denn üb'rall webt die Liebe,
 Ja, die Liebe!

Ja, wenn ich einſt die Liebe fand,
 Wie ich ſie mir begehrt,
 Dann mögen wandern Meer und Land,
 Ich mag nicht wandern mehr.
 Ich halte Hand in Hand gepreßt —
 Ich halt' an meinem Liebchen feſt,
 Da bau ich mir ein feſtes Haus,
 Schau lachend in das Weltgebrauſ;
 Da wandert's weit und breit
 Leb' wohl, o Wanderzeit;
 Ich ruh' im Arm der Liebe,
 Ja, der Liebe!

Konrad hatte eben ſein Liebchen vollendet, als er aus der Dunkelheit des Waldes hervortrat. Die Sonne neigte ſich zum Untergang und die Rebhügel und fernen Wald- rücken; der Strom und der weite Fruchtboden jenseits waren von ihrem glühenden Gold überfloſen. Der Hirte blies zur Heimkehr, die Herden zogen ins Thal herab, die Bewohner des Waldes ſchwangen ſich ſeinen höheren

Regionen zu. Der gute Schritt, in dem Konrad aufgetreten, hatte ihn zwar nicht ermüdet, denn die frische Bergluft, der Duft der grünen Wälder und sein eigenes fröhliches Gemüth hatten ihn wunderbar erkräftigt; — aber die ganze Natur feierte ihren Sabbath — ihr goldenes Friedensfest, und auch in seiner Brust erwachte das Verlangen nach Ruhe.

Die Welt war hier so schön; wohin sein Auge schaute begegnete es dem Bilde des Glückes, nur er war ein Fremdling. Wehmüthig klangen ihm die Worte seines Liebes nach:

Muß wandern nach der Liebe,

Ja — nach Liebe. —

Da hörte er das ferne Rauschen eines Baches, die Mühlräder klapperten drein, er sah um, und entzückt blieb er über den überraschenden Anblick eine gute Weile reglos an der Gartenthüre stehen.

Sollte hier das ersehnte Ziel meiner Wanderung seyn? — seufzte er still bei sich. — Laßt uns zusprechen unter dem Dache der Glücklichen — und

»— Wenn ich hier die Liebe fand —

Wie ich die Lieb' begehrt —“

Er vollendete nicht — ihm ward so wohl und so weh im Herzen — als ob sein ganzes Daseyn in einer zitternden Freudenthräne zerschmelzen wollte — und langsam schritt er der Mühle zu. Aber plötzlich blieb er wie versteinert stehen. Befremden, Erstaunen, Entzücken erfüll-

Wohlet, als er in
die Sonne und
und seinen Wald
erschoben seinen
Lagen. Der Fe
mit Wohl
ch seinen

te stufenweise sein Herz und ein Wunder schien seine Blicke festzuhalten.

Der Mühlgang brauste gewaltig und der schäumende Gischt des Wildbachs, den die donnernden Räder zum Himmel hinauffschleuderten, fiel wie Perlenregen zwischen einer Gruppe von Fliederbäumen nieder. Die untergehende Sonne bligte mit ihren letzten Strahlen darin, und ein leuchtender Irisbogen schwebte über einer Mädchengestalt — welche, wie von einer überirdischen Glorie umflossen, dem Fremdling entgegen sah. Ein blondes Engelsköpfcchen — das Angesicht halb Mädchen, halb Kind — wiegte sich auf einem blendenden Nacken — neugierig vorgebogen schien sie von der fremden Erscheinung festgehalten. — In Konrads Gesicht mochte sich eine sonderbare Mischung von Überraschung und frommem Entzücken malen — denn laut lachend schwand sie plötzlich aus seinen Blicken.

Die Mühle klappert Nacht und Tag
 Frisch treibt der Bach das Rad —
 Mein Herz schlägt, was es schlagen mag,
 Ob's auch sein Bächlein hat?
 Ach weißt du Herz was dich so treibt,
 Was dir nicht Ruhe gibt?
 Wenn einst dein Mädchen stehen bleibt,
 Dann denke,
 Ach, dann denke —
 Sie hat mich nicht geliebt!

Wohl hundert Male hatte *Konrad* dieses Liedchen in dem Jahre gesungen, das er nun schon in *Reinolds* Mühle zugebracht, der Müller nahm ihn gern auf, und als er seine Tüchtigkeit erkannte, hielt er ihn so wohl, daß *Konrad* sich wie einen Sohn des Hauses fand; das hinderte aber nicht, daß seine Ruhe mehr und mehr von ihm wich — denn seit er *Schön Klärchen* gesehen — schwellten seine Brust sehnsüchtige Seufzer. Oft genug ward er in seinem gewohnten Thun irre, denn allenthalben stand das Wunderbild des Mädchens vor seinen Blicken — von einer leuchtenden Iris, wie von einem Heiligenschein umschwebt — heiter und rein, wie der klare Frühlingshimmel, der in der Menschenbrust so tiefe — so unendliche Wünsche aufregt. —

Die Vertraulichkeit, in der alles im Hause lebte, gestattete ihm hinlänglich jede Annäherung und *Klärchen's* Unbefangenheit, die von dem was in seinem Herzen vorging, nichts zu ahnen schien, führte sie oft genug in seine Nähe. Aber was sollte er ihr sagen? Sie schien ja die Liebe kaum dem Namen nach zu kennen? Sie war ein Kind, — sie konnte ihn ja nicht verstehen. — Andere freilich hielten es nicht so — erst kürzlich meinte *Einer*, *Schön Klärchen* sey eben recht für eine tüchtige Müllerin — und er der allerpassendste Müller zu ihr — das war aber die Meinung *Schön Klärchen's* nicht, und sie lachte ihn derb aus.

Konrad gestattete sich nur *Eines*. Er hatte bis jetzt

jede Nacht Schön Klärchens Fenster mit Blumen versorgt; dieß geschah aber mit so großem Geheimniß, daß Niemand im Hause darum wußte. Die Vermuthung gerieth auf diesen und jenen, und natürlicher Weise machten sich's seine Mitgesellen zur Aufgabe, dem nächtlichen Besucher aufzulauern. Konrads List jedoch wußte immer hinter ihr Geheimniß zu kommen, und die Blumen, entweder bevor jene noch an Ort und Stelle waren, oder wenn jene — des Wartens bereits müde, ihre Schlafstellen suchten, unbemerkt auf das Fenster zu bringen, auf dem sie Klärchens ersten Blicken begegnen mußten. Endlich verbot Vater Reinbold selbst, sich weiter um den nachtwandelnden Blumenfreund zu kümmern — denn, meinte er, wenn er durchaus unbekannt bleiben wolle, so könne man ihm das Vergnügen wohl gönnen. Seitdem nahm Alles im Hause an, Vater Reinbold selber habe sich den Scherz erfunden, und da ihm daran lag, diese Meinung zu unterstützen, so blieb es für dermalen dabei. Konrad war darum nicht minder behutsam und feierte jeden Morgen einen neuen Triumph in der geheimnißvollsten Tiefe seines Herzens.

So sah der Liebende mit ungebeugter Hoffnung dem Tag entgegen, an dem der Engel der Liebe Klärchen erscheinen und ihr Herz berühren würde. Reichlich entschädigte ihn sein schöner Glaube für Alles, was dem irdischen Antheil seines Gefühles versagt war. Schön Klärchens reine und ungetrübte Seele, voll heiterer Un-

schuld, galt ihm für den schönsten Spiegel seines eigenen Daseyns, das sich durch die Kraft der Liebe hoch über den niedern Standpunct erhob, den seine Geburt und sein Handwerk ihm anwiesen.

Der brave Konrad hätte sich vielleicht noch jahrelang mit der Hoffnung einstigen Glückes getröstet, hätte ihn nicht eine plötzliche und gar gewaltige Umänderung allzu lebhaft beunruhigt.

Klärchen, das muntere, unbefangene Klärchen war mit einemmale wunderbar mit sich selber abgeschlossen. Dinge, die ihr sonst Gegenstand der vollsten Aufmerksamkeit waren, ihre Tauben, ihre Blumen, die Rothkehlchen, die sie im Käfig hielt, beachtete sie kaum mehr. Worte, Blicke und Scherzreden, deren sie früher kaum geachtet, überzogen ihre Wangen mit dunkler Purpurgluth, und ihr Betragen gegen ihre Umgebung strebte nach einer ihr sonst völlig fremden Unterscheidung. Sie wandte mehr auf ihre Äußerlichkeit, und erschien nie, ohne ihren Anzug sorgfältig gewählt zu haben. All ihr Thun verrieth einen Grad von Selbstständigkeit, welche eine sorgfältige Prüfung ihrer Überzeugung voraus zu setzen schien. Auch geschah es, daß sie eine sonst vernachlässigte Muhme öfter als gewöhnlich und meist zur selben Stunde besuchte. Konrad sah sie nicht selten mit feuchten Augen — zuweilen mit einer eigenen wunderbaren Verklärung in all ihren Zügen zurückkehren, dann irrten ihre Blicke scheu in die Runde, und schien es ihr,

daß sie beobachtet werde, so mochte sie ihre Verwirrung darüber nur schlecht verhehlen. Einen eigenen Widerwillen bezeugte sie gegen gewisse Belustigungen, zu welchen sie ihr Vater nicht selten nach dem Dorfe hinabnahm — und der feinere Beobachter konnt' es ihr wohl abmerken, daß nur die Rücksicht der Dankbarkeit, zu der sie sich gegen den Vater schuldig fühlte, sie zurückhielt, ihre Abneigung bestimmt auszusprechen.

Vater Reinbold dachte mehr auf die Bestellungen seiner Kunden als auf Klärchens Umwandlung, die er lediglich dem natürlichen Laufe der Dinge, und der zunehmenden Reife ihrer Jahre zuschrieb. Kam er ja einmal zu einer Bemerkung, so sah er in Klärchen eine tüchtige Haushälterin für seine Wirthschaft heranwachsen, die er noch nicht so bald von sich zu lassen gesonnen war — obwohl er aus Vorsicht längst ihre ganze Aussteuer zusammen gelegt hatte.

Konrad dachte darüber ganz anders, und wenn er sich als wirklich vorstellte, was in ihm nun schon mehr als Vermuthung war: daß Klärchens Herz bereits einen tiefen, bleibenden Eindruck aufgenommen, einen Eindruck, der sich in seinen Nachwirkungen als ein Gefühl höherer Art — bedeutungsvoll für ihr ganzes Daseyn kundgab, so erfüllte ihn dieser Gedanke mit tiefer Wehmuth. Allein er gedachte bei sich an den Hirten Jakob, und unerschütterlich war sein Glaube, daß ein so treues, so

beharrliches Hoffen, wie das seine, nicht unbelohnt bleiben könne.

In den Anblick der schönen Landschaft verloren, über welche die Dämmerung eben ihren durchsichtigen Mantel ausbreitete, saß Vater Reinhold auf der Hausflur, wo sich in den Abendstunden seine Hausgenossen gerne um ihn versammelten. Auch heute fand sich einer nach dem andern bescheiden grüßend an der Seite des Meisters ein, der sie freundlich willkommen hieß, ohne sich in seinen Betrachtungen stören zu lassen, bis Schön Klärchen sich an die Seite des Vaters schmiegte und ihm ankündigte, daß sie nun mit aller Arbeit fertig sey. Vater Reinhold küßte sie herzlich, hieß sie willkommen, und freute sich, daß gleich ihr erster Gang sie zu ihm geführt habe.

Habt ihr heute Nacht, nahm Vater Reinhold jetzt das Wort, das Unwetter im Gebirge wohl gehört — und wie wild das tobende Jagdgeschrei und der Ruf der Hörner darin lärmt?

Wer sollte nicht! entgegnete Joseph. War's ja doch ein Lärm, als ob das jüngste Gericht aus den Bergen herabzöge. — Der Hagel schlug ganz gewaltig an die Fenster, ein Blitz verschlang den andern, und die Grundfesten des Hauses erzitterten; die wilde Jagd zog hart an der Mühle vorüber."

Der wilde Jäger und seine Gefellen wurden nun Gegenstand des allgemeinen Gespräches.

Wißt ihr, unterbrach Reinhold die Bursche, Klär-

ch en singt ein recht schauriges Lied von ihm, das soll sie uns zum Besten geben; Konrad ist ein guter Citherspieler und mag sie begleiten.

Konrad holte die Cither herbei, und sie begann mit merkbar bewegter Stimme:

Ein Mädel ging bei Morgenschein

Hinaus zum grünen Wald,

Da kam ein Reiter schlank und fein

Der grüßte sie alsbald.

Er sprach: Ei Kind, wie schön bist du,

Er schwor ihr ew'ge Liebe zu —

Dahin war ihre Ruh!

Der Frühling floh, der Sommer wich,

Der Herbstwind fegt den Plan,

Der Graf blieb fort, ei Mädel sprich,

Wann kommt dein Freiersmann?

Ach Gott, ich bin die ärmste Maid,

Legt mir statt meinem Hochzeitkleid

Mein Todtenhemd bereit.

Und Nachts lief sie hinaus zum Wald

Und rief den Grünen an,

Die Hahnenfeder sah sie bald

Er winkt ihr hoch hinan. —

Das Mädel trieb Verzweiflung fort,

Verzweiflung bis zum höchsten Ort;

Der Grüne harrte dort.

„Was bangst du, weil der Ort so steil,

„Was starr'st so bleich hinab?

„Für deine Schand ist doch kein Heil

„Auf Erden, als im Grab?“ —

Da faßt sie's an, wie Höllepein,

Da reißt sie's nieder; am Gestein

Zerschmettert ihr Gebein.

Alle Umstehenden waren ergriffen, doch mehr als Alle Schön Klärchen.

Der aufgehende Mond beleuchtete ihr erbleichendes Angesicht — aus dem die Farbe des Lebens entwich. — Konrad, der ihr am nächsten stand, bemerkte, daß ihre Kniee brachen, daß sie schwänke und zu sinken drohe — und fing sie in seinen Armen auf.

Unter Besorgnissen mancherlei Art ward sie auf ihr Zimmer gebracht, wo Vater Reinhold bei ihr blieb, denn er bangte für ihre Gesundheit, Konrad aber ging in den Wald hinaus, um seinem Kummer ungestört nachzuhängen — und mit sich zu berathen, was er nun beginnen wolle; denn daß Schön Klärchen liebe, daß er nicht geliebt ward, das unterlag für ihn keinem Zweifel mehr.

2. Das Motivbild.

Es war eine besonders schöne und herrliche Sternennacht, gelinde Lüfte rauschten durch die salben Blätter, und der klare Vollmond leuchtete mit seinem vollsten Glanz

ze auf die weitgestreckten Waldwiesen. Die Erinnerung froherer Tage beschlich mit Wehmuth das Herz des Einsamen, er dachte seiner Hoffnungen, seiner Träume wieder, Schön Klärchen erschien ihm wie damals, als er sie das erste Mal sah — im Regenbogenglanze — unter dem blühenden Glieder — er sah sich geliebt, er nannte sie sein und baute still und fromm an seinem und ihrem Glück, — da stand er plötzlich an einem hohen Ort, von wo aus eine weite Strecke von Bergen und Thälern, der Donau leuchtender Silberfaden im wogenden Grün — bis an die Gränze des Landes hinab — ja alle Herrlichkeit des schönen Österreichs zu überschauen war. „Ach, gedachte Konrad bey sich — wer könnte hier stehen mit verschlossenem Herzen? Stünde jetzt Klärchen neben mir — sie würde meinen stummen Schmerz — mein stilles Harren ganz verstehen — ach, vielleicht bedürfte es nur eines solchen Augenblicks — und sie sank liebend an meine Brust!“ Sehnsüchtig breitete er die Arme nach dem Himmel aus — da fuhr mit Einem ein kalter Windstoß über die Wälder hin — und von der alten Eiche her, neben der er stand, kam ein so lautes Geräusch — daß Konrad unwillkürlich wie über die Nähe eines Wesens aus fremden Welten zusammenfuhr — und mit unruhigem Blick um sich sah. —

Das Geräusch kam von einem Kranze wilder Rosen, der — wahrscheinlich zum Andenken irgend einer bedeutungsreichen Stunde an dem Stamm der Eiche aufgehän-

gen worden, der aber von den Stürmen hinfahrender Wetter, von der heißen Gluth der Mittagsonne längst schon seiner Blüthen beraubt, längst entblättert und verdorrt war. Konrad konnte sich keinen Grund angeben, warum er bei diesem Anblick so furchtbar in sich zusammenschrak — aber er vermochte den Gedanken nicht zu verbannen, daß dieser Kranz irgend einen Zusammenhang mit seinem Schicksale, mit Klärchens geheimer Liebe habe.

Wehmüthig stand er stille, schwere Seufzer drängten sich aus seiner Brust, ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. Vergebens schalt er auf sein eigenes, weiches und allzu erregbares Herz — vergebens wollt' er sich die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Zusammentreffens beweisen — der Gedanke hatte ihn ergriffen — tiefer ergriffen, als er selbst wußte. — Jetzt glaubte er auch das Band zu kennen, welches die Dornen umflocht — Klärchen hatte eine ähnliche Busenschleife verloren. Endlich vermeinte er bei dem hellen Mondlichte unter den dürrn Blättern des Kranzes auch einige Zeichen zu entdecken, die in den Stamm des Baumes geschnitten waren. — Er trat näher — er fand zwey Buchstaben ein **H** — ein **K**. —

Im selben Augenblicke klang es in weiter Ferne wie der Ton eines Jagdhornes — bald kam es wie Hufgetrapp, wie Rossewiehern aus den Bergen — der Zug ging schnell, und dumpf tönte sein Geräusch auf dem grasigen

Wiesengrund. Kleine Wölkchen zogen rasch über der Mondescheibe weg, kalte Windstöße fuhren wie Fieberfrost rüttelnd über die Wälder hin — und jetzt sah Konrad deutlich einen Jäger, hager und düster die Wiese hinabschreiten; er blickte um, und ein fahles Angesicht grinsete den Müller hohnlachend an. „Bist du's?" — stammelte er leise, die unwillkürliche Frage augenblicklich bereuend. — Ein schaurig wildes Lachen antwortete, weit hin verhallend im Walde; — der Jäger war verschwunden.

Monden gingen vorüber, bis Schön Klärchen genas, Monden, bis sie sich wieder mit Sicherheit in dem kleinen Kreise ihres häuslichen Wirkens bewegen konnte. Sehnsüchtig, wie der Gefangene dem Tage der Befreiung, sah sie dem neuen Frühlinge entgegen — da, hoffte sie, könnte alles wieder gut werden. Konrad war ihr in der Zeit ihrer Genesung so lieb geworden, sey es um seiner oft bewiesenen Theilnahme willen — sey es, daß sie sein beredtes Schweigen — seine Liebe verstand und Mitleid für ihn fühlte — sie hatte ihn so lieb gewonnen, daß er der einzige Mensch war, dem sie zuweilen einen Blick in ihr Herz gestattete.

Es war einer jener schönen Tage des Vorfrühlings, wo die Sonne erwärmend aus dem Schneegewölk hervortritt, wo die Eisrinde der Bäche schmilzt, und die Menschenbrust ein so unendlich seliges Gefühl der heran nahenden Herrlichkeit des Lenzes beengt, da stand Kon-

rad, den Blick in die Ferne gewandt, als wolt' er in dem blauen Himmel die Verheißung einer bessern Zukunft lesen, an das offene Fenster gelehnt; ohne Absicht irrte seine Hand durch die Saiten der Cither — bis die verworrenen Klänge sich in einer Lieblingsmelodie sammelten, die ihn schon oft in Stunden des trüben Kummers getröstet. Er sang:

Ei, Lenz, kommst schnell gezogen,
Auf goldnem Schiff in's Land;
Auf himmelblauen Wogen,
Die Segel weit gespannt!

So sey ich dein Gefelle,
Laß wandern mich mit dir —
Du bist beschwingt und schnelle,
Du hält'st wohl Schritt mit mir!

Du fragst, was mich so triebe,
Da noch die Flur verist;
Ei, Lenz, das ist die Liebe,
Von der du doch wohl weißt?!

Hab's meiner Lieb versprochen,
Daß sie mich wieder sieht;
Bevor das Eis gebrochen,
Bevor die Mandel blüht.

Bevor die Schwalben kommen,
 Muß ich, o Lenz, zurück,
 Hab' ja mit mir genommen,
 All' ihre Lust — ihr Glück.

„Da singt ihr ein schönes Lied, lieber Konrad — redete ihn plötzlich Jemand an — ich kenn' es, ich hab' es auch einst singen gehört — so schön, beim Himmel, wo nicht schöner, als ihr es eben sangt.“

Es war Schö n Kl är ch en, ihr Angesicht erglühete dabei, wie die Rose im Widerschein der aufblühenden Morgenröthe — wenn sie zuerst als feuriger Purpur am Rande des Horizonts sichtbar wird. — Konrad war von der entzückenden Erscheinung zu sehr überrascht — als daß er sogleich Worte für sein Gefühl gefunden hätte. — Kl är ch en aber stand vor ihm mit niedergeschlagenen Augen — mit brennenden Wangen — und es ward ihm Zeit genug, sich zu erholen.

„Bereut es nicht, entgegnete er, mir das gesagt zu haben! — Aber mögt ihr das Lied gehört haben, von wem es sey, wenn der Sänger nur so wahr, so tief wie ich in diesem Augenblick empfand. — Dann werdet ihr glücklich seyn.“

Kl är ch en schien die Bedeutung dieser Worte vorzüglich nur halb aufzufassen und im gefästeren Tone fuhr sie fort: „Entweder ihr versteht euch auf Wahrsagen, guter Konrad — oder es habt auch ihr etwas Geheimes.“

„Das erriethet ihr auch ganz und gar.“

„Aber ihr wollt' uns doch nicht im Ernste verlassen, wie's euer Lied besagt?“

„Ich euch verlassen? — Nie!“

„Wirklich Konrad? Das ist schön. Was wird denn aber euer Lied dazu sagen?“

„Darf ich mich ihr wohl nähern, so lang' ihr Herz einem Andern gehört?“

Klärchen war betroffen über diese Antwort — sie blickte dem armen Konrad einen Augenblick g'rad ins Auge — und indem sie sanft seine Hand drückte, sprach sie mit gedämpfter Stimme: „Konrad — armer Konrad — dann geht es euch ja bald wie mir?!“ —

Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, ein Seufzer drängte sich aus ihrer Brust, — dann entfernte sie sich schweigend. Noch an der Thüre blickte sie zurück, sie hatte ihn verstanden, sie hatte seinen Schmerz erkannt — sie bemitleidete ihn.

Die Nacht war hell und rein. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Zweig ließ sich bei dem Widerscheine des Vollmonds auf den vom Schnee reichlich bedeckten Fluren deutlich unterscheiden. Hier und da, wo das Leichentuch des Winters unter dem mild kräftigen Südost zerfloßen war, erschienen bereits grünende Däsen in dem weißen Lande, ein Schimmer wundervollen Lichts durchbebte die Lüfte — als zögen unsichtbare Musikchöre auf lustigen

Barken durch den Himmel, so harmonisch Klang das Rauschen der Bäche, das Säuseln der Thauluft zu einer Hymne der Ahnung zusammen.

Jedermann im Hause war zur Ruhe gegangen, und alles athmete den tiefsten Frieden, nur Konrad saß allein in der Werkstätte, die vom Brausen des Bachs, vom Donner der Räder ertönte und erdröhnte. Er hatte die Nacht bis zwölf Uhr, wo ihn dann einer der anderen Müllerbursche ablösen sollte. Da blieb ihm denn wieder einmal so rechte Muße über die Ereignisse dieses Tages nachzudenken. Seine Träume gewannen immer größeren Spielraum — das Gemäuer der Mühle trat auseinander, und wurde zum Feengarten der Einbildung. Er sah Schön Klärchen von überirdischem Glanz umflossen in Mitte adelicher Herren und Frauen — die stolz an ihr vorübergingen. Auch er war unter den Spaziergängern, aber in einer fremden, wunderlichen Tracht, wie etwa die Pilger, wenn sie über's Meer zurück vom heiligen Lande kehren. Er wagte nicht, sich Schön Klärchen zu nähern, denn je weniger die Andern ihrer zu achten schienen, desto übernatürlicher ward der Glanz, der sie umgab, — der die irdische Schönheit dieser Himmelsbewohnerin in ein Wunder der Heiligkeit auflöste und stumme Verehrung geboth. Da war es mit einem Male, als rissen die Schleier des Himmels. Das Auge sah weit hinaus in die Ferne — wo sich Waldungen, Berge, Thäler, Wiesen mit schäumenden Bächen und zahlreichem Gewilde hin-

streckten. Über den Bergen aber rollten sich schwere Wetter hin — deren schwarze Wolken von zuckenden Blitzen — von einem bläulichen — gespenstigen Wetterleuchten zerrissen wurden. — Da war es Konrad, als sähe er einen Mann in Jägerkleidern mitten auf einer Wiese, der seine Rechte krampfhaft an die Brust gepreßt — sein strömendes Herzblut zurückzuhalten bemüht war, denn schon war es so reichlich hinabgeflossen — daß die rothe Spur seiner Schritte im hohen Ried aufleuchtete. Für Konrad war dieser Mann ein Anblick des Schreckens, denn mit jeder Minute wechselte die Gestaltung seines Angesichts — und seine Züge waren in einer immerwährenden Bewegung, wie ein Wasserwirbel, der mit der stärkern Woge jetzt mächtig aufrauscht — mit der schwächeren zu sinken scheint. Der Mann kam jetzt nach dem Garten geschritten — und wo er vorüberging, da wurden die Menschen zu Asche — oder erstarrten zu Bildsäulen — die sich so entsetzlich schnell verkohlten und versanken, daß die Blumen des Gartens vor Schreck darüber ihre Farbe verloren. Schon nahte er sich Klärchen — schon war auch sie bis zur Brust in Asche verwandelt — da flirrte plötzlich eines der Mühlenster zerschmettert herein, und schreckte Konrad aus seinem wachen Traume auf. Ein greller Schrei wie in Todesnoth — „Erbarmen! — kommt mir zu Hilfe!“ drang zugleich in sein Ohr und zwang ihn, seine Blicke nach dem Orte hinzuwenden, wo alles dieß vorging. Entsetzt

sprang *Konrad* auf. Es war sein Jäger, der sich dort durch das zerschlagene Fenster hereinbog — sein todtblaßes Gesicht vom Vollmond beleuchtet, war dasselbe, welches er eben gesehen — aus seinen erlöschenden Augen blizte Schrecken und Verzweiflung, — Wuth und Schmerz verzerrten seine Züge. Jetzt sank er nach einer Seite wie ohnmächtig hin — und unter seiner Hand — mit der er die linke Seite der Brust bedeckte, quoll der rothe Blutstrom des Lebens in rauchenden Wellen hervor.

Nur einen Augenblick stand *Konrad* in erstarrendem Entsetzen festgebant, den nächsten aber flog er schon zur Thür hinaus. Bald war Lärm im Hause — und während *Konrad* hinauseilte, dem Fremden beizuspringen — hatte sich auch Vater *Reinhold* mit seinen übrigen Gesellen bereits aufgerafft. Man kam mit Licht und trug den Verunglückten ins Haus. *Schön Klärchen* war schnell zur Hand — sie war es auch, die einen kunstvollen Verband anlegte, aber die Hülfe kam zu spät. Schon in einer Stunde verschied der Fremde. —

Die Wunde mochte mit einem Jagdmesser geschlagen seyn, das mit aller Gewalt in die Brust des Unglücklichen getrieben worden. Wer sein Mörder gewesen, konnte man nicht erfahren, da ihn Bewußtseyn und Sprache bereits verlassen.

Alles im Hause hielt starres Entsetzen festgebant, und die Verwirrung war so groß, daß vielleicht eine halbe Stunde verging, bis Vater *Reinhold Klärchen* ver-

mißte, die, sobald sie den Verband angelegt — alsogleich aus dem Hause verschwunden war.

Neuer Schrecken, düstere Besorgnisse erfaßten jedes Herz. — Vater Reinhold, Konrad und mehrere Andere, alle nach verschiedenen Richtungen, eilten hinaus, um das Mädchen zu suchen.

In Konrads Seele dämmerte ein Gedanke eigener Art. Die Welt der Wunder war ihm aufgegangen — und der unerklärliche Zusammenhang seines Traumgesichts mit der furchtbaren Wirklichkeit der nächsten Augenblicke — hatte ihn so durch und durch erschüttert, daß er überzeugt war, er müsse dem Winke, der ihm von oben gekommen, beharrlich folgen. Darum vermeinte er, Klärchen sey nur dort zu suchen, wohin die Hand des Unbegreiflichen wies, und ihr Verschwinden müsse mit dem Verbrechen dieser Nacht in irgend einem, bis jetzt noch unenthüllten Zusammenhange stehen.

Es war ihm ein Leichtes, der Spur zu folgen, welche der verunglückte Unbekannte im Schnee zurückgelassen. Noch stand der Mond am Himmel, und jeder seiner Schritte war deutlich zu erkennen. Sie führten den Mühlbach entlang — hinauf gegen das Gebirg, und Konrad folgte ihnen um so eifriger, je schneller er seine Vermuthung augenscheinlich bestätigt fand.

Deutlich erkannte er, daß neben den blutigen Stellen und den größeren nach der Mühle gewandten Fußstapfen kleinere, nach der entgegengesetzten Seite gekehrte, fort-

liefen. Das konnte nicht Zufall seyn, Klärchen war es ohne Zweifel, die ihm vorausgeeilt, die vielleicht, worauf noch niemand gedacht hatte, den Ort, wo das Verbrechen vollbracht worden, aufgesucht. Peinliche Ungeduld jagte den armen Konrad vorwärts, und er gelangte auf eine große Waldwiese.

+ Diese lag auf der Mittagsseite eines Hügels, wo die Sonnenstrahlen beinahe den ganzen Tag lagerten, und der Schnee war früher, als an andern Stellen geschmolzen. Das Wasser hatte auf dem ziemlich gähen Abhang leichten Abfluß — und der reichlich getränkte Boden schwoh bereits von grünen, saftigen Pflanzen und duftigen Waldkräutern. Hier endete jede Spur. Konrad sah sich den Ort genau an; konnte jedoch nichts entdecken: nur eine Stelle, hart am Walde, war stark zertreten. Hier vielleicht hatte der Kampf auf Leben und Tod Statt gefunden. Aber weder eine Waffe, noch sonst irgend ein Zeichen war zurückgeblieben, welches zur Entdeckung des Mörders hätte führen können. Auch hielt es schwer, die Stelle auszumitteln, wo die Spur, welche ihn von der Mühle hierher geleitet, einlief. Zweifelnd — ungeschlüssig, was er nun beginnen wolle, hielt Konrad inne. Der fröstelnde Morgenwind — die Schauer des Orts durchrieselten sein Gebein. — Duster starrte er auf die weite Landschaft hinab — unter deren weißem Bahrtuch mancher Schmerz — manche hoffnungslose Liebe in Vergessenheit modern mochte. — Da war es ihm mit einem Male, als sähe er in der Fer-

ne, weit unter dem Dorfe, ein einsames Lichtlein zittern, das, wenn er sich nicht irrte — sich immer den Hohlweg entlang gegen die Donau hin bewegte. Eiligst machte er sich auf, und in gerader Richtung, die Schneetiefen nicht scheuend, über die dürren Büsche und Hecken hinweg, flog er im schnellsten Lauf dieser Erscheinung nach. —

Beinahe athemlos, erschöpft von der äußersten Anstrengung seiner Kräfte kam Konrad an den Hohlweg hinab. Er mußte stille stehen, um sich einen Augenblick Erholung zu gönnen. Das Licht schwebte noch immer vor ihm, aber, wie er jetzt wohl begriff, mit nicht viel geringerer Schnelligkeit, als er sich ihm zu nähern bemühte. Noch immer war eine bedeutende Strecke Weges zwischen ihm und dem Gegenstande seines Nacheilens. Sobald er sich denn etwas verschraubt hatte, eilte er von Neuem auf dem ihm wohlbekannten Wege dem Lichte nach, das sich jetzt unmittelbar dem Ufer näherte, und sobald es dort erschien, bald stromaufwärts, bald stromabwärts in verschiedenen Entfernungen sichtbar wurde, als ob Jemand emsig nach etwas suchte. Noch immer hatte er die Person nicht unterscheiden können, die sich dieses Lichtes bediente; erst als er auf einige hundert Schritte herangekommen, nahm er deutlich das lange weiße Gewand einer Frauensperson wahr. Die Hast ihres Treibens, die Ängstlichkeit ihrer Bewegungen erfüllte Konrad mit steigender Be-

sorgniß, denn daß es Klärchen war, die vor ihm am Strome auf und nieder lief, das konnte er jetzt, wo die Umrisse der Gestalt immer deutlicher hervortraten, nicht mehr bezweifeln. Am Ufer war noch Eis in Menge, und der Weg hie und da gefährlich — das alles aber schien sie gar nicht zu beirren. Endlich hatte sie die Barke gefunden, welche sie so lange gesucht zu haben schien — ihrer äußersten Anstrengung gelang es, das Fahrzeug, welches man weit herein ins Trockene gezogen hatte, flott zu machen — muthig ergriff sie das Ruder — doch eben in dem Augenblicke, als sie im Begriffe war abzustossen, stand Konrad vor ihr.

Er war unbemerkt so nahe gekommen, daß er ihre Hand, wenn er sie faßte, festhalten konnte. „Klärchen,“ redete er sie an, „was sucht ihr hier zu dieser Stunde?“ — Anfangs schien das Mädchen betroffen und Schreck lähmte ihre Zunge. Aber schneller, als Konrad vermuthete, faßte sie sich, und mit einem Troß, den er in Klärchens Zügen noch nicht gesehen — mit einer Entschlossenheit, die auf das Äußerste gefaßt ist — hieß sie ihn gehen. — „Glaubt ihr,“ entgegnete jener, „ich sey euch deßhalb gefolgt, um euch hier allein eurem Schicksal zu überlassen. Nein, dem bestürzten Vater muß sein Kind wieder werden — und ich danke Gott, daß ich euch gefunden habe.“ —

„Laß deine Besorgnisse fahren! Ich komme wieder — aber jetzt — muß ich fort!“ Mit kräftigem Stoß trieb sie den Kahn in den Strom. —

Konrad machte Miene zu folgen. „Wag's nicht, rief sie ihm zu, dich mir zu nähern — denn in demselben Augenblicke spring ich in den Strom.“ —

Konrad stand wie angewurzelt. Alles, was um ihn vorging, schien ihm einem Traume ähnlicher, als der Wirklichkeit. — Er traute seinen Augen — traute all seinen Sinnen nicht; das konnte Klärchen nicht seyn. Ihr ganzes Wesen war verwandelt, all ihr Thun und Treiben unbegreiflich. In ihrer Drohung aber lag ein so furchtbarer Ernst, daß er es nicht unternahm, ihr nachzueilen — und sie ruhig in der Mitte des Stromes hinaussteuern ließ. Wie er wußte, führte sie das Ruder wohl. Sobald sie die Tiefe des Wassers erreicht hatte, bemerkte Konrad — daß sie etwas vom Boden des Nachens aufhob. Jetzt neigte sie sich vor — blau schimmerte es in ihrer Hand — deutlich hörte er den schweren Fall ins Wasser, noch eine Weile flackerte es wie Seidenglanz auf dem Spiegel des Stromes, dann aber versank es und kam nicht wieder zum Vorschein. Jetzt sank Klärchen auf die Knie — sie faltete ihre Hände, wie dankend blickte sie zum Himmel empor, — ihre Lippen stammelten ein leises, aber inbrünstiges Gebeth.

Es war im Lenze des vorigen Jahres, als Heinrich von Eizing wegen einer seiner allzukühnen Bewerbungen im Dienste der Frauen sich auf einige Zeit vom herzoglichen Hofe entfernen mußte. Seine natürliche Gemüthsart war so froh, daß sich nicht leicht irgend ein unange-

nehmer Eindruck für lange bei ihm erhielt, auch wußte er, daß der Herzog, der ihn mehr um seine aufgeregten Feinde zu beruhigen, als um ihn wirklich zu strafen, verbannt hatte, ihn auch in Kürze wieder nach der Hauptstadt berufen werde. Die herrliche Lage seiner Besitzungen, die er schon lange nicht besucht, des Frühlings frisches, fröhliches Leben stimmte sein Herz zu Gesängen — ein Nachhall süßer Erinnerung klang wie Sehnsucht d'rein, und die Herrlichkeit des Sängertums war ihm in aller Schönheit und Blüthe aufgegangen.

So zog er eines Tages zur Jagd aus — aber dem Jäger, den das süße Spiel der Reime mehr beschäftigte, als die Spur des Wildes, schien nach einer kurzen Weile vergeblichen Umherirrens die Kühlung einer schattigen Waldwiese so einladend, daß er nicht widerstehen mochte. Der blaue Himmel wölbte sich sanft wie ein weiter herrlicher Dom über den grünen Gottestempel hin — in dem der Frühlingswind, der kräftig über die Berge hinstreifte, seinen großen Lobgesang anstimmte. Unten zog sich die Donau, ein blauer Gürtel, durch segensreiche Thäler hin — ihre waldigen Inseln waren wie grüne Sträußchen eingestickt. Einen schöneren Hof, gedachte Heinrich bei sich, als hier der Lenz, hält wohl kein Fürst auf Erden — wo ist ein Sänger, der mit Drossel und Grünspecht zur Wette singt? — Die Mühle rauschte tief unten im Thal, und ihr eintöniges Brausen lud zur Ruhe ein. Heinrich küftete sein Haupt und lehnte es an

den Stamm einer kräftigen Eiche, deren breite Äste sich ihm zum grünen Dache wölbten. Sein Herz war der Seligkeit so voll, daß alles, was ihn je erfreut, ihm nur aus weiter Ferne wie ein Traum der Kindheit klang. Da hörte er ganz nahe ein Geräusch im Grase. Er schaute auf, ein herrlicher Dammhirsch stand vor ihm, dessen Nacken ein blaues Band von Seide umschlang. Rasch griff er nach Pfeil und Bogen. Aber das Thier sah kaum seine drohende Bewegung, als es vor ihm dahin floh — bald hatte es den Wald erreicht. Nicht minder rasch war Heinrich hinter ihm her, der Wald war hier nicht breit, und der Hirsch hatte ihn kaum durchbrochen, als auch der Jäger schon hinter ihm drohte. Aber jetzt flog er mit Blitzesschnelle die weite Wiese hinab, die sich bis an die Wurzel des Berges hinstreckte, bis wo die Mühle Reinholds sich mit ihrem rothen Dache von blühenden Fliederbüschen umfriedet, erhob. In Mitte der Wiese aber stand ein wilder Apfelbaum, von schimmernden Blüten wie überschneiet, unter dem eine weibliche Gestalt, wie Heinrichs geübter Blick bald erkannte, von mehr als gewöhnlicher Schönheit saß. Ihr goldenes Haar in einer zierlichen Flechte zusammengebunden — schlang sich bis an die Knie hinab, ihr blaues Auge, der frische Mund, ihre heitere, unbefangene Miene — gaben das vollendetste Bild glücklicher Sorglosigkeit, kindlicher Freude. — Zu ihren Füßen schmiegte sich das Thier hin — dort schien es Zuflucht zu suchen. — Jetzt erst bemerkte sie den Jäger, dessen ge-

spannter Bogen ihrem Liebling den Tod drohte. Sie erhob sich, und über ihrer herrlichen Gestalt, über ihrem flehenden Blick vergingen Heinrich schier die Sinne.

„Wer bist du?“

„Des Müllers Tochter.“

„Wie heißest du?“

„Alärchen.“

„Beschügest du den Hirsch?“

„Ich fleh' Euch Herr um sein Leben.“

„Er ist dein.“

Alärchen hatte die größte Angst bei der Gefahr ihres Liebblings ergriffen. Wie groß war ihre Freude, ihn gerettet zu sehen! Ihre großen, schönen Augen ruhten dankbar auf dem Junker, der ein schöner Mann war und ihr wohl gefiel.

Heinrich kannte das weibliche Herz zu wohl, als daß er sich dem lieblichen Wesen, das ganz Unschuld war, unzart genähert hätte. Aber er frug sie noch dieß und das, und Alärchen gab aufrichtigen Bescheid. Bald faßte sie Vertrauen zu dem Fremden.

Beim Scheiden bat er sie, morgen wieder hier zu seyn.
— Sie erröthete — sie schwieg.

„Willst du mich nicht wieder sehen?“

„Ich kann Euch nicht verbieten, daß Ihr kommt. —

„Du könntest wohl“ —

„Ich denk', Ihr kehrtet Euch daran wenig?“

„Doch, schönes Klärchen. Aber vielleicht komm ich dann zur Mühle hinab.“

„Zum Vater?“

„Zu dir!“

Sie erröthete über und über.

„Dir zu Liebe ging ich schon noch viel weiter.“

Sie sah ihn so treuherzig und so gläubig an, daß Heinrich nicht widerstehen konnte. Er faßte ihre Hand — ihr Beben zitterte bis zu seinem Herzen.

„Klärchen — mein Klärchen, was fürchtest du?“

„Nichts — Herr Ritter — aber Euch doch etwas.“

Dunkle Gluth überflog ihr Angesicht — ihr Blick drang tief in Heinrichs Innerstes — wie ein aufgeschrecktes Reh floh sie von dannen.

Lange starrte ihr Heinrich nach — er fühlte sich wunderbar ergriffen, endlich entschwand sie. „Wollte Gott, gedachte er bei sich, daß ich ein Müller wär, — solch ein Engel erscheint am Hofe nicht.“ —

Heinrich kam den nächsten und hinfort jeden Tag wieder. Freilich stiegen in Klärchen bald Zweifel über Recht und Unrecht dieses Einverständnisses auf, das sie ihrem Vater sorgfältig verbarg. Allein Heinrich blickte tief genug in ihre Seele, um dieß vorauszusehen, und gebrauchte stets die Vorsicht — sie zu dem bestimmten Versprechen, wieder zu kommen; zu bewegen. Wie hätte sie

ihm's versagen können, „sie zu sehn!“ das war kein Unrecht.

Das erste Mahl in seinem Leben hielt sich Heinrich in den engsten Schranken der Ehrfurcht — noch hatte er keinen Kuß gewagt. Eine ihm selbst unerklärliche Scheu hielt den Weltmann mit seinen sehr weiten Begriffen von Tugend von jeder Annäherung zurück, welche die kindliche Unbefangenheit, den frohen heitern Sinn Klärchens gefährden konnte. Die Unschuld eines solchen Herzens schien selbst ihm heilig.

Noch hatten sie bei ihren Spaziergängen, wo sie Arm in Arm oder Hand in Hand durch die schönen Auen hinschlenderten, die Mühle nicht aus den Augen gelassen. So vertieft sie auch oft im Gespräche waren, unwillkürlich sahen sie beide wieder nach dem rothen Dache um, ob es im Thale noch sichtbar sey — und wenn es der Berg Rücken schon bald bedeckte — so lenkten sie stets wieder ihre Schritte darauf zurück.

Zu dieser Zeit ging mit Klärchens ganzem Wesen eine wunderbare Veränderung vor. Ihre Gestalt schien sich zu erheben — ihr ganzes Betragen rang nach Bestimmtheit und Würde, und eine Veränderung, die dem Müller nicht entging — konnte an den Blicken des gebildeten Hofmanns — des tief fühlenden Sängers nicht unbemerkt vorübergleiten: „So, rief es ihm laut in seinem Innern zu, so wirkt die Macht der Liebe — die Liebe zu dir! Sie hat sich zur Höhe deines Gefühls erhoben — sie

ringt dem Lichte deines Daseyns nach." Je mehr Hei-
 rich diese Erscheinung von jedem Tage bestätigt fand —
 desto wunderbarer zog es ihn zu dem seltenen Wesen hin. —
 Es war nicht mehr ein flüchtiges Gedankenspiel, das ihn
 in müßigen Stunden mit ihr beschäftigte, sein Herz
 nahm Theil an ihrem Geschick. „Könnst' ich dich so zu mir
 erheben, gedachte er oft bei sich — wie dein Gefühl, wie
 deine Seele sich zu meinem Herzen hinanrang, dann wollt'
 ich dir die trübe Stunde wohl ersparen, die kommen wird
 — die nicht lang mehr ausbleibt — und vor der insgeheim
 mein Herz erbebt, die Stunde der Trennung!" Indessen
 hütete sich Hei rich wohl, diesen Punct im Gespräche
 zu berühren. Klärchen selbst kam endlich einst darauf.

„Der Winter, sprach sie, wird Euch nach Wien ru-
 fen, Herr Ritter, und ich darf vor dem nächsten Lenz —
 vielleicht nie mehr Eurer Wiederkehr entgegen sehn. Für-
 wahr, der Gedanke macht mich traurig." —

„Du hast, entgegnete Hei rich, einen geringen Be-
 griff von meiner Liebe zu dir, wenn du denkst — so lange
 könne ich dich nicht sehen. Der Hof wird für mich freuden-
 leer seyn — mein Herz feiert in deiner Nähe seine Feste." —

„Herr Ritter, dieß wird anders kommen — ich glau-
 be nicht, daß Ihr mich vorseglisch täuscht — aber es wird
 anders kommen.

„Was will das Weilchen vom Thale —
 Im gold'nen Fürstensaale?" —

„Täuscht euch nicht selbst!“

„Denkst du im Ernste so von mir?“

„Ja, und dennoch — dennoch — lieb' ich Euch.“

„Klä r ch e n!“

„Glaubt Ihr's nicht? Vielleicht kommt der Tag, wo Ihr das ganz erkennt. Sagt zu mir — Klärchen — springe hinab von jenem Thurme! — ich vollbring's, oder sagt: Klärchen, stürze dich in den Strom! — ich werde den Tod nicht fürchten; denn fürwahr, ich liebe Euch herzlich.“

Heinrich stand stille, er war im Innersten bewegt. Komm, sprach er, laß uns niedersitzen unter dieser Eiche — hier erschien mir zuerst dein Liebling — ich verfolgte ihn und sah dich. Seitdem hat sich mein Daseyn wunderbar verändert. Ich wollte — ich wär in einer armen Hütte geboren, — denn wahrlich, ich beneide die frohen Menschen, die mit dir unter einem Dache wohnen.“

Da setzten sie sich neben einander unter die Eiche hin, und Klärchen verwehrte es nicht, daß Heinrich seinen Arm um ihren Nacken schlang. Auge ruhte in Auge, Hand in Hand, da nahm Heinrich nach einer Pause das Wort.

„Klä r ch e n, sprach er, es ist ein Widerspruch in dir: du liebst mich nicht — oder der Augenblick, an dem ich von dir scheide, bedroht dein Herz mit tiefem Kummer; den Gedanken an lange Trennung hast du noch nicht gedacht.“

„Hast du den Tod noch nicht gedacht, mein Hei n r i ch?“ —

„Sah ihn oft nah genug.“

„Und habtest doch nicht das Leben? Sieh — so denk' ich der Trennung von dir — in ihr wird mein Glück — doch nicht meine Liebe enden!“

„Mädchen, rief Heinrich, ich erbebe bei dem Gedanken — den du aussprichst.“ —

„Ich werde meinem Schicksal nicht entgehen. Sieh dort die Rosen — wie herrlich sie blühen. — Das währt nicht lange — bald fallen sie ab. Meine Liebe zu dir ist solch eine Rose. — Selig ist sie aufgeblüht — soll ich sie verdammen, weil sie so kurze Zeit nur duftet? Dennoch ist ihr keine andere Blume gleich. — Mein Herz hat nicht Raum für ein anderes Gefühl — warum bin ich so?!“ —

Fest schlang Heinrich seine Arme um ihren Nacken, er drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

„Du bist mir geweiht — begann er, nach einer langen Pause schweigenden Entzückens; Du sollst mir ewig heilig seyn!“ —

Er sprang auf, er eilte an den Rosenstrauch, den er seiner schönsten Blüthe beraubte.

Bevor sich Klärchen noch besann, hatte er ihr ihre Schleife entwandt und in wenigen Augenblicken ward ein Kranz in seiner Hand.

„Ich will ein Motivbild hier aufhängen an dieser Ecke — vergängliche Blüthen — unvergänglichen Dorn — ein einfach Denkmal — für so reiche Liebe. — Aber wenn der Sturmwind diese Blüthen verweht hat, und nur mehr

durch die Dornen und dürren Blätter dahinrauscht — dann werden die Lüfte der Heimath mir seine Bedeutung, die Erinnerung dieser Stunde zuflüstern! — du sollst H e i n r i c h s nicht vergebens harren — so wahr ich, wenn ich dich verlasse — keine Gnade in der letzten Stunde hoffe! —

K l ä r c h e n sank an seine Brust. — Ihre Augen flossen in Thränen des Entzückens über.

„Ewig — ewig mein! stammelte sie.“

„Ewig, — ewig!“ wiederholte H e i n r i c h mit fester Stimme.

Die Liebenden weilten, bis die Nacht heraufgekommen, da schied K l ä r c h e n.

Sinnend blieb H e i n r i c h aber noch lang an die Ecke gelehnt — er suchte sich zurück zu rufen, wie das alles gekommen, und was ihn vermocht, ein so ernstes Wort so unbedachtsam auszusprechen.

3. Das erste Weilchen.

Der Winter kam und der Herzog berief H e i n r i c h nach der Hauptstadt zurück. Der Geist der Heiterkeit, des Muthwillens und des Scherzes war mit ihm wiedergekehrt, alle schönen Augen ruhten auf ihm — und während er die Frauen durch Tändeleien und Schmeichlerkünste bezauberte, entzückte er die Männer durch seinen Geist, seinen Muth, seine Herzlichkeit; und strömte vollends von seinen Lippen irgend ein Lied voll Sehnsucht

und Begeisterung — so gab es kein Herz mehr, aus dem nicht der letzte Schatten des Unmuths gegen ihn gewichen wäre.

In der Zeit seiner Abwesenheit vom Hofe waren dort verschiedene neue, mitunter glänzende Schönheiten aufgetreten. Alle aber schienen sie von Einer — der schönen Gutta von Hohenegg überstrahlt und verdunkelt zu werden. Sie war die letzte eines reichen und übermächtigen Hauses. Prachtliebend und verschwenderisch, herrschsüchtig und ihrer Schönheit sich mehr als bewußt, trat sie mit allen Mitteln am herzoglichen Hofe auf, den Anforderungen ihres Geschmacks, ihrer Eitelkeit und ihres Stolzes zu genügen. Die Vergötterung ihrer Schönheit, die Bewunderung ihres Geistes nahm sie als einen schuldigen Tribut hin — wehe dem, der sich weigerte, ihn zu entrichten! Ihre brennenden Blicke ruhten so lang auf ihm — bis er zu ihren Füßen hinsank — um in ihrer kalten Verachtung die volle Rache eines hochmüthigen Weibes zu fühlen. Unter Allen aber, die bis jetzt am Hofe erschienen, und zu Bewunderern und Götzendienern ihrer Schönheit geworden waren, dünkte ihr indessen keiner einer besonderen Aufmunterung oder Auszeichnung werth. — Fragte sie ihr Herz — so war ihr der noch nicht erschienen, der ihre Anforderungen durch Rang, Geist und äußere Liebenswürdigkeit befriedigte. Die Schwärmerei dieser Herren war der schönen Gutta in der That kaum für den Scherz gut genug; den meisten merkte sie es an, daß

sie das Strohfeuer ihrer Leidenschaft als ächte Goldmacher auf den chemischen Herd der Liebe brachten, — die Wenigen, die sie um ihrer selbst willen liebten, schienen ihr von der Natur schon angewiesen, sich auch mit Geringerem zu begnügen; kurz, so sehr sie auch bemüht war, aus all diesen Wesen Funken des Lebens zu schlagen — sie sah ein, der Mann ihrer Wahl war nicht zu finden. Ausgezeichnet durch seinen Rang, durch die Freundschaft des Herzogs, durch das Alter und die Verdienste seines Hauses war Otto von Waldsee — ein Mann, dessen Lenz aber bereits abgeblüht und der dem Herbst näher als den Sommer stand. Für Frauenschönheit schien er nicht besonders empfindlich, und obwohl man sonst an seinem Character nicht leicht etwas Mißfälliges entdecken mochte, so war es doch für Gutta abschreckend genug — daß er den Geschäften mehr, als dem Umgange lebte. Gutta zeichnete ihn indessen um seiner Stellung — und um der Freundschaft des Herzogs willen aus, dessen vertrautester Rathgeber er war, indem Leopold auf seine Schultern all jene Geschäfte zu wälzen gewohnt war, die wegen einer größeren Verwicklung der Verhältnisse, oder der Schwierigkeit der Personen Beharrlichkeit, Ausdauer und zuverlässige Ergebenheit für die Wohlfahrt seines Hauses erforderten. Eben so mußte, wenn Otto die schöne Gutta auszeichnete, und ihr vorzugsweise jede Aufmerksamkeit bewies, dieß auf die Rechnung ihres Standes, ihres Reichthums, ihrer Stellung am Hofe ge-

schrieben werden. Wie sollte Waldsee, als ein besonnener Geschäftsmann in seinem zwei und fünfzigsten Jahre sich schmeicheln, das Herz der ersten Schönheit des Hofes — einer wohl leicht erregbaren, aber schwer zu fesselnden Schönheit, all seinen übrigen Paladinen abzustreiten? Gutta fand diesen Gedanken selbst zu unwahrscheinlich, obwohl er, wenn sie ihm Raum gab, eine ungewöhnliche Schmeichelei enthielt.

Indessen war es eben Ditto, den der Herzog bei Hoffesten oder Jagdparthien der schönen Gutta gewöhnlich zum Begleiter und Ritter gab, ein Amt, in dem sich der edle Waldsee nie eine Vernachlässigung oder irgend einen Mangel an Zartgefühl zu Schulden kommen ließ. Die Besonnenheit und Ruhe, die Würde, mit der er sich umgab, das lautere Gold seiner Denkungsart, seine Erfahrungen, seine Kenntniß des menschlichen Herzens und der verschiedenartigsten Lebens- und Weltverhältnisse, der Geschmack, in den er alles zu kleiden wußte, waren Vorzüge, die seine Unterhaltung selbst für eine Dame angenehm machten, und Gutta mußte sich gestehen, daß die übrigen neben ihm als leer und unnütz, oder wenigstens verdunkelt erschienen.

So standen die Verhältnisse am Hofe, als der Name Heinrichs von Eizing das erste Mal wieder genannt wurde. Ditto selbst machte die schöne Gutta auf seine Erscheinung, als auf etwas Außerordentliches aufmerksam, und ermahnte sie scherzhafterweise ihres Herzens vor

diesem gefährlichen Bezauberer der Frauen wohl in Acht zu nehmen. Gutta kannte den berühmten Minnesänger Heinrich von Gizing längst aus seinen glühenden, begeisterten Gesängen. Auf ihre Erkundigung erfuhr sie die Ursache seiner Verbannung — und ihre Aufmerksamkeit ward zweifach rege. Eine kurze Reise auf ihre Güter hielt sie eben einige Tage von der Hauptstadt fern, als Heinrich das erste Mal wieder in dem Hofzirkel erschien. Bei ihrer Rückkehr war alles voll von der Herrlichkeit, dem ungewöhnlichen Freudenleben, der Mannigfaltigkeit dieses Festes, und man konnte nicht genug bedauern, daß Gutta eben diesen Tag nicht zugegen gewesen. Das nächste Hoffest sollte sie nun entschädigen — indessen der Zufall wollte, daß Heinrich von Gizing nicht zugegen war, denn der Herzog hatte ihn eben beauftragt, die Abgeordneten der steierischen Landstände zu Schottwien zu empfangen. Gutta fühlte sich über diese abermalige Täuschung ihrer Neugier etwas gereizt, was aber mehr war, die ganze Versammlung schien den Abgang dieses einzigen Menschen zu empfinden. Sie konnte sich nicht enthalten, ihre Bemerkung darüber dem Herzoge selbst mitzutheilen, als dieser Otto ersucht hatte, seine Stelle als Guttas Begleiter einige Augenblicke ihm abzutreten. „Das muß ein seltener Mann seyn, begann sie, dieser Heinrich von Gizing, den alle Blicke am Hofe suchen — dessen Abwesenheit Jedermann, wie eine getäuschte Erwartung betrübt. Ich hörte unzäh-

lige Male nach ihm fragen — und es ist fürwahr eine Sache von schwerer Verantwortung, den Damen eben den Mann ihres Herzens zu entzieh'n, und ihn einer kalten Deputation steirischer Ritter entgegen zu senden, die jeder Andere eben so gut empfangen könnte, während Keiner es so wohl zu verstehen scheint, sich den Beifall der Frauen zu erwerben.

„Spottet nur, entgegnete der Herzog, spottet nur, schöne Gräfin, jetzt seyd Ihr außer Gefahr, — Ihr werdet aber sehen, hören — und Euch überzeugen. Nehmt Guer schönes Herz wohl in Acht — denn ich müßte H e i n r i c h schlecht kennen — wenn er nicht nach dem herrlichsten Kleinod meines Hofes zuerst die kühne Rechte ausstreckte.“

„Da mir eine solche Auszeichnung gewiß so viele Reider erregte, als Damen am Hofe sind — so werd' ich mich bemühen, sie gleich Anfangs abzulehnen.“

„Guer Wort darauf, schöne G u t t a?“

„Wort und Hand.“

Mit einem stolzen Lächeln legte die schöne Dame ihre sammtweiche in die des Herzogs — als plötzlich im Hofraume der Burg Lärm entstand. Alles eilte an die Fenster, nur G u t t a nicht — so, daß der Herzog sich gezwungen sah, — bei ihr zu weilen. — Aber es währte nicht lange, so hatte man die steirischen Abgeordneten und an ihrer Spitze H e i n r i c h erkannt. Der Herzog ließ sie unverzüglich zu sich bescheiden, um, wenn auch die

Geschäfte einen andern Tag abgethan werden sollten, sie doch noch heute herzlich willkommen zu heißen.

Die Thüre flog auf und Heinrich stellte die Abgeordneten vor, die der Herzog nach der Reihe umarmte, willkommte, und einlud, sich ohne Zwang und Rückhalt der Geselligkeit hinzugeben. — Darauf stellte er den ritterlichen Sänger seiner Begleiterin vor — zu der indessen Otto zurückgekehrt war. Ihr Empfang war so kalt, — dabei versanken ihre Blicke so tief in den Boden, daß Otto geneigt war, dieß befremdende Betragen einer Umwandlung von Übelbefinden zuzuschreiben — besonders da eine leichte Bläse über Gutta's Wangen flog, und die stürmischen Schläge ihres Herzens eine gewaltsame Aufregung ihres Innern verriethen. Erst als Heinrich fort war, schlug Gutta die Augen auf — und ein Schimmer der Wehmuth schien über ihr Angesicht ausgegossen.

Otto wählte den richtigsten Weg, sich diese Symptome zu erklären. Er konnte nicht umhin, von ferne darauf hinzudeuten.

„Findet Ihr die Lobsprüche noch übertrieben, die meinem Freunde gemacht werden?“ —

„Sie sind mir, seit ich ihn gesehen, um nichts erklärlicher.“

„Mein schönes Fräulein, ich glaube, dann müßtet Ihr ihn nur vorhinein zu Eurer Ungnade verdammt haben. Sprecht Ihr doch so von ihm, als ob Ihr irgend

einen besondern Grund hättet, ihm zu zürnen? — Ich beklage meinen Freund, der so unglücklich war, Euch zu mißfallen — und werde mir alle Mühe geben, Euch mit ihm auszuföhnen. Ich bin wenigstens jetzt Euren schönen Herzen so nahe, daß ich jeden seiner Schläge zu zählen vermag, und schmeichle mir also, einigen Einfluß bei ihm zu haben?“

„Gewiß mehr als irgend ein anderer Mensch. Nur in Betreff dieses Freundes könnt' ich Euch den Erfolg Eurer Bemühungen nicht verbürgen.“

„Schöne Gräfin, Ihr habt ein so gütiges Wort ausgesprochen — daß ich Euch augenblicklich beim Worte nehme. Meine Hoffnung auf Euren Besitz war stets so gering, als innig mein Wunsch, ihn zu erringen. Nur ein Mann, wie *Heinrich*, schien mir geeignet, — mit Erfolg um einen so hohen Preis zu werben — und noch fürchte ich, steht er dem Siege näher als ich. Aber Ihr selbst versichert das Gegentheil. — Wenn nun der Herzog vor Euch hinträte und spräche: *Schöne Gutta* — ich wünsch' Euch mit einem meiner Freunde zu vermählen — beide fühlen sich beglückt durch Eure Hand, und meine Freundschaft für sie gibt mir den Gedanken ein — Ihr werdet sie nicht beide verwerfen — Ihr würdet *Heinrich* nicht wählen?“ —

Gutta fühlte sich von dieser Wendung des Gespräches überrascht. —

„Hierauf,“ entgegnete sie nach einer Pause der Verwirrung, „kann ich Euch die Antwort mit desto größerm

Rechte schuldig bleiben — da der Fall, von dem Ihr redet, bis jetzt nicht wirklich eingetreten ist. Sollte es aber geschehen, so sag' ich Euch nur dieß zu: daß ich den nicht nenne, den ich meiner Liebe nicht völlig würdig achte." —

Otto drückte einen glühenden Kuß auf die Hand der stolzen Schönen, er fühlte ein leises, fieberisches Zucken — sein Glück schien ihm vollkommen, und lange ruhten seine brennenden Lippen auf dem weichen Schnee der schönsten Hand. Im Eifer des Gesprächs hatten es beide nicht bemerkt, daß Alles nach einem anstößenden Saale eilte, aus dem die Klänge einer Laute weich und innig, mit aller Inbrunst der Sehnsucht, mit aller Fülle begeisterten Entzückens ertönten.

Schweigend standen sie einander gegenüber — jedes mit Gefühlen eigener Art beschäftigt, jedes tief im Innersten, obwohl von ganz entgegengesetzten Empfindungen ergriffen. Waldsee's offne und edle Seele hatte sich dem schönen Glauben an sein Glück — an die Herrlichkeit eines solchen Besitzes, wie die reizende Gutta, frei und ohne Rückhalt hingeeben. In Gutta's Herzen kämpften Reue beleidigtes Selbstgefühl, Haß und Liebe. Die Worte, welche der Herzog diesen Abend zu ihr gesprochen, hatten ihren Stolz so tief verwundet, daß es ihr mit ihrem Vorsatz, Heinrich durch abschreckende Kälte für immer zu entfernen, der vollste Ernst war. Als sie ihn nun sah, und bei dem ersten Blick eben in ihm das Ideal wieder erkannte, das ihr so oft von dem Manne vorgeschwebt, dem allein sie

den vollsten Besitz ihres Herzens zubachte, als trotz ihres Widerstrebens — die Gewalt seines Blickes, der Zauber seiner Stimme sie ergriff und bis ins Innerste erschütterte, als sie es unwiderleglich fühlte, ihn mußst du besigen, oder ohne ihn sterben — da raffte sie allen Muth, alle Kraft des weiblichen Herzens zusammen — um nicht augenblicklich ihr Gefühl zu verrathen. Jedes Wort des biedern *Waldsee* traf ihr Herz wie ein Dolchstoß — doch eher hätte sie ihr Leben hingegeben, als den Eindruck gestanden, den der Mann auf ihr Herz gemacht hatte, den sie, ohne ihn zu kennen, nicht zu beachten gelobt. Das in die Hand des Fürsten abgelegte Versprechen — *Waldsee's* verhängnißvolles Bekenntniß — die Täuschung, in die sie den achtbarsten Mann des Hofes, den Freund des Fürsten, den redlichsten, von den lautersten Gesinnungen erfüllten Menschen nothwendig stürzen mußte — und noch mehr als alles dieß, die Kälte, mit der sie *Heinrich* begegnet, der auch seitdem sich ihr nicht wieder genähert — waren Stacheln des Schmerzes, der quälenden Angst in ihrer Brust. Erst als sie sich mit *Waldsee* allein sah, erwachte sie aus ihrem traumähnlichen Zustande — sie erschreckt, als sie erkannte, wie weit die Beharrlichkeit der Verstellung sie geführt — aber konnte sie das ausgesprochene Wort zurücknehmen? Wie eine rettende Stimme vom Himmel herab Klang ihr daher *Waldsee's* Einladung, sich mit ihm in den Saal zu begeben — wo sich Alles zum Wettstreite der Sänger versammelte. Der Herzog erwartete sie bereits an

der Thüre und führte sie in den Kreis der Damen, der dem überraschenden Schauspiele zunächst saß, das sich hier den Blicken darbot. Lebend folgte sie ihm, und das leise Geflüster der Bewunderung, das von allen Seiten in ihre Ohren drang, richtete den brechenden Stolz ihrer Seele wieder auf.

Die Sänger sangen, und die vollen Harfen rauschten drein — von Ritterthum, von Ehre und von Miene, von der Treue gegen Fürst und Vaterland — von dem begeisterten Glaubenskampf im Orient — von dem Schmerz und dem Lohne der Entsagung. Jeden belohnte Beifall, manchen die dankende, stille Thräne des Mitgeföhls — manchen der aufjauchzende Freudensturm des entfesselten Herzens. Jeder der Minnesänger ließ es sich nämlich gefallen, den Stoff seines Liedes von einer der anwesenden Damen zu erhalten — und ihn dann ohne alle Vorbereitung in improvisirten Reimen zu besingen. Heinrich traf zuletzt das Loos — da trat Herzog Leupold vor und sprach: den Stoff des letzten Liedes zu bestimmen hab' ich mir selbst vorbehalten, und ich trage dem Sänger auf: „die Wahl seines Herzens“ zu besingen. — Und Heinrich sang:

Frauen sah ich mannigfalt
 Von der Anmuth Licht umstrahlt: —
 Schön wie helle Fruhlingsbluhle,
 Rein und Keusch wie Sternenglanz,
 Und entflammt ward mein Gemüthe,
 Und die Flamme ward zum Kranz.

Tulpen, glühendhell, und Rosen
 Trieben um mich Wunderspiel,
 Thränen des Entzückens flossen,
 Und zum Strom ward mein Gefühl;
 Doch aus ihrer ganzen Zahl —
 War nicht Eine meine Wahl.

Und mein Herz ward trüb und zagt',
 Weil die Wahl ihm blieb versagt:
 »Laß uns, rief ich, nie vergessen,
 Daß dein frommer, heil'ger Trieb,
 Dein Verlangen ohn' Ermessen —
 Immer mißverstanden blieb; —

Laß uns flüchten, Herz, zur Wildniß!
 Ob in Strom- und Wolkenzug
 Uns nicht mehr erscheint das Bildniß,
 Das uns oft zum Himmel trug?!“
 Und mein Herz zog mit mir fort
 Bis zu einem wüsten Ort.

Stürme zogen wild und schwer
 Über Haiden öd und leer. —
 »Hörst das Rauschen dort der Mühle,
 Hörst des Waldes Melodie?
 Herz, hier langten wir zum Ziele,
 Herz, hier wählst du ober nie!

Siehst du's — gleich dem Demantstrahle,
 Der sich bricht im Morgenthau,
 Siehst du's nicht im Schattenthale
 Dämmernd — schimmernd — wunderblau?
 Brich das Weilchen dir im Thal:
 Dieß, mein Herz, sey deine Wahl."

Der Sänger, dessen Gemüth bei dem Vortrage dieses Liebes tief ergriffen war — riß alles dahin; — nur G u t t a bemerkte ihrer Nachbarin, daß dieses Gedicht eben kein großes Lob für die Versammlung der Damen enthalte. Als daher den Sängern sämmtlich von den Damen Kränze überreicht wurden — und auch H e i n r i c h, hart neben G u t t a — eben vor jener Dame hinkniete, welcher sie jene Bemerkung mitgetheilt, und deren Ritter H e i n r i c h noch vom letzten Feste her war, zögerte E m m a mit dem Kranze.

„Es ist Euch zum Vorwurfe gemacht worden — edler H e i n r i c h — daß Ihr, obgleich ein gefeierter Minnesänger die Schönheiten dieses Hofes gering achtet, — und Jemand behauptete zuvor, Ihr wäret ganz aus der Rolle gefallen — die Ihr sonst hier gespielt, seit Ihr Euch zur ländlichen Liebe bekehrtet.“ —

Wenn dieser Vorwurf von Eurem Munde käme, schöne E m m a — würd' ich also antworten: — Denkt Euch — mein Herz sey von dem Wunderlichte Eurer schönen, blauen Augen erhellt und zum Lobe des Weilchens begeistert worden! — Würdet Ihr mich dann verdammen?

„Wenn auch nicht wegen des Liebes, wohl aber wegen einer solchen Schmeichelei.“ —

„Da aber der Vorwurf von einer andern Dame kommt, — so mag mein Irrthum vielleicht daher rühren, daß die Wunderkraft ihrer Augen auf irgend einem andern Ritter ruht — der schon längere Zeit so glücklich ist, ihr zu dienen.“

Gutta stand auf, ohne zu antworten. Emma aber kränzte ihren Sänger, der im Triumphe nach dem anstossenden Tanzsaale geführt wurde, wo die schmetternde Drommete bereits zum wirbelnden Reihentanz einlud.

Indessen hatte Waldsee dem hochherzigen Leopold das Innerste seines Herzens erschlossen und ihm seine Liebe für Gutta bekannt. Gerne bot der Herzog seine Vermittlung an. Er glaubte Gutta's eigenen Wünschen zu begegnen — und begab sich ohne Verzug in den Saal der Tänzer.

Dort stand Heinrich eben an Gutta's Seite. — „Ich las in Euren Blicken, schöne Dame, daß Ihr es wart, die zuvor eine so schwere Klage gegen mich erhoben.“

„Ihr erhoht eine weit schwerere gegen die Schönheiten dieses Hofes, entgegnete sie leicht hingeworfen, in dessen wollen wir davon nicht Anlaß zu Erörterungen nehmen; — die Bemerkung galt nur Eurem Geschmack.“

Heinrich fühlte den Stachel eines solchen Spottes eben tief genug, um die Meinung, in der er gebraucht wurde, richtig zu würdigen. Die beleidigte Eigenliebe

einer hochmüthigen Schönen, gedachte er bei sich, Kündigt dir den Krieg an. Er konnte die Antwort nicht schuldig bleiben. „Bedenkt, entgegnete er, daß der nie die beste Wahl trifft, reizende Dame, der aus dem Lichtkreis Eurer Augen verbannt ist. — Befehlt, und ich schwöre laut und öffentlich den Irrwahn ab, zu dem ich mich bekannte!“

„Zu spät, zu spät, mein dichterischer Freund — unterbrach ihn hier der Herzog, indem er ihn sachte auf die Schulter pochte — macht Platz, — ich komme mit einer ganz andern Bewerbung. Führt Ihr Euch gut auf in der Zwischenzeit, so red ich Euch ein Wort, daß Euch die schöne Braut zu ihrem Brautführer annimmt.“

„Vor einer solchen Werbung tret' ich feierlich zurück.“ —

Des Herzogs Blicke ruhten lachend auf dem Minnesänger. — „Wie habt Ihr Euch zu Eurem Vortheile geändert! — Das Zurücktreten war sonst nicht Eure Sache!“ —

Gutta aber nahm den angebotenen Arm des Herzogs schnell an — und indem sie sich noch einmal rasch umwandte, sprach sie halb laut: Bildet Euch auf solch' ein Opfer nichts ein, Herr Ritter! Ihr schwärmt zu sehr vom Weilchen im Thale.

Leupold war ein so eifriger Werber im Sinne seines Freundes Otto, daß der schönen Gutta kein Ausweg offen blieb. Kaum, daß er ihr unter der Bedingung, ihre Zustimmung öffentlich bekannt machen zu dürfen —

eine Frist von einigen Monden gönnte. Gutta aber willigte in die eingeleitete Verbindung in der That nur scheinbar — sie suchte Zeit zu gewinnen und hoffte das übrige vom Zufall. Indessen machte der Herzog ihre Einwilligung absichtlich sogleich bekannt, und Gutta galt daher von diesem Augenblicke an für die Braut Otto's von Waldsee. Selbst Heinrich hielt sich in einer so ziemlichen Entfernung — obwohl er die unwilligen Blicke der reizenden jungen Dame recht wohl verstand. Er wollte die Freundschaft des Herzogs nicht im Ernste verscherzen — er wollte den trefflichen und biedern Otto nicht ohne Noth betrüben; — seinem Herzen war die schöne Gutta bis jetzt noch nicht gefährlich geworden — und er setzte sich mit Bequemlichkeit und Seelenruhe über die leichten Spöttereien hinaus — mit deren schwankenden Waffen sie ihn noch zuweilen bekriegte.

Bis jetzt hatte Gutta's Stolz ihre Liebe zu Heinrich mit glücklichem Erfolge bekämpft. Niemand ahnte, was in ihrer Seele vorging, die von Schmerz und Reue, von Haß und Liebe zerrissen wurde. Alle Qualen, welche sie sonst über Andere verhängt, schienen auf ihr Haupt zurückzufallen, in dem Gewebe ihrer eigenen Täuschungen hatte sie sich gefangen.

Ängstlich folgten ihre Blicke Heinrich's Schritten, er beachtete es nicht. Der leichte, neckende Scherz versiegte auf ihren Lippen, selten kehrte sie von einem Hoffeste zurück, ohne daß Thränen des Unmuths ihre Augen besuch-

teten, und während ihrer ruhelosen Nächte stand Heinrichs Bild vor ihr. Der Herzog liebte Glanz und Festlichkeiten, die Fastnachtszeit insbesondere brachte mit jedem Tage neue Vergnügungen, und Gutta konnte, ohne zu befremden, nicht fehlen. So sah sie ihn täglich, täglich den Vorsatz fassend, sich ihm zu nähern, sein Herz auf eine entscheidende Probe zu stellen und erfuhr, da es ihr Stolz nie zu einem solchen Schritte kommen ließ, täglich die gleiche ausweichende Kälte, dieselbe Hochachtung, die nämliche ceremonielle Gleichgültigkeit. — Gutta sah scharf genug, um zu erkennen, daß eben sie die einzige Dame des Hofes sey, gegen welche Heinrich so kalt, so strenge abmaß. Sie mußte endlich auf die Vermuthung gerathen, er habe ihre Neigung erkannt. „Ja,“ sprach sie bei sich selbst, „die Scheu vor dem Herzog, vor Otto — vor den Blicken der Höflinge hält ihn zurück: — er ahnt nicht, daß ich fähig wäre — — Alles zu opfern, um ihn zu besitzen.“ — Das letzte Fastnachtsfest mit einer glänzenden Mummerei rückte heran, — eine solche Gelegenheit kam nicht wieder, und Guttas Entschluß stand fest — das Letzte und Äußerste zu wagen, um Heinrich zu einer Erklärung zu vermögen.

Aller Glanz des Morgen- und Abendlandes war zu diesem Feste aufgeboten, welches seinen besonderen Reiz dadurch erhalten sollte, daß der Herzog die Einladungskarten insgeheim vertheilte — so, daß keiner der Anwesenden wissen konnte, wer noch außer ihm geladen war.

Jede Karte enthielt die Weisung in einer bestimmten Maske zu erscheinen, aber zugleich war die Einrichtung getroffen, daß niemand, der Herzog selbst nicht, wußte, welche Maske durch irgend eine Karte vorgeschrieben war. Sie wurden aus zwei goldenen Gefäßen, deren eines für die Herren, deren anderes für die Damen bestimmt war, und in welchen sie früher wohl vermengt worden, in versiegelten Umschlägen gehoben, der Herzog selbst schrieb eigenhändig den Namen des Empfängers darauf, und einer seiner vertrautesten Diener besorgte die Bestellung. So fand sich am Abende des Festes eine ungewöhnliche Menge von Gästen — alle nach einem gemeinschaftlichen Plane vermunmt, in den Sälen der herzoglichen Burg ein — von welchen jeder nur diejenigen kannte, die sein Scharfsinn errieth. Die Säle selbst waren eigenthümlich geschmückt, und stellten den Rosengarten zu Worms dar, wie Heinrich von Osterdingen ihn in seinem reizenden Gedichte beschrieb. Da wandelten Siegfried der Drachenzwinger, Volker und Hagen neben Laurin und den Hüthern des Horts, vor allen aber entzückte die stolze Grimhild jeden Blick. Auch Tristan und Isolde, Iwein und Sigune, die schöne Mörin und Parcival mischten sich ins Gedränge. Arthur und Gawein fehlten nicht, und Carls Paladine mit der reizenden Flor de Lis, mit Eginhard und der keuschen Emma vollendeten den Sagenkreis der deutschen Dichtung. Die Pforten der Zeit schienen aufgegangen, und

aus ihrer heiligen Dämmerung die Herrlichkeit der Vordwelt heraufzusteigen. Da tönten Gesang und Harfenspiel — und herein trat von dem Glanze ihrer Wunder umflossen — die Allbeherrscherin, die Allbefehlende, die Königin der Minne.

Daß auch Guttta unter den Schönheiten des Festes war, versteht sich wohl von selbst. Die reizende Angelika — denn dieß war ihre Maske — suchte aber vergebens ihren Medor, denn der, den ihr das Schicksal zugewürfelt, war eben nicht jener, daß sie begehrte. Ängstlich irrten ihre Blicke im Saale umher — bald auf diesem, bald auf jenem ruhend, der einige Ähnlichkeit mit Heinrich zu haben schien — bis endlich zwei Masken Tancred und Armiada an ihr vorüberstreiften, deren eine ihr bekannt schien. — Sie waren im eifrigen Gespräche vertieft und schienen nichts davon zu bemerken, daß Jemand folgte, der Mitwissenschaft daran suchte. Deutlich unterschied sie die Stimme: „du bist Emma, läugne es nicht — ich beschwöre dich bei meiner Unruhe, bei meiner Ungeduld, laß mich dein Angesicht schauen.“

„Wenn du's nun aber nicht schön genug findest? entgegnete Tene.

„Dann sollen meine Augen noch zur selben Stunde erblinden, und die Liebe stoße mich aus ihrem Reich!“ —

Tancred hatte mit solcher Begeisterung gesprochen, daß er Alles um und neben sich vergaß, und die schöne Guttta ward in ihrem Argwohne immer mehr bestätigt.

Vorsichtig folgte sie den Schritten der Beiden, die den Saal verlassend, einen der glänzend beleuchteten Gänge einschlugen — von denen aus man in verschiedene Nebengemächer gelangte, wo theils Erfrischungen gereicht wurden — theils die Ermüdeten durch die Rast in frischerer Luft sich erholten. Jetzt traten sie durch eine dieser Thüren ein und entschwanden ihrem Blick. Gutta stand wie erstarrt, sie fürchtete Gespenster gesehen zu haben. — Stürmisch schlug ihr Herz gegen die Brust — während ein eisiger Schauer ihre Glieder durchrieselte — ihre Sinne schwanden und die Wände zerfloßen wie Nebel vor ihrem Blick. Unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, klammerte sie sich mit den Händen fest. — Sobald sie sich stark genug dazu fühlte, eilte auch sie nach einem der zur Erholung bestimmten Gemächer. — Aber sie hatte die Thüre nicht wohl gemerkt, durch welche die Beiden vor ihr entschwunden waren — und der Zufall wollte, daß sie eben durch dieselbe eintrat. Welch ein Augenblick des Entsetzens! — *Tancred* und *Armid*a, beide ihrer Masken entledigt. *Tancred* auf den Knien — *Armid*a voll Entzücken sich zu ihm neigend — bildeten ein entzückendes Tableau. „*Emma! Emma!*“ — „*O mein Heinrich!*“ — Dieß waren die wenigen, aber beredten Worte ihrer gefühlvollen Unterhaltung. All' ihr Stolz, all ihre Kraft kehrte Gutta mit diesem Anblick zurück. „*O schön!*“ rief sie mit einem Ausdruck verzweiflungsvollen Hohnes und stürzte fort, ohne die Verlegenheit und Entrüstung der beiden

Liebenden abzuwarten. Sie hörte aber *Armidas* ängstliches. „O Himmel, was war das!“ — und das Rauschen ihres Gewandes — wie sie nach dem Saale zurückflog.

Gutta hatte indessen ein anderes Gemach erreicht. Hier war sie allein, und rücksichtslos konnte sie sich ihrem Schmerz dahingeben. Sie warf ihre Maske von sich — und sank weinend und halb ohnmächtig auf ein Ruhebett hin.

In diesem Zustande traf sie *Heinrich*. Es war der rechte Augenblick gewesen; denn er änderte sein Verhältniß zur schönen *Gutta* so gänzlich, daß kein Tag verging, wo er sie nicht insgeheim sah.

Als sich die frohe Kunde von dem Erblühen des ersten Weilhens im Lande verbreitete, berief Herzog *Leupold*, alsogleich seine tapfern Paladine, mit ihm an der Seite der schönen Frauen unter Gesang und Saitenspiel zur Feier des Frühlings auszuziehen.

Unmittelbar nach diesem Feste sollte *Guttas* Vermählung mit *Otto* erfolgen, da mit ihm die Frist abgelaufen war, die der Jagenden verwilligt worden. Zwar hatte *Gutta* von einem neuen Aufschub gesprochen, doch *Leupold*, dem an der Beendigung dieser Sache um seines Freundes, wie um seiner selbst willen lag, wies ein solches Ansinnen mit Ernst zurück.

Unter dem glänzenden Zelte des blauen Himmels ward das Fest begangen. Der Schauplatz war eine üppig schwel-

lende Wiese, die der Lenz mit seinem grünen Sammt bekleidet. Den Wald rings umher schmückten flatternde Bänder und Blumengewinde, und so weit das Auge reichte, sah es ein Feldlager der Lust und der Freude aufgeschlagen, wo heitere glückliche Menschen unter Scherzen und Lachen sich zu Ringeltänzen oder Ritterspielen versammelten.

Als endlich der Abend herbeigekommen war, tönte das Horn der Jäger. Alles schwang sich auf leichte Zelter, den Wurfspeer hochgeschwungen, die klaffenden Meuten hinterher, ging der Zug jauchzend nach dem Walde.

Alles hatte sich entweder einzeln oder in Gruppen nach Gefallen zerstreut. Erst gegen den Morgen hin bliesen die Hörner zur Rückkehr. Die Waldwiese war zum Sammelplatz bestimmt; — Alles erschien, nur *Otto* fehlte nicht wieder. Vergebens ward der Wald nach allen Richtungen durchstreift. — Keine Spur. — Die schöne *Gutta* schien trostlos. Jeder äußerte nun seine besonderen Vermuthungen und Besorgnisse — einer der Ritter aber wollte einen Reiter gesehen haben, der mit verhängten Zügeln der Stadt zujagte — und endlich gewann die Voraussetzung die Oberhand, *Otto* sey jener Reiter gewesen, und habe die Gesellschaft aus irgend einem nicht errathbaren Grunde verlassen, um früher in Wien einzutreffen. Der Herzog erinnerte sich sogar, ihn von einem Geschäfte reden gehört zu haben, das morgen mit dem frühesten geordnet

seyn müsse, und der ganze Zug brach in der Voraussetzung nach der Hauptstadt auf, Otto dort wieder zu finden.

Endlich lief die bestimmte Nachricht seines Todes ein. Der Herzog war auf's Äußerste entrüstet; mit einem furchtbaren Eidschwur und in Gegenwart seines ganzen Hofstaates schwur er, den Mörder der so beispiellos unter seinen Augen gefrevelt — auch ohne Beispiel zu bestrafen.

G u t t a erschien seither nur in tiefster Trauer, Nichts vermochte, sie zu trösten. Ihrem Wunsche aber, den Hof zu verlassen, und sich auf ihre Güter zurückzuziehen, trat der Herzog entgegen, von dem sie geradezu die Weisung erhielt, sich vor geendigter Untersuchung nicht zu entfernen. Heinrich wich nicht von des Herzogs Seite; er schien es für seine heiligste Pflicht zu halten, den Fürsten über den Verlust eines so treuen Dieners, eines so würdigen Freundes zu trösten, dessen Mißgeschick ihn selber so nahe anging, und leitete die ernstesten Maßregeln zur Enthüllung des Verbrechens ein.

Indessen der Ungebuld des Herzogs wollte alles dieß so weniger genügen, je richtiger er die Maske der Heuchelei durchblickte, unter welcher die Schuldigen sich geborgen wähnten. Er verschwand daher plötzlich vom Hofe mit dem schriftlich zurückgelassenen Befehle, seinem Aufenthalt nicht nachzuforschen, sondern seine kurze Entfernung vielmehr völlig zu verschweigen und geheim zu halten.



4. Lamia.

Sobald Herzog Leopold die Thürme der alten Stadt Tulln erblickte, hieß er die Diener mit den Pferden zurückbleiben. Ganz allein schlenderte er in unansehnlicher Verkleidung, durch die Straßen hin und hielt endlich vor einer Schenke an — wo es gar aufgeräumt und lustig herging. „Will doch einmal nachsehen, gedachte er bei sich, wie sich meine guten Bürger von Tulln vernehmen lassen, wenn sie beim Krüge sitzen; — was sie etwa an unserm Regiment auszusetzen haben und ob sie nicht vielleicht über den Tod meines braven Otto ein Näheres wissen, als wir zu Wien in unserer Burg, wo uns ein hochweiser Rath umgibt.“ Eben war er im Begriffe, in die Stube zu treten, aus der ihm ein heißer, dumpfer Qualm und das wilde Stimmengewirre der ereiferten Männer entgegen schlug, und die Meister Virgil ohne weiters für die Höhle des alten Aolus genommen hätte, als ihn eine gar seltsame Erscheinung stußig machte. In einer nischenartigen Vertiefung der Wand nämlich standen zwei Gestalten, deren Umrisse die Dunkelheit bei dem ersten Blick nicht gleich unterscheiden ließ, im heimlichen Geflüster, beide über ein Ding zusammengedrückt, daß sie emsig zu untersuchen schienen, und als ob sie über diesem Geschäft ertappt zu werden fürchteten, sich in den Hintergrund der Nische zurückdrängend.

Der Herzog, der in seinem Falle mit Recht Alles

seiner Aufmerksamkeit werthachtete, betrachtete die Gruppe etwas genauer, indem er seinerseits sich ebenfalls, so gut als thunlich, den Blicken der beiden entzog, und sich hart unter die Pfosten der Thüre stellte, deren Schnalle er fest in der Rechten hielt. Allmählich wurden ihm die Gegenstände um sich deutlicher, und er erkannte, wie sich sein Auge mehr und mehr an die Dunkelheit des Orts gewöhnte, ohne Mühe, daß ein alter hebräischer Mäcker neben einem blutjungen und gar feinem Mägdelein stand, die mit ihm um den Preis einer Waare feilschte. Beide hielten eine seidene Binde — wenn die Dämmerung nicht trog, von blaßblauer Farbe in der Hand — und des Mädchens ängstliche Stimme zeigte ganz augenscheinlich, daß es ihr über alle Massen peinlich war, die Habgier des Isrealiten nicht befriedigen zu können, während sie den Besitz der Binde nicht aufgeben mochte. Schon bot sie dreißig Wiener Pfennige, eine für jene Zeit ganz artige Summe; der Hebräer ging von vierzig nicht herab. Endlich sprach sie: „Die Binde muß ich haben!“ — Nimm, was ich habe, und komme morgen um den Rest nach der Mühle. Verweile dort unter irgend einem Vorwande — aber verstehe mich wohl, ohne nach mir zu fragen; — du sollst nicht lange warten, und dein Geld bei einem Denar erhalten. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte der Schacher endlich ein. „Gott segne dich für dein Vertrauen, Alter, es soll auch dein zeitlicher Schaden nicht seyn. Nun aber sage mir aufrichtig“ — sie kamen dabei aus der

Rische hervor, und Leopold, der nun jedes Wort ihres Gespräches deutlich vernehmen konnte, drückte sich fester in die Vertiefung der Thüre — sage mir aufrichtig, ist die Geschichte so, wie du sie im Gasthause erzähltest? bei Neuburg fandest du die Binde am Ufer?

„Wie ich sagte, hart am Ufer, ich vermuthe, das Wasser hatte sie ausgespült.“

„Und du erkanntest Blutflecken daran?“

„Sie waren wohl etwas ausgewaschen, da die Schärpe so lange im Wasser gelegen — aber unser einer muß sich wohl auf solche Dinge verstehen. Deutlich — und das sag' ich jetzt nur Euch, liebes Jungfräulein, sah man die Spuren einer blutigen Hand, die vier Finger unten und den Daumen oben aufgedrückt, als hätte Jemand den Eigenthümer der Binde daran festgehalten.“

„Glaubst du nicht, daß Jemand noch außer mir die Blutflecken bemerkt habe?“ —

„Jungfräulein, ich sag euch, man mußte so etwas suchen, um es zu finden.“

„Tude, was willst du damit sagen?“

„Ich hole morgen mein Geld auf der Mühle; — das haltet ihr bereit. — Damit lebt recht wohl, feines Mädel.“ —

Der Tude wollte seiner Wege ziehen, jetzt aber hielt Herzog Leopold dafür, daß es Zeit sey, aus seinem Hinterhalt hervorzutreten. Mit einem lauten „Halt“ donnerte er den Erschrockenen an.

Jammernd und weinend fiel der Israelite auf die Knie und beschwor seine Unschuld: „Die Binde!“ befahl der Herzog. Das Mädchen aber war gefaßter: „Herr,“ entgegnete sie trotzig, „was für Recht habt ihr, sie zu fordern? Wißt, die Schärpe ist mein — und ich lasse sie nur mit dem Leben.“

Leupold mußte über diese Entschlossenheit staunen. Man sah wohl, er hatte das Amt, das ihm der Zufall hier angewiesen, nie bekleidet; denn im selben Augenblicke da er den Israeliten von Angst und Schrecken zitternd zu seinen Füßen festgebannt wähnte, sprang dieser auf und ergriff mit solcher Behendigkeit die Flucht, daß es keine Möglichkeit war, ihn einzuholen. Zum besten Glück kamen des Herzogs Diener mit den ledigen Pferden die Straße herauf. Sie vernahmen nicht sobald ihres Herren Zuruf, als sie dem Flüchtling den Weg verstellten, und ihn trotz seines Angstgeheules, seines Geschreies über Gewalt und seiner Betheuerungen von Unschuld festnahmen. Leupold befahl, ihn bis zu seiner Wiederkehr zu verwahren und auf eines der Pferde zu binden, welches die Diener am Zaume führten, was sich der Hebräer trotz all seines Widerstrebens endlich gefallen lassen mußte.

Das Mädchen war indessen in die Wirthsstube getreten, wohin ihr Leupold auf dem Fuße folgte.

Da drinnen ging es ganz lustig her. Es waren Schiffeleute aus Straubing und Passau angekommen, um einen andern Tisch lagerten mährische Kriegsknechte, in dem

tiefften Winkel der Taberne aber saß Meister Reinhold, Konrad und das eben eingetretene Klärchen. Die übrigen Tische besetzten theils Tullner Bürger, theils unansehnliche Wanderleute, die hier neben einem frischen Brunk auch Herberge für die Nacht suchten. Wer aber das lustige Völkchen beisammen sah — der hätte bei ihren hochrothen Gesichtern und weingetränkten Bärten schier vermeint, er sey unter eitel goldschwere Prasser gerathen, die bis an die Ohren im Überflusse steckten. Querpfeife und Fiedel spielten lustig auf, und alle Hände und Füße waren in Bewegung, den Tact zu trommeln. Ein ergrautes Soldatenweib, dessen Kleider in dem Laufe eines halben Jahrhunderts von der Verwitterung stark mitgenommen seyn mochten, tanzte mit einem Fuhrknecht in Mitte der Stube — eine Menge lachlustige Brüder hatten sich im Kreise herum gestellt, und so oft die Alte sich unter dem Arme ihres trunkenen Bräutigams durchdrehte, erscholl ein wüthendes Bravo und donnerndes Händeklatschen.

Eines solchen Anblicks war Herzog Leopold wohl nicht gewärtig. Er drängte sich aber besungachtet so gut es ging durch das Getümmel und nahm seinen Platz hart an Reinholds Tisch. Dort im Hintergrunde der Stube hatten sich die wohlhabenderen Leute, die gerne bei einem Krüge ihr Sprüchlein sagten, aneinander gerückt, und es war eben noch von dem Juden die Rede, welcher die Binde ausgefeilscht, als eine seltsame Gestalt, die alsogleich alle Blicke auf sich zog, zur Thüre hereinkam. Ein alter

Jäger mit grauem, struppigem Bart, überhangenden Haaren und einem Guckkasten auf dem Rücken, stolperte auf einem Stelzfuß die Stube herauf. Auf dem breitgekrämpften, grünen Hute ragte hoch die Hahnenfeder, das eine Auge schielte wiederlich, und dabei war sein Gesicht in einer so heftigen, convulsivischen Unruhe, daß man nie wußte, wie es eigentlich aussah. Mit lauter, kreischender Stimme lud er zu den Wundern seines Guckkastens ein, dessen Vorderseite ein kaum eigroßes, rundes Fleckchen von rothem Papier zeigte, welches in Öl getränkt und von einer inwendig angebrachten Lampe beleuchtet war.

Der Mann schien auf die Ehre mehr, als auf das Geld zu halten, denn er suchte die Honorationen auf. Hart neben des Müllers Tisch trat er hin, Schön Klärchen gerade gegenüber, und eröffnete seine Vorstellungen mit der wunderbaren und rührenden Geschichte der schönen Magellona, dann kam die klägliche Tragödie von Piramus und Thisbe, von welcher Calderon versichert, sie sey mit Maulbeersyrup geschrieben. Das dritte Stück sollte aber das allerschönste seyn. „Es ist,“ sprach er, indem er Schön Klärchen mit häßlicher Freundlichkeit anschielte, „eine moderne Liebesgeschichte von einem Grafen und einer Mählerin, und wird dem schönen Kinde da oben ganz ausnehmend gefallen. Sie ist außerdem höchst lehrreich und rührend, und hat sich im Burgunderland vor nicht gar langer Zeit, als ich dort war, wahrhaftig zugetragen. Klärchen erröthete hoch und die Geschichte begann

— von den bildlichen Vorstellungen des Schattenspieles begleitet.

„Man sieht allhier einen großen Eichbaum, unter dem eine Mähderin vor den brennenden Sonnenstrahlen des Mittags Zuflucht sucht. Ein Jäger, als welcher ein Graf ist, kommt mit gespanntem Bogen hinter einem Hirsch einhergeritten, und sucht denselben zu erlegen. Der Hirsch aber, obwohl ein unvernünftiges Thier, ist doch mit so wunderlichem Verstande begabt, daß er sich zu den Füßen der Mähderin flüchtet, allwo er Schutz sucht, und von derselbigen Mähderin geliebkoset wird. Der Graf kommt herbei, und da er sich über die Schönheit der Bäuerin nicht sattfam verwundern kann, so steigt er vom Roß und sucht mit ihr ein höfliches Gespräch anzuknüpfen. Die Mähderin findet Wohlgefallen an des Grafen ritterlicher Gestalt, und sie setzen sich zusammen.

Sie saßen lang, denn als sie sich trennten, stand der Mond am Himmel und die Sterne zogen ebenfalls schon herauf, wie sie allhier deutlich zu ersehen; Da ward dem Mädel das Herz gar schwer, und sie seufzte und weinte bitterlich, als es Ernst mit der Trennung wurde. Der Graf aber nahm seine Schärpe, und wand sie, zum Zeichen, daß ihre Liebshaft unauflöslich seyn solle, um seine und ihre Hand. Doch wie der Graf nun durch den Wald reitet, so begegnen ihm Mörder, die ihn erschlagen, hier liegt seine Leiche im Blut. Nachdem diese von den habfüchtigen Räubern rein ausgeplündert worden, warfen sie dieselbige

in den Rhein. Alhier wird deutlich gezeigt, wie die Leiche den Rhein hinabschwimmt. Seine Hände sind ihm mit seinem eigenen Leibgürtel zusammen gebunden. Nachdem der Graf viele Tage lang so geschwommen, wird er von dem Wasser ausgespült. Da kommt nun seine Geliebte des Weges und sieht nun den entsetzlichen und gräulichen Spektakel. Sobald sie die Binde erkennt, zerrauft sie sich das Haar, zerreißt ihr Gewand und vergießt viele tausend bitterliche Thränen über den Todten. Und weil sie wohl einsah, daß keine Rettung mehr möglich, dieweilen die Leiche schon etliche Tage alt war, so nahm sie den Gürtel, mit dem ihm die Unmenschen die Hände gebunden, und erdroffelte sich am nächsten Baume. Hier ist zu sehen, wie sie jämmerlich verscheidet." —

„Ist der Jungfrau nicht wohl?“ nahm der Herzog über den Tisch das Wort, indem er Konrad und Vater Reinbold auf Klärchen aufmerksam machte, in deren Gesichte Blutröthe und Todesbläße wechselten.

„Wills nicht hoffen, meinte Vater Reinbold, aber wie erschrak er, als er des Mädchens ganze Gestalt in Ohnmacht zusammen brechen sah.“ „Klärchen, mein Klärchen, was ist dir,“ rief der arme, geängstigte alte Mann aus — indem er sie in seinen Armen auffing.

„Wasser, frisches Wasser,“ rief Konrad. — Dem Herzog stand es zur Hand — man näste Klärchens Tuch — und nachdem man ihr die Schläfe damit etwas erfrischt hatte, öffneten sie die Augen wieder.

„Mir ist besser, sprach sie, es ist nichts von Bedeutung.“

„Wenn ich das wußte, nahm Reinold das Wort, so besuchten wir den Wetter heute lieber nicht, der Weg war dir zu weit.“

„Ach — seyd unbesorgt um mich — die Sache hat nichts auf sich.“

„Und Er, nahm Konrad das Wort, mit seiner erwünschten Geschichte, schere er sich zum Henker. Ich weiß es — unser armes Klärchen ist leicht ergriffen — denkt nur an das Lied vom wilden Jäger, sie stand damals eine Todeskrankheit aus.“

Aus den Augen des Grünen bligte ein Strahl, und sein Angesicht mit Grinsen verziehend, drehte er der Gesellschaft den Rücken zu.

Des Herzogs Blicke ruhten voll Mitleid auf Klärchens leidender, und doch so unendlich schöner Gestalt. Nein, gedachte er bei sich — sie kann an einer solchen That keinen Theil haben. Vielleicht, daß die Binde ihrem Geliebten angehörte, vielleicht — daß ein ähnliches Schicksal, wie das der armen Mähderin, daß sie so tief erschütterte, ihr Herz mit geheimem Kummer erfüllt. Gewiß ist sie meines Mitleids eher als meines Zornes werth.

Indessen hatte sich an dem Tische nebenan aus den nächsten Vorfällen ein Gespräch entsponnen.

„Heute, sprach ein gutmüthiger, rundwangiger Bürger da drüben, kommen wir aus den Schärpen und Gür-

keln gar nicht mehr heraus. Zuvor der Jude — jetzt der Jäger mit seiner Geschichte.“ —

„Ja hört Gevatter, nahm ein anderer das Wort, das fällt mir auch auf — es ist manchmal, als ob die Welt sich auf einem Punkte herumdrehte und die Menschen auch mit ihr. Ein besonderes Bewandniß mit jener Binde muß es denn doch haben — so frei von der Donau an's Land gespült zu werden — — sie muß doch früher hineingekommen seyn.“

„Nun aber, wie sie hineingekommen? Wann man sich das denkt, was da Alles möglich ist“ — setzte ein Dritter hinzu —

„Daß ein adeliges Wappen eingestickt war, lenkte der Erste wieder ein, das haben wir Alle mit eigenen Augen gesehen, daß es aber eben das Wappen des Herrn von Gizing gewesen seyn sollte“ —

„Weil ihr's nicht versteht — Meister Törge — müßt mir's schon zu Gute halten, entgegnete der Angegriffene — ich sah einmal den geflügelten Helm.“

„Ja, ja — riefen die Andern, den sahen wir auch“ —

„Und das weiße Kreuz im rothen Felde.“

Der Herzog war bei diesem Gespräche ganz Gehör — diese Zeichen trug Heinrichs Wappen und die Binde waren sein.

„In des Herzogs Namen, rief er, indem er sich von seinem Sitze erhob, und einige Schritte vortrat — in des Herzogs Namen befehl' ich Ruhe und tiefes Schweigen.“

Alles stand von den Stühlen auf, und rückte die Mützen — kein Laut — keine Regung in der ganzen Laverne.

„Steht auf, Klärchen, fuhr er fort — ihr habt die Binde gekauft, gebt sie heraus, ich habe das Recht, sie zu fordern.“

„Wie Herr, rief Vater Reinbold — was meint Ihr damit — Klärchen hätte die Binde gekauft?“ —

„Sie antworte selbst.“

Reinbold erhob sich und faßte Klärchens Hand. „Hast du die Schärpe?“

Klärchen verstummte; nach wiederholten Aufforderungen aber gestand sie, dieselbe gekauft zu haben, beharrte aber fest auf ihrer Erklärung, sie nicht herausgeben zu wollen.

Vater Reinbold wunderte dieß alles sehr.

Der Herzog drohte mit Strenge, der Vater gebot — Konrad bat — Alles umsonst.

Den treuherzigen Müller entrüstete diese Verstocktheit. „Klärchen, sprach er, ich habe in der letzten Zeit viel Nachsicht mit dir gehabt — bringe mich nicht auf's Äußerste.“

„Vater, rief das Mädchen, von einem fremden, übermächtigen Geiste ergriffen — eher mein und Euer Leben als die Schärpe.“ —

Entrüstet eilte der Müller hervor — Klärchen zornig an der Hand nachziehend. —

„Bist du mein Kind, rief er, so gehorsame; bist du's

nicht — so thu, was du willst — aber komme mir nie mehr, du Verfluchte, unter die Augen.” —

Diese Worte zerschmetterten die Arme, sie stürzte zurück, als wäre sie vom Blitz getroffen — aber der Grüne stand hinter ihr und fing sie mit offenen Armen auf.

„Sie haben dich ausgestossen, sprach er, sey mir willkommen — sie haben von nun an kein Recht auf dich.”

Der Herzog war über dieses Eindringen des Bettlers entrüstet. „Was willst du hier, sprach er, was drängst du dich ein — wer hat dich zum Schutze dieses Mädels berufen? — Meinst du — dir bliebe sie anvertraut?”

„Ich, entgegnete der Grüne kalt, bin ihr einziger Beschützer.” —

„Glender!” rief der erzürnte Fürst — „kennst du mich?” —

Der Grüne aber sah ihm ruhig ins Auge. Du bist Herzog Leupold von Oesterreich, sprach er im ruhigen Tone, und wenn du Lust hast, mir das Mädel zu entreißen, so folge mir!”

Die ganze Versammlung stand erstarrt. Leupold schoß wüthende Blicke auf den Bettler — aber da mit einem Male schien sich sein Angesicht zu verwandeln. — Es war nicht der Bettler mehr, der vor ihm stand — es war Ditto — es war der ermordete Ditto von Waldsee — seine Züge — sein Auge — wie sie Leupold das letzte Mal im Tode erstarrt und gebrochen gesehen. Ein übernatürlicher Schauer durchrieselte seine Glieder — er fühl-

te sich gelähmt — er sah den Grünen langsam mit Klärchen zur Thüre hinausschreiten, aber der Athem war ihm gesperrt, sein Leib war ohne Regung geblieben.

Alle Anwesenden sahen sich entsetzt an — erst nach einiger Zeit wagten es einige Entschlossenere, dem Fremden mit Klärchen zu folgen — allein — nichts war mehr von ihnen zu sehen — und ihre Spur wie von der Erde verschwunden.

Der Triumph, den die schöne Gutta über Heinrichs Herz davon getragen, war so vollständig, daß er trotz der augenscheinlichen Gefahr dieses Schrittes nach wenigen Monden zu dem Entschlusse kam, der Gräfin seine Hand zu reichen. Kaum, daß die Furcht vor dem Grimme des Herzogs, der dann unfehlbar über ihren Häuptern losbrechen mußte, so viel über beide vermochte, daß sie diese ihre Verbindung vor der Welt geheim halten wollten.

Längst hatte Heinrich diesen Wunsch in den Blicken des reizenden Weibes gelesen — jetzt war das wesentlichste Hinderniß hinweggeräumt.

Otto's wachsame Eifersucht führte ihn in jener verhängnißvollen Nacht einem geheimen Zusammentreffen Heinrichs und Gutta's entgegen, und der Beleidigte forderte Genugthuung. Sie ward ihm — er fiel. Heinrich floh — Niemand ahnte seine That, oder wagte eine solche Ahnung auszusprechen, nur sein verrätherischer Gürtel — an dem ihn der Sterbende noch festgehalten, war

auf der Wahlstatt zurückgeblieben — und hätte ohne Klärchen's Vorsicht und aufopfernde Liebe furchtbar gegen ihn gezeugt. Heinrich ging dieser Verlust nahe — er wußte nicht, in wessen Händen dieser entsetzliche Zeuge seiner Schuld lag — wußte nicht — daß Klärchen noch in derselben Nacht, da er in ihre Hand gerieth — ihn in den Bogen der Donau mittelst eines schweren Steines, den sie damit umwickelt und überbunden, versenkt hatte, und die Unruhe des Verbrechers begann allmählich sein Glück zu untergraben.

Seine Seele war an hohen Kühnen Schwung gewöhnt — überschaute er sein Leben mit Ernst und Ruhe, so war seine Liebe zu Gutta noch das Einzige, was ihm geblieben — worin sein angeborener Stolz sich nicht verläugnete — desto trotziger hielt er an dieser Neigung fest. — Eine Verbindung, die ein Verbrechen besiegelt, webt starke Bande! — Glücklicher konnte ihn Gutta's Besitz nicht mehr machen. Folterten ihn doch die stieren Blicke des sterbenden Otto — schreckte ihn doch seine Erscheinung aus dem ruhigsten Schlaf empor! — Sonderbar genug war's, daß dann auch stets Schön Klärchen vor ihm erschien — ihre Wangen waren so bleich und abgehärmt, ihre Augen so verweint. — Eben in jenen Tagen, wo der Herzog nicht am Hofe war, suchte ihn die Reue mit ihren furchtbarsten Schreckgestalten heim. — Es war tief in der Nacht, als er nach Hause kam. Ermattet suchte er sein Lager, aber mit Entsetzen sah er, daß es Otto einge-

nommen, der, als sich Heinrich näherte, mit trüben, auf den Boden gehefteten Blicken dort saß. Entsetzt rief Heinrich nach mehreren Lichtern. — Seine Diener kamen und nun sah er seinen Irrthum wohl ein — allein der Gedanke, dieses Lager zu besteigen, war ihm fürchterlich. Er befahl, ihm ein anderes Bette in einem andern Zimmer zu bereiten — und seine Leute mußten bei ihm bleiben — bis er unter den Decken war. Da schien es ihm, er werde entschlafen, allein seine Hoffnung trog ihn — denn er lag nicht lange, als er deutlich in einem andern Saale gehen hörte. Es mußte Jemand mit einem Stelzfuß seyn — der nun gerade auf seine Thür loskam. Die Thüre flog auf, — zu sehen war nichts, aber der Stelzfuß klappte fort bis zur andern Thüre — durch die es durchging, ohne daß sie sich bewegte. Heinrich lief es wie eiskaltes Wasser über den Rücken. — Er hüllte sich tiefer in die Decken, drückte die Augen zu, und gelobte sich, an nichts zu denken. Es währte nicht lange, so hörte er aber wieder ein Geräusch. In seinem Zimmer ward alles rege und lebendig. Stühle und Schränke schienen fortzurücken, und auf dem Boden war solch ein Rauschen und Geknistern, als ob viele tausend Wassertropfen jede Minute herabfielen. Vögel schienen an die Fenster anzufahren, spitzgehörte Kazengesichter mit glühenden Augen rauschten an der Decke auf und nieder — und endlich breitete ein großer, schwarzer Geier seine Flügel über Heinrichs Haupt — indem er sich gewaltig rüttelte und mit

den Schwingen zu schlagen begann. Da fuhr er entsezt empor und starrte um sich — zwar die Fragen und Gespenster waren alle verschwunden, aber wer saß dort in der Ecke der Stube? „Bist du's Klärchen, fragte er, was machst du da?“ Sie gab keine Antwort. — Da tönte von ferne ein heiseres Jagdhorn und eine wehmüthige Stimme sang:

Ach Gott, ich bin die ärmste Maid!
Macht mir aus meinem Hochzeitkleid
Mein Todtenhemd bereit.

Da seufzte es schwer; die Gestalt erhob sich — sie ging zur Thüre hinaus — Heinrich sah sie die Treppe hinab, zum Thore hinaus schleichen, und als sie die Straße erreicht hatte — eine unendliche Strecke Weges mit Bligeeschnelle zurücklegen, bis sie mit einmal im dichtesten Wald stand. Das Gewild in den Büschen schrak bei ihrer Annäherung auf — der Mond schien hell und Glühwürmchen leuchteten im Grase; der Weg ward immer höher und steiler — und fern auf einer Felsenspitze stand ein langer düsterer Mann im grünen Kleide — die Hahnenfeder auf dem Hut. — Heinrich wußte sogleich, daß das der Stelzfuß sey und Klärchen schien sich ängstlich abzumühen, ihn zu erreichen. Je näher sie kam, desto ängstlicher wurden ihre Züge, desto wilder ihre Blicke — ihr Haar flog, frei in der Luft — es war, als ob sie

fürchtete, von Heinrich ereilt und zurückgehalten zu werden. Jetzt erfaßte Heinrich der Gedanke — „hat sie den Fels erreicht, so wird sie hinabspringen. —“ Ihm fielen die Worte des Liebes ein :

Da faßt sie grause Höllepein,
 Sie wirbelt nieder; — am Gestein
 Zerschmettert ihr Gebein.

Sie war nicht mehr ferne vom Gipfel, er mußte nach — er mußte sie zurückhalten — umsonst — ihr Vorsprung war zu groß — noch einen Blick warf sie zurück auf Heinrich — sein Mark und Blut erstarrten darüber zu Eis — da flog sie wie eine Taube den Abgrund hinab — zerschmettert sank sie auf's Gestein.

Als Heinrich zu sich kam, lag er auf dem kalten Steinpflaster seiner Hauskapelle — die an sein Schlafgemach anstieß — dort hatten ihn seine Diener gefunden.

Daß die Ereignisse dieser Nacht dem Hofe und dem Herzoge nicht verschwiegen blieben, versteht sich von sich selbst. Gleich nach Leupolds Rückkehr erhielt Heinrich die Weisung, die Residenz für immer zu verlassen. Sie war ihm keine Strafe, sondern im Gegentheile ihm höchst willkommen. Er ging unverzüglich auf seine Güter, und die schöne G u t t a folgte diesem Beispiele. —

Der ehrliche Konrad hatte seinem Meister gekündigt. Zwei Monden waren es her, daß man von dem armen Klärchen nichts mehr gehört und gesehen, und es fiel ihm zu schwer, an einem Orte länger zu weilen, wo ihn Alles an sie erinnerte.

Es war dieß die letzte Nacht, die er in Reinholds Mühle zubrachte. Traurig und noch einmal alles, was er hier erlebt hatte, überdenkend, stand er noch gegen Mitternacht auf seiner Stube und schnürte sein Bündel, da er morgen mit dem frühesten zu wandern gesonnen war. Da pocht' es ganz leise an sein Fenster. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er hintrat, öffnete und Schön Klärchen draußen erblickte.

Klärchen, Klärchen, seyd Ihr es, rief er wie außer sich vor Freuden, o kommt nur herein, wie wird sich Euer Vater freuen, wenn er Euer Hierseyn erfährt. Er hat jenes unbedachtsame Wort längst bereut, und herzlich verziehen.

„Um des Himmels Willen,“ bat Klärchen leise — „seyd stille — verrathet mich meinem Vater nicht — Ihr müßt mich einlassen — aber noch diese Nacht geh' ich wieder fort.“ —

„Wieder fort? Noch diese Nacht — seyd Ihr wohl klug? Werd' ich das zugeben?“

„Ihr werdet ganz gewiß — wenn ich Euch sage, daß dieses Messer — sie zeigte drohend auf einen hellgeschliffenen Dolch — — bei dem ersten Laut, den Ihr von Euch

geht, durch meine Brust fährt.“ — Konrad stand wie versteinert. Er wußte in der That nicht, was er beginnen sollte.

„Um Gottes Willen zögert nicht, — schon schreit der Hahn im Dorfe unten, und ich muß wieder fort, bevor der Tag graut.“

Da schlich Konrad denn leise hinaus und schloß die Hausthür auf — mit einem leisen sanften Händedruck huschte Schön Klärchen in ihr Kämmerlein und schloß die Thüre hinter sich ab. —

Konrad harrete ihrer Wiederkehr nicht lange. Nach einer Viertelstunde ungefähr kam sie wieder — einen Bündel unterm Arm. „Bringt meinem Vater mein Lebewohl, sprach sie leise, aber mit gerührter Stimme,“ bringt ihm mein ewiges Lebewohl. Bittet ihn, daß er mir verzeihe. In diesem Bündel ist mein Hochzeitgewand, ich bedarf dessen — sagt ihm das. — Sagt ihm auch, daß er für mich bethen und“ — ihre Stimme ersticke in Thränen — sie riß sich los und entschwunden war sie vor Konrads erstaunten Blicken.

Das Silberlicht des Vollmondes ermattete allmählich in dem blauen Dämmerchein des anbrechenden Tages, und das Gezwitscher junger Vögel ließ sich schon hier und da in den Zweigen des alten Buchenwaldes vernehmen, als Schön Klärchen vor dem Schlosse Heinrichs er-

schien, und sich ermattet auf einem Steine niederließ. — Drinnen im Schloße war Lust und Freude. Heinrich erwartete mit diesem Morgen die Ankunft der schönen Gutta, und hatte alles zu seiner bevorstehenden Verbindung mit ihr vorbereitet. Seine Lage, dem Herzoge gegenüber, war jetzt ziemlich unabhängig — und er machte daher kein Hehl aus diesem Schritt. Die Furcht, daß seine Frevelthat enthüllt werde, war allmählich von ihm gewichen — und ihm blieb in der That keine andere Freude mehr übrig — als dem großen Tugendbunde — der das sittliche Bestehen der Welt ist zu trozen — seitdem derselbe über ihm den Stab gebrochen. Darum hatte er sich mit fröhlichen Gesellen umgeben, die mit ihm die Nächte verschwärmten und den Geist des Unmuths bannten, der seine Stirne umlagerte. Auch diese Nacht war so hingegangen, und eben zogen die letzten seiner Gäste aus dem Schloße aus — als die Thüre seines Gemaches aufging und eine längst vergessene Gestalt, die er nur mehr aus den bösen Träumen seiner krankhaften Nächte kannte, vor ihm stand. Die Freuden der durchbecherten Nacht hatten ihn erschöpft, und sein Blick sah trübe — er konnte an die Wirklichkeit der Erscheinung nicht glauben.

Im weißen Brautgewande stand sie vor ihm, aber ein Kranz von frischem Rosmarin — die starren, reglosen Mienen, der erloschne Blick und die bleichen Wangen — deuteten auf ein anderes Fest. Lange stand sie ohne sich zu bewegen, als ob sie seine Anrede erwartete — dann

aber sprach sie leise und mit gedämpfter Stimme, indem sie ihm winkte, sich zu nähern: „Mich sendet Otto von Waldsee.“

War Heinrich über die Erscheinung entsetzt, die vor ihm stand, so war er's noch mehr durch die Anrede: „Was ist das, stammelte er, was willst du hier Klärchen — was hast du mit Otto von Waldsee?“ —

„Bin seine Braut Heinrich, drum sag' ich dir Lebewohl!“ — Es lag etwas in Klärchens Worten, das wie Wahnsinn klang, und Heinrich fühlte sich vom Entsetzen gepackt. „Klärchen, gutes Klärchen, sprach er — was führst du da im Sinne? Ich weiß, ich habe dich gekränkt — hast du mir noch nicht vergeben? —

Ihre Züge verzogen sich zu einem bitterm Lächeln: „Wir sind ganz ausgeglichen! Die schöne Gräfin und ich, wir machen an einem Tage Hochzeit. Aber du freust — dich nicht Heinrich? Komm — komm'! fuhr sie fort, „laß uns die schönen Stunden nicht verlieren. Nimm ein Andenken von mir und lebe wohl!

„Ein Andenken von dir? — gewiß, ich vergesse deiner Liebe nie!“ — Ihre Blicke flammten bei diesen Worten zornig auf. „Nichts von Liebe, rief sie — nicht? von Liebe — die Schatten des Grabes haben mich angeweht — Leb' ich doch seit zwei Monden schon bei dem alten Jäger — der jede Nacht eine Leiche als Beute heimbringt, der ich einen Nagel ins Herz schlagen muß!“ —

„Klärchen, du bist krank.“

Nein, nein, rief sie sehr eifrig; du kommst nun auch bald an die Reihe. Kennst du den nicht, der dort Gericht hält? — das ist Herzog Leupold!

Was sprichst du da? über mich?

Und das Alles um dieses Spielzeugs willen. Das mache der schönen Gutta zum Brautgeschenk.

Heinrich sah eine blaue Schärpe zu seinen Füßen fallen. —

Ahnend hob er sie empor. Ja sie war's — es war seine Schärpe — in jener fürchterlichen Stunde ihm entrisen. „Klärchen!“ rief er, aber sie war verschwunden.

Das Loos der Unglücklichen erschütterte ihn tief. — Die Schärpe brannte wie Flammen in seiner Hand — und halb besinnungslos stürzte er zur Thüre hinaus, um die arme Wahnsinnige aufzusuchen. —

Die Sonne stand noch nicht hoch, als ein stattlicher Zug — vor dem das herzogliche Banner wehte, durch's Gebirg herauf ritt, an einer hohen Felswand aber plötzlich Halt machte. Herzog Leupold war's — der, sobald er erfahren — was Heinrich und Gutta mit-sammen beschlossen, den Vorsatz gefaßt hatte, beide zu Gericht zu ziehen. Er verfügte sich daher auf das Schloß der schönen Gutta, und bot sich ihr zum Führer an — seine Absichten wohl verbergend. Das stolze Weib fühlte sich durch dieses scheinbare Zuvorkommen des Herzogs ge-

schmeichelt, und zog mit blinder Zuversicht der hochzeitlichen Feier entgegen.

Heinrich war Schön Klärchen gefolgt, und das Schicksal hatte sie vereint.

Von einer steilen Felswand waren sie vereint herabgestürzt, Heinrich wahrscheinlich im fruchtlosen Versuche, die Wahnsinnige zu retten; Beide noch zerschmettert die verhängnißvolle Schärpe in den Händen.

Als nun die Thränen der schönen Gräfin im reichlichen Übermaße floßen, ergriff der Herzog ihre Hand und sprach: Fürwahr — Ihr weint nicht umsonst — denn Eu're Verbrechen sind's, die das Gericht des Ewigen weckten. Er ist mir zugekommen und mir erübrigt nur mehr das Richteramt über Euer leibliches Daseyn. Wählt Euch daher selbst das Kloster, in dem Ihr sterben wollt!

Nach altdentscher Weise

v o n

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

1.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
 Das man, was man am liebsten hat,
 Muß meiden;
 Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
 Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
 Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
 So thu' es in ein Wasserglas, —
 Doch wisse:
 Blüht morgen Dir ein Röslein auf,
 Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
 Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
 Und hältst du sie recht innig werth,
 Die Deine, —
 Es werden wohl acht Bretter sein,
 Da legst du sie, wie bald! hinein;
 Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht versteh'n,
 Ja, recht versteh'n!
 Wenn Menschen auseinandergeh'n,
 So sagen sie: auf Wiederseh'n!
 Ja Wiederseh'n!

2.

Nach Frankreich bin ich ganges,
 In Welschland war ich auch;
 Sie haben Sitten allerlei,
 Manch wunderlichen Brauch;
 Sie haben dieß, sie haben das, —
 Es fehlt doch was;
 Nur weiß ich nicht,
 Was ihnen eigentlich gebricht;
 Die Rede will nicht recht heraus,
 Der Blick geht nicht vom Herzen aus,
 Es ist nicht wie bei uns zu Haus!

Nach Deutschland bin ich kommen
 Zurück nach manchem Jahr;
 O wär' ich lieber blieben heim!
 Ich war ein rechter Narr,
 Und sucht wo Einer was ihm fehlt,
 In weiter Welt, —
 Glaubts sicherlich!
 Er ist und bleibt ein Narr wie ich;
 Er hat's daheim, und geht hinaus,
 Und kommt er heim, so ruft er aus:
 Zu Haus nur ist man recht zu Haus!

Was einen Guten glücklich macht,
 Es findet sich überall, bei Tag und Nacht.

Die Schule der Liebe

von

Johann Gabriel Seidl.

Fort aus meinem Kopf und Herzen,
 Was ich je gelernt, gewußt!
 Jede Richtung dieses Geistes',
 Jede Neigung dieser Lust!

Rein soll meine Seele strahlen,
 Wie ein unbeschriebenes Blatt,
 Das die erste Schrift des Lebens,
 Hoffend, zu empfangen hat!

Und die erste Schrift des Lebens
 Soll dann Liebe, Liebe seyn!
 Liebe präg' in allen Tiefen
 Meines Inner'n dann sich ein!

Wie ein Kind mich dann erziehen
 Laß' ich, Kind, von deiner Hand,
 Läutern mir von dir und leiten,
 Fantasie, Gemüth, Verstand!

Sprechen lehre mich, doch sprechen,
 Was, wie du, wie von dir klingt,
 Was aus deinem Herzen kommend,
 Wieder dir zum Herzen bringt!

Lesen lehre mich, doch lesen,
 Was dein Aug' mit Blicken schreibt,
 Was auf deinen Lippen Allen,
 Außer mir, unlesbar, bleibt!

Zählen lehre mich, doch zählen,
 Wie viel Küsse man bedarf,
 Um in Liebe zu vereinen,
 Was ein kleiner Streit zerwarf!

Lehre mich die Erdbeschreibung
 Jener Welt, die Liebe heißt,
 Lehre mich, durch deinen Glauben,
 Deiner Andacht frommen Geist!

Lehr' mich, was du weißt und fühltest
 Halt' mich streng und fordre viel:
 Dein geringstes Beifallslächeln
 Macht das Schwerste mir zum Spiel.

Ändre, leite, rath' und eble,
 Bis ich neu und besser bin,
 Und ist dir dein Werk gelungen,
 So nimm es, schonend, hin!

Kilian Brustfleck's Lebenslauf.

E i n e

Monologie in drei Abtheilungen, aber
zwölf Aufzügen

v o n

S. S. H a n n u s h.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
häng' ich dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Schiller.

Personen.

- Kilian Brustfleck, der Vater.
 - Kilian Brustfleck, der Sohn.
 - Eine Nebenperson, vielleicht ein Engel.
 - Himmel und Erde, endlich — die Welt.
-

Prolog.

Ein kritischer Zuschauer, in einer Parterre = Ecke.

Epilogus.

Zwei aufmerksame Zuschauer, gleich hinter dem Orchester.
Sprechen nicht.

Schauplatz: Ibi, ubi.
Zeit der Handlung: gleichviel.
Dauer: ein kurzes Menschenleben.

Wollt ihr in meinen Kasten seh'n?
 Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
 Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen.

Schiller.

Prolog.

Vor dem Schauspiel.

Parterre.

(Der schon vollkommen beleuchtete Vorhang des kleinen Theaters zeigt einen Wolkenhimmel. Er schwankt geheimnißvoll hin und her. Das kleine, in seiner Ruhe höchst anständige Publikum sitzt in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Zeitweises Flüstern, Richern. Mitunter halblautes Trommeln. Kurzes Händeklatschen aus verschiedenen Theilen des Hauses. Der Bogen der ersten Violine gibt das Zeichen. Das Orchester führt Beethovens Ouverture zu Egmont auf.)

Ein Kritischer Zuschauer (in einer Parterre-Ecke, mit einem finstern, verdrossenen Gesichte, in dem man die künftige Recension schon im Voraus lesen kann, hat doch noch Zeit und Lust, sich andere Gedanken durch den Kopf fliegen zu lassen. Er hat den kleinen Theaterzettel in der Hand, betrachtet ihn von Zeit zu Zeit vornehm-nachlässig, und legt das Gesicht in

catonische Falten erster Qualität. Endlich fängt er vorläufig langsam an zu kritisiren, von Zeit zu Zeit folgender Maßen zwischen den Säbnen vor sich hin murmelnd):

Monologie? — Was soll das heißen? — Wieder ein neues Genus? — Wenn ich nicht irre, so mag es wohl so etwas seyn, was man sonst Melodram nannte. — Nun, wir werden ja sehen. — Meine Nase wittert irrend einen verunglückten Dief — Habeat sibi! — Mein kritisches Messer wird ihm die Rippen zählen —

Was das für ein entseßlicher Name ist! — Kilian Brustfleck! — Prrr! — Was kann denn, um des Himmels Willen, einem Menschen, der Kilian Brustfleck heißt, Großes begegnen? — Ein Mensch, der Kilian Brustfleck heißt, müßte ja schon, um des bloßen Namens Willen, ein Unglückskind seyn! und dazu ein recht komisches! — hm! also vielleicht eine Tragicomödie? —

Himmel! wenn ich, zum Beispiel, Kilian Brustfleck hieße! Wenn meine Recensionen mit „Kilian Brustfleck“ unterschrieben wären! Wenn es hieße: „Haben Sie das schöne Gedicht von Kilian Brustfleck schon gelesen?“ — Kein honetter Mensch würde von ihm öffentlich etwas vortragen wollen, und wäre es noch so vortrefflich, wenn er seinen Namen zugleich aussprechen müßte — Oder „den neuen Roman von Kilian Brustfleck?“ — „Wie gefällt Ihnen das neue Trauerspiel von Kilian Brustfleck?“ — Götter! der Name selbst ist schon ein Unglück. Es ist einem ordentlich, als ob man stets hinzusetzen sollte:

„Verzeihen sie,“ oder: „mit Erlaubniß zu sagen.“ — An dieser Monologie, oder wie das Ungethüm heißt, kann durchaus nichts seyn. — Das ist nun schon so viel, als ausgemacht. — Dieses je ne sais, quoi — ist auf jeden Fall eine Mißgeburt — Vedremmo! —

Fatal! — daß ich gerade heute in's Theater mußte, heute, wo —

(Die letzten Tacte der Duverture schallen an sein Ohr.)

Na, endlich! — (Er reinigt nochmal die Conservationsgläser mit dem Taschentuch. Das Orchester schweigt. Das Publikum klatscht Beifall. Der Vorhang rollt aber noch immer nicht in die Höhe. Endlich hört man hinter dem Vorhang das Schmettern eines Canarienvogels, und gleich darauf ein kleines Kind weinen. Der kritische Zuschauer horcht. Das Publikum auch. Es wird geschellt. Der Vorhang rauscht in die Höh'.)

Erste Abtheilung.

Kilian Brustfleck's Jugend.

„Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpfet, der Jüngling stürmt einher“ —

Schiller.

Erste Scene.

Ein Zimmer.

(Hell von der Morgensonne beleuchtet. Im Vordergrunde Tisch und Stühle. Im Hintergrunde, neben dem Haupteingange, rechts ein Bücherschrank, links eine schwarze Stockuhr. In der einen Zimmerecke ein Clavier. In der andern steht auf einem paar Stühlen ein länglicher Wiegenkorb, in welchem der kleine Kilian Brustfleck in seinem, mit rothen Bändchen durchzogenen, schneeweissen Bettchen schläft. Einige Kupferstiche an der Wand. Neben dem Fenster ein Canarienvogel.)

Kilian Brustfleck, der Vater (ein Mann in den besten Jahren, tritt hastig im Schlafrock aus der, dem Wiegenkorbe entgegengesetzten Seitenthüre und eilt zu seinem Söhnchen, indem er zurückspricht:)

Seh ganz ruhig, liebe Luise! Ich will schon bei ihm bleiben, bis Lotte vom Markt kömmt.

(Er bleibt vor dem Korbe stehen, betrachtet voll Seligkeit seinen Knaben, und versinkt in Nachdenken. Das Schmettern des Canarienvogels scheint ihn endlich zu erwecken. Er faltet die Hände vor der Brust.)

Lieber Gott! Wie danke ich Dir vom Grunde meines Herzens für die schönste Gabe, die Du mir je gewährtest! —

Liebes Kind! Wie ruhig und unbekümmert athmest du noch dein Leben hin! Noch hat kein rauher Lebenssturm dein Haupt berührt! Noch zieht jede Wolke ungesehen und unbeachtet über deinen Scheitel hin! Die zärtliche Liebe deines Vaters, die treue Mutterforge wachen über dein zartes Leben. Möchte es mir vergönnt seyn, daß ich auf deinem Pfade, der dich zur großen Lebensstraße führen wird, dir immer zur Seite stehen; auf jede tückische Wurzel, über die dein noch ungeübter Fuß straucheln könnte, dich aufmerksam machen; jeden steilen Abhang, der dich an Abgründen hinführt, hinauf — oder hinabgeleiten; dein liebes Haupt in jeder dir drohenden Gefahr beschützen kann! — Ach! wird es mir wohl so gut werden? — Was meinst du, mein herzenslieber Bub? — Wohnt keine Ahnung davon in deiner zarten Brust? — Haben die heiligen Engel deines inneren Lebens dir nichts davon vertraut? — (Er neigt sich über sein Kind. Der kleine Kilian schlägt die Augen auf, sieht seinen Vater mit einem großen Blicke an und

— schweigst.) Du schaust mich an und schweigst? — Ach, wie mir dieser Blick, dieses Schweigen das Herz bewegt, mehr, als wenn du mir hättest antworten können. — Der Mensch soll nicht zum Bewußtseyn seines Schicksals gelangen. Er soll nicht wissen, was die Zukunft über ihn verhängt. Die gütige Hand der allweisen Vorsicht verhüllt das irdische und innere Auge des Sterblichen bei dieser Frage. Mit welchem Muthe würde sonst der Mensch den Erfahrungen entgegen gehen, die er nach den Fügungen seiner irdischen Verhältnisse, wenn gleich immerdar unter dem Walten einer liebenden, — das uns unbekannte Ganze — umfassenden Gottheit, machen soll, an deren Weisheit, Gerechtigkeit und Güte der Unglückliche, in irdischer Beschränktheit befangen, und den Begriff der göttlichen Vorsehung mißverstehend, dennoch so oft zu zweifeln versucht wird.

Aber möge auch dein Schicksal seyn, welches es wolle, wenn du nur das Gefühl des Wahren, Schönen und Guten, das dir der Vater im Himmel als dein himmlisches Erbe, deine Morgengabe, als das Pfund, mit dem du hienieden allein wuchern sollst, auf diese Erde mitgegeben, rein in deiner Brust bewahrest! — Mögen dann Stürme dein Haupt umrauschen, — der süße Friede der Kindheit, den du noch heute schlummerst, wird mit dir seyn, und dich wieder hinübergeleiten in das Paradies zu deinem Vater, der dann vielleicht schon lange von dir abgerufen ist und sehnsuchtsvoll auf dich harret. — Schlumm're

ruhig den süßen Schlaf der Kindheit. Deine Träume seyen Engelsträume. Dein Erwachen sey lange die schöne Gewohnheit, der treuen, liebevollen Zärtlichkeit deiner Müttern zu begegnen!

(Der kleine Kilian weint. Der Kanarienvogel singt. — Aus dem Kabinet ruft es: »Lieber Kilian!« — Der Vorhang senkt sich langsam nieder.)

Zweite Scene.

Zimmer.

(Der neunjährige Kilian kommt langsam aus der Seitenthüre, mit gesenktem Köpfchen, ein Blatt Papier in der Hand. In der Mitte des Zimmers bleibt er stehen, drückt lange die Händchen vor die Augen, läßt sie wieder sinken, faltet sie dann in dieser Lage, hebt die Augen gegen Himmel und ruft schmerzhaft:)

O mein lieber, herzlieber Vater! — Ist das möglich? — Du nicht mehr bei uns? — Heute mit einem Male nicht mehr? — O mein Gott! Wie ist denn das? — So lieb, — so gut, — und auf ein Mal! — Wenn mir nur das Herz zerspringen könnte, daß ich auch nicht mehr da wäre. — Aber, nein — die Mutter! — lebt nicht noch die Mutter? Soll die Mutter noch mehr Herzeleid haben? Hat sie mich nicht auch lieb? — Hat nicht der Vater, wie unser lieber Herr am Kreuze zu dem sanften Jünger Johannes,

gestern noch auf sie hingewiesen, und mit seiner matten Stimme gesagt: „sieh', deine Mutter!“ — ? Ja, ich will, wenn es nun ein Mal seyn muß, ertragen, was ich leiden soll — Aber einst, lieber Gott! werde ich ja doch meinen herzlieben Vater wiedersehen? — Nicht wahr, lieber, guter Gott? — Es kann ja gar nicht anders seyn. Wie könnte ich denn leben, wenn ich mir das nicht denken darf? — O mein Gott! wie traurig wird es jetzt im Hause seyn. Werde ich mich noch freuen, wenn ich im Lernen gute Fortschritte gemacht habe, wenn der Vater mich nicht mehr loben wird; wenn er mich nicht mehr so freundlich anschaut, wie ich's wohl gewohnt bin? — nun, ich werde mich vor sein Bild hinstellen, und das Bild anschauen, und mich recht hineindenken, und recht in Gedanken bei ihm seyn. Ich bin dann gewiß so bei ihm, wie ich immer beim lieben Gott bin, wenn ich recht an Ihn denke. — Ich werde wohl recht weinen müssen, wenn sein Geburtstag wieder da ist, oder der Weihnachtsabend — ich weiß nicht, wie ich das aushalten werde — O mein Gott — (er schluchzt laut.) Still, Kilian — daß dich die Mutter nicht hört, — sie ist ohnehin schon traurig genug — Ich will das Blatt lesen, das der Vater als sein letztes Wort an mich, — wie die Mutter sagt — eh' er noch so krank geworden ist, geschrieben hat. (Er entfaltet das Blatt.) Lieber Vater, ich höre dich! — (Er liest.)

„Mein lieber, guter Sohn! — Es könnte seyn, daß es Gottes Wille ist, daß ich früher von deiner Seite abge-

rufen werde, als ich denke und wünsche — Gottes Wille geschehe — was er thut, ist wohlgethan — dein und mein Vater wird dann noch deiner gedenken, wenn ich nicht mehr bin. Für diesen Fall höre die letzten Worte deines Vaters, der dich liebte, mehr, als sein Leben; mehr, als er sagen kann. — Werde brav. Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand. Verstehe mich wohl. Wenn ich sage, daß du Gott fürchten sollst, so mein' ich damit nicht, daß du Ursache hättest, vor dem zu zittern, den du nur lieben kannst. Hast du mich gefürchtet? oder wann glaubst du etwa, daß du mein Auge hättest fürchten müssen? Nicht wahr, wenn du etwas gethan hättest, das nicht recht gewesen wäre? — nur auf diese Art sollst du während deines Lebens Gott fürchten. Hast du dann Gott, den Allwissenden, nicht zu scheuen, so brauchst du Niemand in der Welt zu scheuen. Du wirst da stehen, wie ein Mann. Und du sollst ein Mann werden. — Sey stets wahr. Wahr gegen Andere, wahr gegen dich selbst. Suche keine Entschuldigungen deiner Handlungen, wenn es dir scheint, daß du nicht ganz Ursache hast, mit dir zufrieden zu seyn. Du bist dann schon auf einem Abwege. Eine Wolfsgrube ist unter deinen Füßen, ein Fangeisen unterm Grase verborgen. — Halte jeden Menschen für gut. Aber traue keinem allzuviel. Wenn du dir Gutes bewußt bist, so traue am liebsten dir selbst. Deine natürliche Empfindung wird dich selten irre leiten; und geschähe es, so ist es immer besser, durch eine Unklugheit einen Irrthum zu büßen und Scha-

den zu leiden, als um eigenen Vortheils willen wissentlich einem Andern zu schaden. Sey gefällig gegen Jedermann. Man wird es gerne wieder gegen dich seyn. Aber rechne nicht darauf. Geht Manches nicht nach deinem Wunsche; werden deine guten Absichten verkannt, oder wohl gar vereitelt; trifft dich ein Mißgeschick: denke, daß es Andern nicht besser geht. Der Wille, nicht die That, ist der Maßstab deines Werthes als guter und verständiger Mensch. — Vor Allem aber habe stets Gott vor Augen. Denke bei jeder deiner Handlungen, daß dich sein Auge bewacht, daß die geheimste Falte deines Herzens vor Ihm unverborgен ist; und du wirst weder im Glücke übermüthig, noch vom Unglücke gänzlich gebeugt werden. Jeden Tag beginne mit dem Gedanken an Ihn, den Schöpfer alles dessen, was ist, dein und unser aller Vater. Schließe jeden Tag mit dem Gedanken an Ihn, den Geber alles Guten. So gehe dem, was die dunkle Zukunft dir bringen mag, muthig entgegen. Ehre das Andenken deines Vaters, der dich liebte. Möge das Auge deiner Mutter nie eine Thräne um dich befeuchten. (Mit brechender Stimme.) Ewig dein, dich mit der ganzen Kraft seines Herzens liebender Vater." —

(Er bedeckt sich das Gesicht mit den Händen, bleibt lange in dieser Stellung, endlich faltet er das Papier langsam zusammen und küßt es).

Guter Gott! — Mein guter, herzliebender Vater! — Wie könnte ich denn anders, als immer nur das thun, was du wünschest, daß ich thun möchte? — Ich kann es

mir ja gar nicht denken, daß ich je anders werden könnte, als ich bin, als ich immer seyn will! (Er versinkt in Nachdenken.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritte Scene.

Hügel.

Der 18jährige Kilia Brustfleck (steht, die Brust voll unaussprechlicher Gefühle, in Betrachtung, bald des vor ihm im Abendlichte ruhenden Thales, bald der auf dem gegenüber liegenden Hügel befindlichen, vom magischen Golbglanz der Abendsonne beleuchteten Villa versunken. Die Welt scheint ihm zu enge. Er möchte die Sterne herablangen und einige Berge in den Sack stecken. Endlich findet er Worte.)

Wie mir so wohl ist! Diese liebliche Ruhe, diese zauberische Abendstille, nach des Tages Lärm und Mühen, erquickt das Herz, gibt ihm eine Ahnung des Friedens, nach dem in jeder Brust die heiße Sehnsucht wohnt. Handeln und Streben ist das Tagewerk des Menschen. Ihr Zweck: der flüchtige Genuß weniger seliger Augenblicke der Ruhe, die die Begierde darnach eher reizen, als befriedigen. Raum bleibt uns so viel Zeit, um des Genusses gewahr zu werden; und schon empfängt uns die dunkle Hülle der Nacht. Der Bruder des Todes, der Schlaf, nimmt uns in seine Arme. Wir träumen. —

Wovon? — nicht immer bleibt uns die Erinnerung daran zurück! — vielleicht, von einem anderen, schöneren Zustande. Vielleicht wandeln wir mit unseren vorangegangenen Lieben, kurze Zeit auf anderen Sternen, und sind selig! — Aber erwacht, in den Fesseln unserer organischen Verhältnisse; unfähig, Bilder und Gedanken von Jenseits, diesseits wieder durch das irdische Gedächtniß in's geistige Leben zu rufen: — wissen wir nichts mehr davon, bis uns einst die Fesseln abgenommen sind, und der Geist sich frei und ungebunden auf zu den Sternen erhebt. Vielleicht wandelte ich schon mit dir, mein Vater! manche Stunde der Nacht, wenn die ewigen Sterne in herrlicher Schönheit vom Himmel strahlten, und meine Hülle, sorgsam von den Lebensgeistern bewacht, in ungestörter Ruhe, scheinbar unthätig, der Erholung des Schlafes genoß, deren mein Geist nicht bedurfte. — Doch, hinweg mit diesen Träumen selbst, die eine gütige Gottheit uns gewiß nur darum gewährte, um uns mit ihnen eine Andeutung von dem ewigen Seyn zu geben, zu dem wir bestimmt sind; ein zwar unsichtbares, aber dennoch sicheres Unterpfand der Freiheit und Unsterblichkeit des göttlichen Geistes, der in unserem Herzen als Empfindung und in unserem Haupte als Urtheilskraft seinen Sitz hat. Seyd mir gegrüßt mit holdem Frieden und stiller Seligkeit, freundliche Fenster! die ihr so zauberisch im feuerstrahlenden, flammenbrennenden Golde des Abendscheines blühet und schimmert! Seyd mir gegrüßt, ihr Wipfel süßrau-

schender Linden, die ihr das Dach so traulich beschützet,
 unter dem sie wohnt, die Gespielin meiner Kindheit, das
 freundliche, lebhaftes, liebliche Mädchen mit dem guten
 Herzen und dem klaren Verstande, — meine liebe Amalie!
 — Ach! — wie die Erinnerung an jene seligen Tage mei-
 ner Kindheit, da noch mein lieber Vater in der Fülle der
 Gesundheit unsere Spiele belebte; wie die Sehnsucht nach
 jener Zeit mit einem Mahl mein Herz überströmt! — ich
 weiß nicht, nenn' ich dieß Gefühl — Schmerz oder Se-
 ligkeit? es ist eine höchst wunderbare Mischung von bei-
 den. Ich bin, wahrlich! versucht, es eher einen Augen-
 blick des Glückes zu nennen. — Wie lieblich sie geworden
 ist! Wie freundlich sprechend ihr Auge. Wie wohlklingend
 der Ton ihrer Stimme! Wie edel und leicht jede ihrer
 Bewegungen! wie schön noch immer jeder Zug ihres We-
 sens, der von dem reinen Wohlwollen ihres Herzens zeugt;
 wie anspruchslos überdieß ihr ganzes Seyn! — Wahrlich!
 es müßte angenehm seyn, sich dieses Mädchen als Weib,
 als Mutter lieblicher Kinder zu denken! — (Er versinkt in
 Nachdenken. — Die Sonne sank hinab. Die Sterne zogen her-
 auf. Der Mond steht in seinem schönen vollen Glanze an dem
 prächtigen Himmel der schönsten Nacht. Kilian Bruststück schaut
 in das Funkeln und Flimmern, und Schießen und Strahlen
 der Sterne hinein. Der Bach rieselt melancholisch über die Schie-
 fersteine am Fuße des Hügels. Fernes Hundegebell. Die Grille
 zirpt im Grase. Die Nachtigall erhebt im Gebüsch hinter Ki-
 lian ihren melodischen Gesang. Aus einem offenen Fenster der

Villa schallen Clavierakkorde. Eine schöne Stimme beginnt Mathissons schönes Lied: »Süße heilige Natur!« — Kilian Brustfleck kreuzt die Arme vor der Brust, — Thränen stürzen aus seinen Augen. Er steht in der Nacht, — wie ein heiliger Tempel Gottes.)

(Der Vorhang rollt langsam herab.)

V i e r t e S c e n e .

Z i m m e r .

(Mitternacht. Der Herbstregen stürzt. Der Sturm rüttelt an den Fenstern, pfeift an den Thüren, bricht sich heulend am Hause. Die Lampe ist angezündet. Das Licht brennt noch.)

Kilian Brustfleck, nunmehr 23 Jahre alt, (im Nachtkleide, ist bei dem Aufrollen des Vorhanges im Begriffe, das Licht auszulöschen, dann wendet er sich langsam gegen den schwarzen Uhrkasten im Hintergrunde des Zimmers und bleibt mit verschränkten Armen vor dem alten Hausgeräthe stehen, den wirklichen Stundenschlag erwartend. — Der Geiger hebt schnurrend aus. Es schlägt in langnachtremulirenden Tönen zwölf Uhr. — Kilian durchschreitet mit gesenktem Haupte und noch immer gekreuzten Armen einige Male die Länge des Zimmers; dann bleibt er plötzlich stehen und ruft wehmüthig aus.)

Also wirklich! — Vorüber der letzte Tag im Waterhaufe! — Ich gehe dem Leben entgegen. — Was wird es mir gelten? — Was bringen? — Was anderes, als: was

es noch jedem Sterblichen brachte, und nur bringen konnte, — Licht und Schatten, Schmerz und Freude, Wirklichkeit und Täuschung! — Nur, welcher Art? — und wann? — und wie gehäuft? — ist ungewiß! — Sonderbar! Von heute an beginnt erst eigentlich die Übung meiner Kräfte, deren Pflege zu ihrer Reise — von meiner Geburt bis heute gewährt hat. — Welch' langer Zeitraum! — Noch einmal zurückgelegt, werde ich mich am Ende des reifsten Mannesalters, schon weit über das Plateau des Lebenshügels hinaus, den ich zu ersteigen hatte, bereits ziemlich wieder auf der entgegengesetzten Seite im Hinabsteigen befinden. — Am Fuß des Hügels angekommen, wird das Grab meine Schritte hemmen, und dieß Leben ist dahin, das mir heute noch so lang, so unendlich weithin offen und unerschöpflich scheint. Fast jedes Erschaffene erreicht früher das Ziel seiner Bestimmung. Nur der Mensch, mit den edelsten Kräften ausgestattet, verbraucht eine volle Lebenshälfte zu Wachsthum und Bildung seiner Kraft; und kaum ist es ihm oft gestattet, die andere Hälfte in der That zur Vollbringung dessen, was er etwa zu leisten vermag, anzuwenden. — Und in welchem beschränkten Wirkungskreise bewegen sich oft die herrlichsten Anlagen! — wie selten erscheint die gemeine Fassung würdig des kostbaren Inhalts! Und doch — was berechtigt mich, diese Einrichtung zu tadeln? Die Leitung der höheren Hand prüfend und vorurtheilsvoll beobachtend zu verfolgen? Die erhabenste Weisheit zu fragen, warum sie

(unvollständig)

eine Fülle von Kräften durch ihre Schöpfung ausgegossen, und hierin bei dem edelsten aller Wesen am verschwenderischsten zu Werke gegangen scheint? Undankbares Menschengeschlecht! Übermüthige Kräfte! Empörer gegen die freigebige Hand des liebevollsten Wohlthäters! — So tadelst das unter der gefährlichen Nachsicht allzuzärtlich liebender Ältern erzogene Kind — das unzeitige Wohlwollen, das in einem übelgearteten Erdreich — Unkraut statt Früchte trug. So tadelst der gutmüthige, leichtsinnige Verschwender seine Naturgabe, wie er sagt; jene verrätherischen Neigungen, deren er durch die nur schwache Kraft seines, durch eigene Nachlässigkeit un gepflegt gelassenen Verstandes, wie er meint, nicht Herr werden konnte. Diese Fülle von geistigen und körperlichen Kräften ist das Siegel der Allmacht, das wir demuthsvoll verehren sollen, das Ziel erwartend, das sie früher oder später, nach den ewigen Gesetzen scheinbarer Freiheit und scheinbaren Zwanges, deren Grund und Wirkung und ihre wunderbare Verbindung mit dem großen Ganzen wir heute noch nicht verstehen, unstreitig zu erreichen bestimmt sind! — Ich will wirken. Ich will das Gute. So habe mich das Leben! So fesse es mich! hebe, — stürze mich! — Mein Wille ist rein; mein Geist unsterblich! Der Körper — vergängliche Hülle, nichts mehr, als Werkzeug des Geistes, zur Äußerung seiner Kraft. In dem freien Entschlusse, das Gute zu wollen, liegt der Freibrief zur Ewigkeit.

(Er geht zum Tische, nimmt ein Stämmchen Holz hinweg, betrachtet es, drückt es an seine Lippen.)

Kindischer Kilian! — Als ich heute das ganze Haus durchlief, alle Winkel durchstöbernd, um noch einmal alle wehmüthigfüßen Erinnerungen lebhaft in mir hervorzurufen, fand ich den Flechtkorb, der mich in den ersten schönen Tagen meiner Kindheit empfing; — ich brach, — ich konnte nicht widerstehen, — wie albern es auch seyn mochte, — einen Spahn von seinem, durch Alter nun schon sehr anbrüchig gewordenen Geflechte — Es ist mir, als ob ich mir, lebhafter, als je, meinen lieben Vater gegenwärtigen könnte, mit seinem freundlich — ernstern, zärtlichen Blick, mit dem er seinen Liebling wohl oft betrachtet haben mochte; — ach mein guter, lieber, herzlicher Vater! wie überkommt mich doch das Andenken an deine warme Liebe so lebhaft! — heiß fühle ich es durch das ganze Nervengeflecht meines Körpers zittern — dein Schatten umweht mich — Segne mich! (Er eilt vor seines Vaters Bild, stürzt in heftiger Bewegung auf die Knie und hebt die Arme zum Hilde empor.) Segne deinen Sohn zur Reise durch's Leben! — (Er stützt die Arme auf die Knie, das Haupt in die Hände verhüllend. Der Vorhang fällt.)

Zweite Abtheilung.

Kilian Brustflecks männliche Jahre.

Es kämpft der Mann und alles will er wagen.

Schiller.

Erste Scene.

Freie Gegend.

Nach einem Scharmügel.

(In der Ferne Kanonendonner. Kleingewehrfeuer. Trompeten. Trommelwirbel. Zwischendurch Töne der Feldmusik. Commandoruf. Gerassel. Staub und Pulverdampf.)

Kilian Brustfleck (zwei Jahre darauf, nachdem er das väterliche Haus verlassen, liegt im Vordergrunde seitwärts halbaufgerichtet, an den Stamm einer riesigen Eiche gelehnt, halbnackt, den linken Fuß am Knie mit einem Tuch umwunden, mit einem groben, grauen Soldatenmantel bedeckt, das Haupt entblößt; den Säbel in der an den Boden gestemmtten Faust, — bleich, matten Hauptes. Der erste Enthusiasmus der Jugend ist verflogen. Er sieht die Welt bereits mit nüchternem Magen an.)

Beklagenswerthes Volk! arme Menschen! Bestimmt, zu demselben erhabenen Ziele zu gelangen, welchem gebildete Geister zustreben — wie bedauernswerth ist euer

gegenwärtiger Zustand, den ihr Leben nennt! — Wundet, darniedergeworfen, wie ich bin; im nächsten Augenblicke vielleicht schon demselben Schicksale preis gegeben, — plündern sie den, der, erschöpft an Kräften, keinen Widerstand leisten kann; berauben ihn sogar der nöthigen Bekleidung, in seinem ohnedieß beklagenswerthen Zustande, ihn, jedem Ungemach von Wind und Wetter bloßstellend, einem desto gewisseren Tode zuzuführen. — Und doch — soll ich ihren Unverstand, den geringen Grad ihres Mitgefühls mit den Leiden des Mitmenschen anklagen? — Wodurch sind sie das geworden, was sie sind? Oder besser zu sagen: das nicht geworden, was sie werden konnten und sollten? — Man hat sie verwahrloset; ob Altern, ob stellvertretende Obrigkeiten, gleichviel! Es konnte wohl nicht anders kommen. Der Mensch mit verwahrlostem Geiste sinkt unter das Thier. Übel erzeugt übel. Der Krieg selbst, dessen Opfer ich so eben, vielleicht auf kurze Zeit, vielleicht auf immer geworden bin, ist eine Krankheit der verderbten menschlichen Natur.

Ich fühle es, der Blutverlust macht mich matt. — Keine Hülfe! — wer weiß, wie wenige Augenblicke genügen, um mich entweder zum vollkommenen Krüppel auf Lebenszeit, zu einem fortwährenden Gegenstand des Bedauerns zu machen, oder vielleicht gar jenem Punkte zuzuführen, der mich auf immer von der „süßen freundlichen Gewohnheit des Daseyns“ trennt, wie Göthe durch Egmont das Leben so schön bezeichnet. — Gute Mutter!

wenn du um deinen Sohn wüßtest in diesem Augenblicke! vielleicht ahnest du durch das sympathetische Gefühl deiner mütterlichen Zärtlichkeit die Lage deines Sohnes; vielleicht liestest du in diesem Augenblicke den letzten Brief, den ich an dich absandte, und worin ich dir meine vollkommene Gesundheit meldete, und weißt nicht, wie sehr meine Versicherung bereits zur Lüge geworden ist. — Das also wäre nun eine Erfahrung des Lebens, der rauhen Wirklichkeit — In der Entfernung angesehen, nimmt sich das kriegerische Wesen (kaum ein Mückenkampf für den Mondbewohner) recht romantisch aus! aber aus der Nähe betrachtet, stellt sich die Sache anders. Das anatomische Messer, wenn es den Zauber der Schönheit des menschlichen Körpers untersuchen will, vermag dieses nur durch die Zerstörung dieser Schönheit selbst.

Sollte es aber seyn müssen, schon so früh seyn müssen: so fliehe hin, schönes Leben! Ich habe nicht viele deiner Gaben genossen. Deine erste bittere Pille war eine Kugel in's Knie! — Dazu also hätte ich meinen Geist befähiget, über die Ereignisse der Welt und Verhältnisse der Menschen seit Jahrtausenden einen urtheilenden Blick zu werfen; mir die Sprachen todtet und lebender Völker angeeignet; mich bemüht, Gesetze der Natur und der Kunst, in ihren verschiedenartigsten Beziehungen auf einander, so weit die Kräfte des menschlichen Geistes ausreichen, kennen zu lernen: um mit all diesen edlen Eigenschaften des menschlichen Geistes, welche Hunderte meines

Gleichen, unter ganz gleichen Verhältnissen entbehren, durch ein kleines Stück Bley, wie irgend ein nutzloser Kiesel, aus der kaum betretenen Rennbahn geschleudert zu werden? — Sey es, wie es wolle! Kann ich dabei verlieren? — War es nicht die Bestimmung meines Geistes, von Unbeginn, sich zu veredeln? und sollte der Mensch, weil er die Möglichkeit vorauszusehen vermag, daß seine Bemühungen, sich auszubilden, wegen der Kürze seines Lebensfadens, hienieden keine Früchte tragen werden, seine Bestrebungen einstellen? den Fortschritten seines Geistes zum höchsten Ziele der Veredlung nur deshalb Halt gebiethen? — Es wäre Unsinn, dieß zu denken! Ist hienieden meine Bestimmung? Auf diesem kleinen Erdkörperchen? oder vielmehr überall in dem Hause des Vaters, wie der göttliche Lehrer den unendlichen Raum nennt, wo so viele Wohnungen sind? wo, wenn diese Erde mit einem Male verschwände, auf manchem entfernten Sterne vielleicht ihr Abgang nicht einmal bemerkt werden würde? — Wohlan, Muth! — Erwarten wir den Ausgang — — Schauer durch meine Glieder! — seyd ihr Engel des Todes? oder nur eine leichte Erschütterung der menschlichen Natur? Ein Beben des Nervengeflechtes, von einem schwachen Wundstieber erzeugt? —

(Er richtet sich auf und sieht seitwärts in das Gebüsch hinein).

Ha! — Von meinem Regiment! — He! Freunde!
— Lieutenant von St. Aumer —

(Der Vorhang sinkt).

Zweite Scene.

Küste.

Felsen, Brandung.

(Nacht. Sturm. Schwarzer Himmel. Ungewisser Schimmer des Mondes zwischen den sich jagenden Wolkenmassen. Den ganzen Horizont nach allen Richtungen durchzuckende Blitze. Rollen des Donners. Brausen und Heulen des Windes. Von der Windebraut geschwellte Wasserberge wogen heran, zerschellen donnernd, schäumend an den Felsen. Gekreisch des Sturmvogels).

Kilian Brustfleck (nunmehr im 30sten Lebensjahre, steht auf dem Felsen, halbentkleidet, das Haar vom Sturm gepeitscht. Er schlägt die Arme unter und steht in ernster Betrachtung des grausvollen Aufruhrs der Elemente).

Schön! — herrlich! — fürchterlich! — Erhaben und entsetzlich bist du, Natur! hohe Meisterin! geheimnißvolle Königin des Weltalls! — Das Meer ist dein wahres Gebieth. Hier hast du deinen Sitz aufgeschlagen, wo der fliegende Sturm dein Mantel, die empörte See dein Wagen, rothe Blitze deine Kronen sind! — Du wolltest meinen Untergang nicht. Was vermag der schwache Mensch gegen deine Macht? — Und dennoch wagt er es, dir Troß zu biethen. Er wagt es, mit der ganzen Kraft seines Geistes gegen dich anzuringen. Er erhebt sein Auge zu den Sternen, und findet in dem unendlichen Raum umherblickend, genau die Richtung, die er seinem Fahrzeug zu geben hat. Und verhüllst du ihm das

leitende Siebengestirn und jeden Blick des göttlichen Auges; — so sieht er nach der Magnetnadel und spottet deines Grimmes! — Freilich bedarf es oft nur einer geringen Bewegung deiner Riesenfaust und du schnellst seine künstlichen schwimmenden Städte, seine Lastschiffe von ungeheurem Gewichte an irgend eine Stufe deines Thrones, und zersplitterst sie, als ob sie nicht gewesen, und schüttest aus ihre Schätze und Menschenleben, — ein Spielzeug deiner Wellen, zwischen den beiden Abgründen, dem Himmel und der Meerestiefe. — Dennoch lacht er deines Grimmes, der Pygmäe, den du zu vernichten denkst; du zerschmetterst sein Gebein, die Ungeheuer der Wasser zermalmen, verschlingen es; er selbst lebt fort, in neuen schöneren Verhältnissen; dieselbe Kraft, die ihn und dich zur Wirksamkeit hervorrief, beschenkte ihren geliebten Sohn, den denkenden und fühlenden Sohn des Staubes, mit dem Siegel der Unsterblichkeit. Er ist, obwohl körperlich ein armes, scheinbar oft beklagenswerthes Wesen, dennoch ewig unaussprechlich über dich erhaben.

(Der Regen stürzt in Strömen. Die Heftigkeit des Ungewitters nimmt zu. Kilian erblickt bei dem Leuchten der Blitze eine mit Gestrüpp bewachsene Felsenspalte. Er nähert sich und entdeckt darin eine verlassene Fischerhütte, die ihm einigen Schutz gegen den Ungestümm des Unwetters gewährt. Er tritt hinein und belauscht von da aus ruhiger den Aufruhr der Natur).

Wo mag ich seyn? — Eine bewohnte, oder mindestens nicht ganz unbesuchte Küste, wie es scheint? — A=

so Lebenshoffnung! — Aber was nun? wenn ich gleichwohl hier länger verweilen müßte? — Wie? Sollte die Natur, deren eine Hand mich zum Spielzeug ihrer Laune machte, nicht vielleicht mit der andern mir auf irgend eine Weise zu Hülfe kommen, und der Kunst nachzuhelfen wissen? — Vor der Hand wollen wir das Beste hoffen. Der Anbruch des Tages, das Ende des Sturmes wird es zeigen, ob meine Hoffnung zu sanguinisch war? Was übrigens die lange Weile betrifft, so würde ich noch immer glücklich genug seyn, aus dem Inhalte meines geretteten Taschenbuches den Stoff entnehmen zu können, um mittelst der unbeschriebenen Blätter und unverbrauchten Stifte einige Seiten mit Gedanken auszufüllen, zu denen der Stoff in meinem Gedächtnisse und Urtheil ruht. Ich könnte z. B. zum Zeitvertreib, einsam, wie ich bin, mich in der That erst recht in die große Gesellschaft aller Zeiten, Länder und Völker werfen, und die Geschichte des menschlichen Geschlechtes in einer selbstgedachten Ueinanderreihung der uns bekannten Ereignisse aus dem Kopfe niederschreiben, und wieder nur dabei gewinnen. — Siehe da, ein neues Zeichen der erhabenen Würde des Menschen, der auch im leichten Spiel seiner Kräfte immer seine geistigen Vorzüge beurkunden zu müssen gezwungen ist, die der Schöpfer und Erhalter des Weltalls in ihn gelegt hat. — Mein Herr und mein Gott! Wie groß bist du in allen deinen Werken! wie herrlich aber gibst du dich kund

in dem Menschen, gemacht, ein Gleichniß des Höchsten zu seyn! — Hu! was für ein Blitz! —

(Der Vorhang rollt herab).

Dritte Scene.

Baltimore.

Garten. Laube.

(Der nüchterne) Kilian Brustfleck (im 55ten Lebensjahre, steht, eine Hand an die Seitenwand des Eingangs gestützt, mit der andern Hand eine Allee hinabwinkend.)

Da schwebt sie hinab! — Sanfte Seele! liebes Weib! Zärtliche Mutter! — Wie lieb' ich dich! — Fern dem Himmelsstriche, der mir das Leben gab, fand ich das Glück, fand ich meine Bestimmung. — Hätte ich es wohl vor einem Decennium für wahrscheinlich halten können, daß ich einst in Baltimore Ziel und Haus, Weib und Kind finden würde? — Ja, daß ich hier meine Amalie finden würde! Freilich nicht jene Amalie, die meine Jugendträume verschönte, deren Bild noch heute in meinem Herzen lebt; aber doch auch eine Amalie. — Holdes Mädchen! Welch' neidisch kalter Hauch knickte so schnell diese Blüthe? — Warst du zu zart für den rauhen Boden, der dich trug? — Ach! allzusehr berührte jene geheimnißvolle kalte Hand dein Haupt! — Und vielleicht dennoch glücklich — Müßte das Auge des Menschen nicht verhüllt seyn für die Ergebnisse der Zukunft; sähen wir in demselben

Grade klar, als uns im Gegentheile Vertrauen auf die höhere Leitung der Vorsehung, anstatt vollkommener Erkenntniß unserer Schicksale angemessen ist: würden wir es nicht wagen, dieses „Vielleicht“ zu gebrauchen. — Gewiß ist es jedoch, daß der Engel *Amalie* mancher bitteren Erfahrung quitt geworden ist, die in dem Leben, auch des von der Welt am glücklichsten gepriesenen Sterblichen vorkommen muß, und die vielleicht auch die Stunden meiner irdischen *Amalie* bedroht, die, durch ein Weltmeer von dem Grabe jener getrennt, heute mein Leben verschönert. Der Augenblick wird kommen, wo ich denselben Punct betreten werde, den sie betreten hat, als sie von mir geschieden. Eine künftige Zeit wird das große Räthsel lösen, das durch keines *Alexanders* Schwert, wie jener gordische Knoten, zerhauen werden kann. Bis dahin sey es mir vergönnt, meinen schönen Jugendtraum in meinem Gedächtnisse fortleben zu lassen, und das Glück zu genießen, das ich hier gefunden habe, als eine Vergütung der bisherigen Mühen und Bestrebungen meines Lebens; und wer weiß, ob nicht als eine à Conto Zahlung an dem Capital des Lebensgenußes, mit dem mir vielleicht eine neidischere Zukunft im Rückstand bleiben soll. Ich nehme, was die Gegenwart mir bietet und ich als rechtlichen Gewinn annehmen darf, mit Dankbarkeit an. Jene großen Verhältnisse, die allein Gewinn und Verlust entscheiden, stehen nicht in des Menschen Gewalt; allein, so wie es einer Seits billig ist, bei richtigen *Speculationen* auf

Gewinn rechnen zu dürfen, so ist es weise, sich auf Verlust gefaßt zu machen. — Aber weg mit jeder vorzeitigen Sorge! Jeder Tag hat seine eigene Sorge für sich. Berechnung von Möglichkeiten soll mir den Genuß der Gegenwart nicht trüben. — Lebhaft rollt das Blut durch meine Adern. Frisch springt noch vor mir die Quelle des Lebens. Noch ist sie mein; denn ich fühle die Kraft, zu seyn, was ich seyn kann. Ich will mich des Sonnenscheins freuen, so lange er da ist. Die Stürme werden immer zeitig genug von selbst kommen. Der rechte Mann fürchtet nichts; aber er muß zu Schutz und Trutz gerüstet seyn, wie mein lieber Schiller sagt. — Ah, mein Buchhalter. —

(Er verläßt die Laube. Der Vorhang fällt.)

Vierte Scene.

Am Hafen.

Ruhige See. Mondnacht.

Kilian Brustfleck, (45 Jahre alt, steht allein träumerisch über die Wogen hinblickend. Thränen schleichen sich über seine Wangen.)

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder; Mir hat er abgeblüht —“ Also hast du auch den Zoll des Lebens bezahlt, Kilian? — Du wirst doch nicht etwa geglaubt haben, dir könne nichts Widriges begegnen? — Nun, das gerade nicht; aber, daß eben diese Stelle angegriffen werden würde, das war ich mir nicht vermu-

then. Achill war nur an der Ferse verwundbar. Er wurde verwundet, und der edle Heros war dahin! Auch ich ward an der Ferse verwundet. Nur diese Stelle war es, wo ich bis in's innerste Leben zu treffen war. — Gib dich zufrieden, Kilian! Anderen geht es nicht besser. Noch viele werden dieselben Erfahrungen machen. Vielleicht Bessere, als du, empfanden daselbe, was du empfindest. Eben so zärtlich; so, wie du, der Liebe bedürfende Herzen, an nichts in der Welt so sehr, als an den Thrigen hängende Menschen — litten, wie du. Auch sie mußten sich mit der Hoffnung einer besseren Zukunft begnügen. Wohl ihnen, wenn sie, wie du, in der glücklichen Lage sich befanden, nicht erst im Augenblick des, als unabweislich sich darstellenden Bedürfnisses ängstlich nach Trostgründen sich umsehen zu müssen, sondern in ihrer Brust und in ihrem Geiste jene Kraft bereits vorfinden, ohne die das Leben mit seinen bitteren Erfahrungen nur eine Marterbank, ja, zum Mindesten ein, in der That sehr wenig wünschenswerthes Geschenk wäre. Ohne diese Verknüpfung des irdischen Daseyns mit einer schöneren Zukunft, würde das Leben eine Last seyn, die der Sterbliche oft versucht wäre, je eher, je lieber von den Schultern zu schütteln.

Ich kehre in das Vaterland zurück. — Obgleich im Besiz dessen, was dem gewöhnlichen Menschen das Wünschenswürdigste scheint, bin ich dennoch ärmer, als Tausende meines Gleichen; denn Alles, was meinem Leben

eigentlichen Werth gab, nahm mir die Macht, die der Welt von Anbeginn ihre Bahn vorgezeichnet, und allen Kräften jene scheinbare Freiheit des Wirkens gab, die, bei unserer beschränkten Übersicht des großen Ganzen, uns täglich zum Spielball des Zufalls zu machen scheint. — Ohne Ruhe und Genuß da, wo ich vor kurzem noch vollkommen glücklich war, kehre ich dahin zurück, wo ich weder das eine, noch das andere zu finden Hoffnung habe, wo ich aber einst, zwar nur kurze Zeit, in den Jahren einer glücklicheren Jugendzeit selig war. — Was suchst du dort, Kilian? — Meines Vaters, meiner Mutter und Amalians Grab! — Und was lässest du zurück? — Weh mir! —

(Der Vorhang sinkt herab.)

F ü n f t e S c e n e.

Im väterlichen Hause.

(Kahle Kinderstube.)

Der 50jährige Kilian Brustfleck steht, im einfachen Kleide, in der Mitte des Zimmers, Papiere in der Hand. Jahre und Gram haben Altersfurchen auf seinem Gesichte gezogen. Das Haar beginnt, grau zu werden. Er ist dem Ansehen nach kräftig, jedoch blaß und leidend. Beim Aufrollen des Vorhanges ließ er einen Fuß auf dem Sattel eines bestaubten, abgefärbten, halbzerbrochenen Schaukelpferdes ruhen. An der Wand hängt ein Bild, das den kleinen Kilian im Kinderkleidchen vorstellt.)

Es ist viel auf einmal! — allein, ich will keine Miene darüber verziehen. Ich kann es ertragen. Was gilt mir der Verlust eines Vermögens, dessen ich für die Meinen nicht mehr bedarf? — Ich bin fortan an dieß Kleine, väterliche Erbe, das nackte Leben und das Grab angewiesen. Die bisherige Leichtigkeit, Andern mit meinem Überflusse zu Hülfe zu kommen, wird nun freilich wegfallen, und damit die einzige Möglichkeit, mir das Leben auf irgend eine thätige Weise erträglich zu machen. Nicht Unvorsichtigkeit von meiner, nicht Unredlichkeit von Seite meiner Handelsfreunde: nur das Unheil der Zeit allein, der Wechsel der Weltereignisse versetzt mich in die neue Lage.

Wie schaal! Wie leer — diese Mauern und Räume mich heute anstarren! wie so wenig scheint mir in diesem Augenblicke noch übrig von der Vergangenheit! kaum ich selbst scheine mir noch derselbe zu seyn, der dort mit so fröhlichen Kindesaugen, so muthig und zutrauensvoll in die Welt hineinsieht; der mit so warmer Imagination sich auf diesem, nun, wie er selbst, veralteten Schaukelpferde einst so glücklich fühlte! Welche Klust zwischen Damals und Jetzt! — nichts, als die Welt, liegt zwischen dem verlorenen Paradiese kindlicher Unschuld und der Empfindung des gegenwärtigen Augenblickes. Sie liegt dazwischen mit allen ihren Stürmen und Getreibe, allen ihren Mühen und Beschwerden, allen ihren Glücksspielen und Täuschungen! Sie liegt dazwischen, wie eine eiserne

Scheidewand, wie ein unermesslicher, von Nebeln überdeckter Abgrund zwischen zwei Felsvorsprüngen, über den kein hülfreicher Baumstamm eine Brücke warf, und kein Springstock führen kann. — Und doch, scheint selbst die erkaltende Erinnerung an jene seligen Tage den Stachel der Sehnsucht in meiner Brust zu wecken. Alter Knabe! Schämst du dich nicht? Darf der Mann noch fühlen, wie das Kind? — Und warum nicht? — Hab' ich denn meinen Kindesglauben verloren? Haben denn die gemachten Erfahrungen das Gefühl des Göttlichen in meiner Brust getödtet? — Nein! sie haben es nur, wo möglich, lebendiger gemacht, lebendiger den Wunsch nach dem Fallen des Vorhangs! — Darum seyd mir freundlich willkommen, ihr schönen Träume meiner Kindheit! Seyd mir begrüßt mit heiligen Schauern, all' ihr zärtlichen Erinnerungen an Vater und Mutter, mir so unendlich theuer, als das schmerzliche Gedächtniß an die, die weit von mir über'm Ozean auch in heimischer Erde ruhen! — Seyd mir begrüßt mit euren süßen Thränen und bitteren Freuden, all' ihr holden Bilder der Tage, die nicht mehr sind. — (Er tritt an das Fenster). Dorthinaus liegt die Ruhestätte meines herzlieben Vaters, meiner herzlieben Mutter — Ich will hinaus zu ihnen —

(Der Vorhang fällt.)

Dritte Abtheilung.

Kilian Brustflecks Alter und Tod.

„Ein Jeglicher versucht sein Glück?“ —

Schiller.

Erste Scene.

Garten.

Nacht.

(Der Himmel ist vom Brandschein geröthet. Feuerlärm. Trommelwirbel Gerassel der Löschwagen. Geschrei.)

Kilian Brustfleck (56 Jahre alt, sitzt auf einer Bank, eine Briestafche in der Hand, das Haupt auf die Brust gesenkt. Er richtet sich auf)

Auch das! — hm! was mehr? — Das Ärgste ist bereits vorüber. Alles übrige hat nicht viel zu sagen. Wir wollen es nehmen, wie es kommt. Gott besser's! Was vermag der Mensch gegen das Geschick? Alles Ringen ist vergebens. Er dulde und trage, und — wenn er kann, richte sich wieder auf, den Blick nach Oben gewendet. Die Wolken kommen und ziehen vorüber. Die Stürme brausen und — schweigen. Der Mensch erträgt und — vergift.

Bergift? — nicht immer; zum Mindesten nicht Jeder, und nicht — Jedes! In einem Falle, wie dieser, kann wohl eine bessere Stunde ihn die schlimmere vergessen lehren, ja, am Ende, wenn Zeit und Umstände günstig sind, erinnert er sich wohl zuweilen gar noch gern mit süßem Schmerz an die Schattenseite der Vergangenheit, und scheint sogar aus dem Gedächtnisse des überstandenen Übels sich einen Genuß bereiten zu wollen. Ich selbst lebte bisher nur durch die ewig wiederholte, schmerzliche Erinnerung an das mit meinen Lieben genossene Glück. — Mein väterliches Haus wird bald nur Staub und Asche seyn. Staub und Asche, wie die, die es mir hinterließen; Staub und Asche, wie die, die über'm Meere mein waren. — Bei dem Licht der Flamme meines Vaterhauses will ich nochmals die Züge der geliebten Hand auf jenem Blatt betrachten, das mir einst die zärtliche Vaterpflege zum letzten Lebenswohl hinterließ, dessen Inhalt die Richtschnur meines Lebens, in heiteren und trüben Tagen — Muth und Trost gewährte. (Er öffnet die Brieftasche und entfaltet ein Papier. Er will lesen. Die Augen schwimmen ihm in Thränen. Er vermag es nicht. Er steht auf)

Ich kann nicht. — Das, was du schriebst, lieber Vater! lebt unauslöschlich in meinem kalten Herzen und meinem Gedächtniß. — Aber die Bewegung meiner Brust ist doch zu groß in diesem Augenblick, als daß die Fülle des Herzens nicht in's Auge hinüberschwellen sollte. — Ist es aber nicht thöricht! Kann man auch um die Zerstörung

lebloser Dinge trauern? — Welches Recht hätte Holz und Stein, zufällig zum Gebäude zusammengefügt, und eben so zufällig unser erster Aufenthalt nach dem Eintritte in die Welt, — über unser Herz auszuüben? — Ach, dieses Holz und jene Steine sind, wenn sie nicht mehr, als Holz und Steine sind, in der That noch nicht Alles, was sie seyn können; und nicht ganz mit Unrecht läßt der Dichter Kleist in seinem wunderbaren Käthchen von Heilbronn den Grafen Wetter von Strahl sich im Übermaß seines ihn übermannenden Gefühles über die Bäume beklagen, wenn sie etwa in der That nur von Holz wären und ihm gar nichts weiter seyn könnten! — Mag die kritische Welt immerhin diese Stelle — Bombast nennen; ich wäre eher versucht, sie in ihrer Einfachheit für ungemein zart zu halten. Denn, wenn der fühlende Mensch auch von der leblosen Natur — Seele fordert, so ist das sehr verzeihlich — Es ist dem Geist gegeben, überall hin sein Reich auszubreiten. Der Schöpfer konnte eine Welt aus Nichts schaffen. Aber ohne den Menschen wäre diese Schöpfung noch immer ohne Leben. Sie diene dem Menschen, und er gab ihr — Sinn, Bedeutung und Leben. Darum verlangt er Mitgefühl auch von Holz und Stein — Darum will ich mich nicht schämen, um meinen zerstörten Besitz, um den morschen Rahmen meiner Kindheit zu klagen. (Nach einer Pause.) — Wo werde ich wohl heute mein Haupt hinlegen? —

(Der Vorhang sinkt.)

Zweite Scene.

Zimmer im Mauthhause.

(In einer schräg hinlaufenden Seitenwand große offene Eingangsthüre, mit halber Aussicht gegen die Straße. Fußgänger, her und hin, werden fortbauernd theilweise sichtbar. Im Innern des Zimmers, seitwärts an der aufgesperrten Thüre eine Bank.)

Der 60jährige Nilian Brustfleck (mit schon etwas gebeugtem Nacken sitzt dort im grauen Überrock und Käppchen. In seinen Glücksumständen ganz herabgekommen, ist er in seinem Geburtsstädtchen aus besonderer Berücksichtigung Ginnehmer am Thore geworden. Er hat sich inzwischen die Tabakspfeife zugelegt. Es ist früher Morgen. Er schmaucht seine Morgenpfeife, und sieht durch die Thüre in das Freie hinaus.)

Ein schöner, frischer, freundlicher Morgen! — Die Sonne wird den Nebel bald besiegt haben. — Die Welt wird lebendig. Meine Leute haben alle Hände voll zu thun. — Wie sie herbeikommen mit den Erzeugnissen ihrer Ställe und Felder, dem gewerbsamen Bürger seine Nahrung und Arbeitsstoffe zuzuführen, der sie hinwieder mit den kunstreichen Erzeugnissen seiner Hände beschenkt. So reichen sich Natur und Kunst die Hände; tauschen ihre Producte; Bedürfnisse, die einen, wie die andern; beide — Mittel zum Zwecke: Genuß, und im Genuß — Fortschreiten im Reich der Geister.

Da schreitet der frohgestimmte Musensohn fröhlich hinaus in's Freie, an der Brust der Natur die Erinnerungen

des fernen Vaterhauses lebendiger zu wecken! — Dort strebt der wißbegierige und wanderlustige Handwerksburſche einem anderen Sammelplatz der Menschen zu, um etwa neue Handwerksvortheile, Vervollkommnung des Erlernten abzulauschen und betriebsam der Heimath zuzuführen! — Der hat's eilig! er mag wohl am besten wissen, was ihn treibt. Dem Philosophen müßte es belehrender, als manche gelehrte Abhandlung über den Menschen — seyn, nur etwa von einem Hundert meiner Wanderleute die nächste Ursache zu kennen, die sie in Bewegung setzte, mit allen den Gedanken, Gefühlen und Plänen, mit denen sie sich etwa tragen mögen. Aber nicht minder wißenswürdig wäre es auch, nachdem sie ihr Geschäft abgemacht haben, die neuen Reflexionen zu kennen, die durch die gemachten Erfahrungen veranlaßt wurden. Wie viele vereitelte Hoffnungen, getrüßte Ausſichten, niedergeschlagene Herzen würden unser Mitleid in Anspruch nehmen! — Wie dieser gemüthlich hinausſchlendert! sein Käppchen so unternehmend aufgestülpt, als erwarte er nun ganz getrost ein halb Duzend unerwarteter Begegnungen, die ihm eben recht kämen, da sie ihn ganz bei Laune anträfen — Da tritttrotter Einer ganz haſtig, ſtaubaufwirbelnd, vorüber; — dem gehört die Welt ohne Weiteres, wie er so daſitzt auf ſeiner mageren Roſinante! — Wohl ihm, wenn er die Welt noch lange im Roſenlichte betrachten darf — Nicht Jedem wird es ſo gut — Auch ich war einſt in Arkadien — Ha! (er zieht das Käppchen) der Herr Bürgermeiſter! der

gute, wohlbeleibte Herr hat es wohl Noth, sich's bequem zu machen, um seine Geschäfte abzuthun! Zwölf Füße vermögen mehr, als zwei, und dabei dürfen noch obenein die feinigten und die seines Koffebändigers windfeiern. — Oho! schon so früh am Tage läßt du dich sehen, Charonsschiff? Wen kommst du, zu holen? — den Jüngling mit dem raschklopfenden Herzen, dem überwallenden Feuergeiste, für den die Welt nicht genug Raum hat? oder die zarte Jungfrau, die schöne Hoffnungsblüthe kommender Geschlechter? oder etwa die holde, kaum aufgeblühte Rosenknospe? vielleicht den lebensmüden Alten, der dich oft genug in frischeren Tagen, als die sind, in denen er sich heute dahin schleppt, schon herbeiwünschte? — Wann wirst du deinen Kilian an Bord nehmen? — Ich sage deinen Kilian, denn, du wirst mich doch wohl nicht vergessen? — Abgestumpft, wie ich mich fühle, sehe ich dich ruhig kommen und gehen, Tag für Tag — Wann eher schließt sich mein Auge dem irdischen Licht? (Der Vorhang sinkt.)

Dritte, eigentlich zwölfte und letzte
Scene.

Gärtchen hinter dem Mauthhause.

Freie Aussicht auf die Berge.

(Schöner Herbstabend. Sonnenuntergang. Heiterer Himmel.

Frische Luft. Schönes Abendroth.)

Kilian Brustfleck (69 Jahre alt, sitzt in einer kleinen Laube, auf einem Großvaterstuhle. Sehr blaß, das Haupt

zurückgelehnt, die Arme ruhen schlaff auf des Stuhles Seitentheilen. Unter der Mühe quellen seine grauen Locken auf die Schultern herab. Sein matter Blick ist auf das Abendroth hinzerstreut. Seine Lippen scheinen sich zu bewegen. Zu seinen Füßen sitzt auf einem Schämmel)

Ein Knabe, von ungefähr 8 Jahren (und liest ihm laut aus einem Buche vor:)

„Und als es Abend geworden war, trugen sie ihn zu Grabe.“ — Das ist recht traurig! — Soll ich weiter lesen? — (Kilian schüttelt leise das Haupt) Nicht? — Recht, lieber Herr Kilian. Die Geschichte ist aus. Wir fangen lieber Morgen wieder eine neue Erzählung an. — Weißt du, Großvater! — gelt, ich darf wieder einmal so sagen? (Er küßt ihm die Hand.) Du hast mir's ja gestern erlaubt. Weißt du, wie die Erzählung heißt, auf die wir jetzt kommen? — „Die Morgenröthe!“ — Die wird wohl einen besseren Ausgang haben, als die wir eben gelesen haben. Meinst du nicht, Großvater? — Warum antwortest du mir denn nicht? — Schmerzt dich heute die Brust so sehr, daß dir das Sprechen schwer fällt? — Du drückst mir die Hand? — guter Großvater! wie ich dich lieb habe! Ach, fast wie meinen Vater! Es ist recht schade, daß du nicht sprechen darfst! sonst hätte ich dich wohl gebeten, daß du mir vom Meer, oder von den fremden Ländern, die du gesehen hast, und von den wilden Menschen, die noch heute in den Wäldern leben, oder vom Krieg etwas erzählt hättest, und wie's in den Gefechten zugeht, wo die Menschen

einander todt schießen und in Stücken hauen — Lieber Großvater! ich will dir etwas sagen. Es kommt mir recht sonderbar vor, daß es zuweilen im Kriege erlaubt ist, daß die Menschen einander todt schlagen, was doch der liebe Gott verboten hat — das kann ich nicht begreifen; das muß du mir doch erklären, wie das möglich ist, wenn du morgen wieder sprechen kannst.

Lieber Großvater! wenn es dir recht ist, so will ich jetzt mein Abendgebeth sprechen. Denn, wenn sie heute zum Gebeth läuten, muß ich schon nach Hause gehn, weil die Mutter nicht wohl ist. Ich bethe so gern mit dir. Weil dir's aber heute zu schwer wird, so will ich allein bethen. (Er kniet vor Kilian nieder, stützt sich halb auf dessen Knie, und faltet die Hände.) — Lieber, guter Gott! Ich danke dir für alles Gute, was du mir heute geschickt hast. Ich bitte dich, schicke mir heute Nacht meinen heiligen Schutzengel, daß er mich beschütze und bewahre vor allem übel! Amen. Lieber, guter Gott! ich bitte dich, habe mich lieb. Ich will recht fromm und artig seyn und meinen Altern, und meinem lieben Großvater recht viele Freude machen. (Er steht auf und küßt Kilian die Hand. Er betrachtet ihn.) War's so recht, lieber Großvater? — Nicht wahr, lieber Großvater! wenn ich recht fromm bin, so kann ich mit dem lieben Gott sprechen, wie die Engel? und die Engel spielen hernach im Traume mit mir? — Du gibst mir ja nicht einmal ein Zeichen? — Ich glaube gar, er ist eingeschlafen — Aber mit offenen Augen kann ja ein Mensch

nicht schlafen? — Großvater! lieber Großvater! hörst du?
 — Hast du mich lieb? — Mein Gott! er rührt sich gar
 nicht — (Aus einem Nachbarhause erheben sich in diesem Augen-
 blick die sanften, wehmüthigen Klagen einer Flöte in der Weise
 des Schweizerkühreigens) Er wird doch nicht — mein Gott!
 — (Er läuft gegen das Haus) Peter! Peter! Kommt doch
 her! — Der Herr Kilian —

(Der Vorhang fällt.)

E p i l o g u s.

Im Parterre.

(Die Zuschauer haben sich entfernt. Der kritische Zuschauer war
 der erste. Im Orchester sind die Lampen schon zur Hälfte aus-
 gelöscht. An den äußersten Ecken der ersten Bänke hinter dem
 Orchester sitzen die zwei aufmerksamsten Zuschauer noch ganz steif
 vor Bewunderung oder Erstaunen über die so eben angehörte
 M o n o l o g i e. Sie können sich noch gar nicht erholen. Mit
 halboffenem Munde, fragenden Blicken sehen sie sich endlich um,
 bemerken einander, wissen aber eben so wenig, was sie aus
 sich, als aus dem Stück machen sollen. Sie fangen endlich an,
 zu sich zu kommen, begrüßen sich, machen sich langsam zum Ab-
 marsch fertig; sprechen jedoch nicht, sondern denken sich
 bloß Manches)

Der eine aufmerksame Zuschauer (denkt sich
 z. B. „hm! so geht die Welt eigentlich alle Tage für eine

„hübsche Partie Sterblicher unter, die sich aus der Welt
„trollen!“)

Der Andere (denkt vielleicht dasselbe; setzt aber, wie
sein Gegenbänkler, den Gedanken fort, und meint: „für ihn
„könne die Welt aber doch noch eine Weile stehen bleiben.“)

(„Ja,“ denkt)

Der Erste (weiter; „aber dann stirbt sie doch auch;
„nicht bloß für mich, sondern sie geht wohl am Ende für
„sich selbst unter.“)

(„So wird Alles zu nichts“ — denkt)

Der Andere.

(„So wie Alles aus Nichts entstanden ist“ —)

Der Erste.

(„Weil aber Alles, was heute noch da ist, nur da seyn
„kann, weil eine höhere, als eine menschliche oder irdische
„Kraft von Ewigkeit waltet; da die Zeit am Ende doch
„wohl eigentlich niemals angefangen haben kann; so“ —
denkt)

Der Andere — („kann sie wohl auch kein Ende
„nehmen; und darum“ —)

(„hoffen“ — vollendet)

Der Erste („wir auch nach dem Untergang der Welt
„auf Den, der der Anfang ist, und das

„Ende“.)

Das Mädchen von Aquileja.

Von

Johann N. Vogl.

Aquileja! Aquileja!
 Ach, verfallen — unterthänig
 Bist auch du jetzt ihm, der Gottes
 Geißel heißt, dem Sonnenkönig.
 Weh'! — er durst mit seinen Schaaren
 Niederschmettern deine Mauern,
 Durfte würgen, durfte brennen
 Bis die Sonne sank mit Trauern.

Und nun spricht der Sonnenkönig
 Zu den Schlächtern, zu den blut'gen
 „Mögt euch jetzt für neue Kämpfe
 Auch in neuer Lust ermuth'gen,
 Kosten mögt ihr fremde Neben,
 Und um fremde Reize minnen,
 's ist der Wein hier glühend, blühend
 Sind die Aquilejinnen.

Und zum wild'sten Bacchanale
 Ist der blut'ge Kampf geworden,
 Und nach schöner Beute ringen
 Die zu sätt'gen nicht im Morden.
 Fruchtlos sind der Schwachen Zähren,
 Fruchtlos ist ihr Flieh'n, ihr Streiten,
 Mancher Brautkranz liegt zerplücket
 Der gewunden spät'ren Zeiten.

Attila nur schreiet einsam
 Durch's Gewühl der wüsten Menge,
 Als ein Weib, von Schönheit strahlend,
 Ihm begegnet im Gedränge.
 Wie ein Basilisk am Spiegel
 Ist er da, von Blut entzunden,
 An die flücht'ge Schöne plötzlich
 Und wie zauberhaft gebunden.

Niemals seiner Augen solcher
 Schönheit Fülle noch gewahrten,
 Noch kein Antlitz sah er, wo sich
 Rosen so mit Lil'jen paarten,
 Ha! wie seine Brust die Funken
 Ihres Feuerblicks durchdringen,
 Wie sich ihre nächt'gen Locken
 Ihm zu Liebesbanden schlingen.

Und die trunkenen Blicke kann er
 Nimmer von der Jungfrau wenden,
 »Ja, dich konnte mir nur Odin
 Oder Freia selber senden.
 Würdig bist nur du vor allen
 Frau'n und Mädchen dieser Tage,
 Daß das Herz des Hunnenkönigs
 Lodernd an dem deinen schlage!“

Ach, wie schnell sind da die Rosen
 Weggeweht von ihren Wangen,
 Denn mit Grauen sieht die Keine
 Sich von ew'ger Schmach befangen,
 Ach — und nimmer kann sie ringen
 Frei sich aus so argen Ketten,
 Nur allein der Himmel kann sie
 Aber nichts auf Erden retten.

Doch — da taucht's in ihrem Inner'n
 Plötzlich auf, wie Morgenhelle,
 Und sie spricht zu ihrem Dränger:
 »Kommt, ich weiß' euch traute Stelle,
 Nicht erlaubt's die Scham der Jungfrau
 Daß auf solch ein Wort sie höre,
 Wo so viel der Späher lauschen
 Und gefährdet ihre Ehre.“

Und mit flücht'gen Schritten eilet,
 Sie dahin durch all' die Gassen,
 Hinter ihr der H u n n e, glühend,
 Sie in seinen Arm zu fassen.
 So zu nächstig öden Hallen.
 Folgt er ihr, die rasch entweichend
 Vor ihm wandelt, ihm den Faden
 Durch die Labirinte reichend.

Sieh — schon steigen jetzt die Beiden
 Aufwärts über breite Stufen,
 Nach dem Ort, den Liebesgötter
 Sich zu ihrem Tempel schufen.
 Und vor ihm stets wallt die Schöne,
 Schnell, doch jungfräulich bekommen —
 Doch wie Treppe folgt auf Treppe
 Nimmer will die Stelle kommen.

Ungebuldig läßt der H u n n e
 Da sie an mit rauher Stimme:
 »Hör' — so wir nicht bald zur Stelle
 Magst du zittern meinem Grimme!“
 Spricht darauf das Mädchen stehend:
 »Bürnt nicht Herr, ihr werdet's loben,
 Traulich; wie sonst nirgends, ist es
 Nur auf luft'ger Sinne oben.“

Und auf's Neu', hinan die Stufen
 Steigt sie nun, mit raschern Schritten,
 Er — sein Schwert klirrt an den Steinen,
 Folgt in Eile ihren Tritten.
 Da erschließt sich eine Pforte,
 Meereslüfte wehen milde,
 Und von breiter Binne schauen
 Beide auf die Nachtgefilde.

Von der Stadt her schallt ein Wogen
 Wie das Rauschen ferner Bäche,
 Aber lautlos unter ihnen
 Breitet sich des Meeres Fläche.
 Doch ein Sitz, umhaucht von Blüthen,
 Ladet sie zur Rast, zur süßen,
 Und mit heißen Armen will jetzt
 Attila die Braut umschließen.

Aber rasch sich ihm entringend
 Flicht sie zu des Daches Rande:
 »Hast du Fitt'ge nicht, so rettet
 Digna, noch ein Sprung vor Schande!“
 Und hinab zu nächt'gen Wogen
 Schwingt sie sich, mit muth'gem Sinne,
 Voll Entsetzen starrt der König
 Lang' ihr nach — von öder Binne.

Aquileja! — Aquileja!
 Rief er oft, mit bleichem Munde,
 Wenn ein Traum, ein blutig finst'rer,
 Auf ihm rief die alte Wunde.
 Stieß ins Schlachthorn dann, — wie wüthig
 Fortgepeitscht zu Kampf und Gluten,
 Bis er — sühnend — unter'm Dolche
 Eines Weibes mußt' verbluten.

Das Urtheil des Paris.

Erzählung

von

Franz Fißinger.

1.

In dem Garten des Assessors von Thiele stand unter anderen ganz hübschen Frucht bäumen auch ein Apfelbaum mit gar anmuthigen, reifen, rothen Früchten, welche Frau Pomonen zu besonderer Ehre gereichten.

Gedankenvoll saß im Schatten dieses Baumes Hypolit, und las in einigen Aktenstücken, die ihm der Herr Assessor zur Durchsicht übergeben hatte. Aber sein Geist war zu getheilt, als daß er dem trockenen Geschäfte jene Aufmerksamkeit hätte schenken können, welche es doch erforderte. Die eine Hälfte seiner Seele reflectirte über den gemessenen Auftrag einer hohen Behörde, während die andere um Malchens braune Augen schwärmte; die eine erwog mit logischer Gewissenhaftigkeit das über jenen Auftrag zu Verfügende, die andere lauschte dem Klange von Malchens süßer Stimme, obschon weder Malchen noch ihre Stimme in der Nähe waren

Soll ich also wirklich ein Staatsmann werden? fragte er sich selbst, die Hand mit den wichtigen Papieren auf den Schooß herabsenkend. Ich denke, es wird nicht gehn! — Ja, als ich Jurisprudenz studirte, da wußt' ich noch nichts von dir, o M a l c h e n, da hatte sich die Liebe noch nicht in mein studentliches, unbewachtes Herz geschlichen. Welcher Zwiespalt zwischen Beruf und Leidenschaft! Während ich meiner Neigung nachhänge, verliere ich das Concept, und das Pflügen im Aetenwuste stört mich in jenem beseligenden Nachhängen! Was ist da zu thun? Ich dürfte wohl nur heirathen, satyrisirte neulich einer meiner Freunde, — nimmermehr! Meine Liebe für M a l c h e n wird durch die Gewohnheit des Ehestandes nie geschwächt oder gar ausgeilgt werden. — Aber da schwärme ich umher in den Irrgängen der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, und der fatale Bericht bleibt unvollendet, wenn er sich nicht von selbst macht! —

Silig steckte er wieder die Nase in seine Papiere, mit dem festen Entschlusse, nun an nichts mehr zu denken, als an diese, und die eiserne Nothwendigkeit des Berichtentwurfes. Da fällt ein prächt'ger Apfel aus der reichbelaubten Krone des Baumes, der ihn beinahe, wie einst jenen Mann der Fabel die Eichel, unsanft zwischen Mund und Stirne berührt hätte, doch einstweilen nur die schwer erzeugene Aufmerksamkeit im Nu zernichtete.

Sieh da! rief er, ist es doch, als ob Herr Autumnus nicht erwarten könnte, bis man seine Schätze abholt, und

sie, wenn eben nicht zur gelegentsten Zeit und auf die höflichste Weise, den Sterblichen aufdringen zu müssen glaubte. — Ein Apfel, schön und scharlachglühend, beim Paris! jener könnte unmöglich schöner seyn, welchen er der angenehmen Cypria damals auf so galante Art zuerkannte. Der Humor kam über ihn, als er die glatte, glänzende Schale betrachtete. Drauf zog er sein Federmesser hervor, und zierte den Apfel mit den künstlich geschnittenen Worten: „der Schönsten,“ gleich Isis der heidnischen Zwietrachtsgöttin.

Noch einen Blick, obschon mit wenig Hoffnung, that er in das sterile Actenstück, bog es in's Himmelsnamen zu, schob es unter den Arm, und den Apfel in die Tasche, und begab sich in's Bureau des Assessors, um dort, wo möglich, die nöthige Sammlung des Geistes zu finden.

Während Hypolit an seinem Pulte erhebliche Schweißtropfen vergoß, waren Aurora und Helmine, des Assessors Töchter, so wie Malchen, ihre nahe junge Verwandte und des Assessors Mündel, jede nach ihrer Weise im Hause beschäftigt.

Helmine leimte an einem Sonnette, zu welchem ihr gestern mehrere Reize der Natur den Stoff geboten hatten. Aurora schrieb ein Gratulationsbillet zum hohen Namensfeste des Kammerjunkers Grafen von Pöwenzahn, eines alten Gönners der Familie, und Malchen nähte so emsig an Linnenzeug, als ob die Ausstattung für ein Duzend Mädchen noch heute hätte gefertigt werden müssen.

Doch plötzlich ließ sie Nadel und Arbeit fallen, und hüpfte dem pathetisch eintretenden Hypolit, den es auch auf dem Bureau nicht lange gelitten hatte, freundlich entgegen.

Bin ich gleich nicht Eris, die Göttin der Zwietracht, was ich auch gar nicht seyn möchte, — sagte er mit kosturngemäßigem Tone, — so mache ich, Hypolit von D*, mir dennoch das unschätzbare Vergnügen, diesen Apfel der Hesperiden, oder sonst einer fabelhaften Gottheit, nach dem Beispiele der altgriechischen Mythe, Einer von Ihnen, meine Verehrungswürdigen, nämlich der Schönsten zu weihen! Mögen sie selbst entscheiden, mir würde die Wahl zu schwer fallen.

Lautes Gelächter scholl Hypolit nach, von dem man ähnliche Scherze schon gewohnt war; er aber entfernte sich bald, und mit der Entschuldigung, daß ihn der Herr Assessor im Augenblicke erwarte. Ein schneller Blick hatte ihn bemerken lassen, wie Malchen bei dem Ausrufe: „der Schönsten!“ ihr Lächeln mit der Miene der Gleichgültigkeit vertauschte, und wie ein Reh zurück nach ihrem Tischen sprang, und die Arbeit wieder zur Hand nahm, während Aurora und Helmine selbstgefällig auf den Apfel blickten, den Hypolit auf den Teppich des Fensters hingelegt hatte.

„Ich dächte, die Wahl würde wohl nicht schwer seyn, wenn wir Beide und noch Jemand als Competentinnen auftreten,“ sagte Aurora halblaut und ironisch lächelnd zur Schwester. „Ja wohl,“ erwiderte diese, „wenn es

übrigens auf Schönheit ankommt, so kann zwischen uns beiden wohl nur von Dir die Rede seyn. U r o r a äußerte auf diese wohl schwerlich im Ernste gemeinte Galanterie, daß H e l m i n e die Schönste seyn könne, ohne daß sie selbst dadurch zu sehr in Schatten gestellt würde.

So sprachen sie, weiland den griechischen Göttinnen nicht unähnlich, noch eine Weile herüber und hinüber. Nur M a l c h e n schwieg, und dachte ganz im Stillen, wenn sie nur H y p o l i t nicht ungern sähe, dann leiste sie gern Verzicht auf den Titel der Schönen, der ihr, wie sie wohl wußte, gar nicht zukomme.

Und in der That waren des Assessors Töchter auffallend hübsche Geschöpfe, die es nur ein wenig zu sehr wußten; während A m a l i e, ohne gerade schön zu seyn, ein sehr angenehmes Äußeres bei den höheren Reizen eines tiefen Gemüthes und natürlicher Bescheidenheit besaß.

H y p o l i t s Herz hatte, wie bereits aus dem früher Gesagten hervorgegangen seyn dürfte, sich längst für Letztere entschieden, obschon ihn bei seinem ersten Eintritte im Hause des Assessors, die Töchter vorzugsweise zu fesseln geschienen hatten; und er beschloß, nur den schicklichsten Augenblick abzuwarten, um sie von dem Assessor, ihrem Vormunde, zur Ehe zu verlangen.

2.

Einer regnerischen Septemberwoche war endlich ein kadelloser Herbsttag gefolgt, und der Assessor, froh, einmal wieder den Kanzeleistaub abschütteln, und in der freien

Natur freier athmen zu können, unternahm mit den Töchtern und der Mündel einen Ausflug nach einer der malezisch gelegenen Gegenden der Residenz.

Auch Hypolit, wie man sich leicht denken kann, versäumte nicht, an der Partie Theil zu nehmen, die er wohl nach Sibirien selbst mitgemacht haben würde, wenn nur das liebe Malchen dabei war.

Die Mittagssonne fing bereits an, ihre Strahlen ziemlich warm auf die Erde herabzusenden, als die Gesellschaft im kühligem Schatten des Hausgärtchens einer dürftigen Familie zu E* ruhte, in deren allzuschlichter Behausung man Tafel zu halten beschlossen hatte.

Malchen aber war es, welcher nach herkömmlicher Gewohnheit die Ehre zugetheilt war, die mitgebrachten Vidualien in der Küche genußbar zu machen. Gern hätte ihr Hypolit dort Assistenz geleistet, hätte nicht die Schicklichkeit und andere Rücksichten seine Gegenwart bei der größeren Abtheilung der Gesellschaft erheischt. Das arme Mädchen hatte aber in der Küche ihre liebe Noth mit dem Zubereiten der Speisen. — Da war nichts zur Hand, was sie unumgänglich benötigte. — „So geht es Euch denn gar so schlecht, Mutter?“ fragte Malchen die Bauersfrau äußerst theilnehmend, als sie von allen Seiten nur allzudeutliche Spuren des Glends wahrte. Da erzählte ihr Jene, wie ihr Mann gestorben, und nichts als ein großes Buch hinterlassen habe, worin seine Schulden aufgezeichnet waren, zu welchen ihn der leidige Hang zum Trunke verholzen;

dann wie sie selbst mit einem Paar Mädchen und drei Knaben von einem Tage zum andern nicht wisse, wo sie Nahrung hernehmen solle.

Malie hatte bei der Erzählung auf all den Mangel des Nöthigen rein vergessen; machte von den Speisen so viel zurecht, als möglich war, und äußerte mit Thränen in den Augen ihr Mitleiden und das Bedauern, daß sie sich außer Stand sehe, der darbenden Familie Hülfe zu schaffen. Doch zog sie ein goldnes Kreuzchen hervor, daß sie im Busen verborgen hatte, und gab es dem Weibe mit dem Bedeuten, sie möchte mit dem guten Willen und der Theilnahme eines mitleidenden Herzens vorlieb nehmen. Mit dankbarer Nührung empfing die Alte das fromme Geschenk, und gelobte auf Malchens ausdrückliches Verlangen, von der Sache zu schweigen. Darauf eilte sie zu dem Knechte des Nachbarn hinaus, welcher zur Bedienung der seltenen Gäste herbeigeholt worden war, und eben einige Mohrrüben zum Diner auszog, und gab ihm das Kreuzchen mit den Worten:

„Lieber Junge“, du warst immer ein guter, ehrlicher Bursche, und hast uns oft bei meines Mannes Lebzeiten in der Wirthschaft geholfen, thu mir die Liebe, und trage mir, sobald die Herrschaften wieder fort sind, dieß goldne Kreuzchen in die Stadt, und sieh zu, daß du dafür so viel bekommen kannst, als möglich; „s ist ein wahrer Wunderpfennig, den mir Gott in unserm Elend geschickt hat!“

Bejahend nickte der gutmüthige Bursche mit dem Kopfe, und steckte das Kleinod zu sich, dann trug er die etwas wässerige Suppe hinaus in den Garten, wohin sich Malchen nun ebenfalls begab.

„Sieh da,“ rief der Assessor, als das frugale Dinée zu Ende ging, und er in die Tasche um die Dose gegriffen, statt dieser aber den bewußten Apfel gefunden hatte, „hab’ ich doch wahrhaftig den unrechten Rock angezogen, und den Dosenrock zu Hause im Schranke gelassen. Thut aber nichts, dafür hab’ ich den charmanten Apfel hier, der einer von euch zugedacht werden soll. Alle lachten, und nahmen den Faden der beinahe schon vergessenen Apfelsgeschichte wieder auf, nur Malchen sah trüb, gedankenvoll auf ihren Teller nieder, was Hypolit nicht wohl zu enträthseln wußte.“

„Wartet Kinder,“ rief der lustig aufgeregte Papa, „die Entbehrung einer Priese Tabak soll mir wenigstens durch einen guten Spas vergütet werden. Seht, ich habe den Einfall, die Entscheidung des Urtheils, worüber ihr letzter Tage ein Langes und Breites geschwaßt habt, — was meint ihr wem? — dem rothwangigen Burschen da zu überlassen. Wir wollen uns vorstellen, er sey Paris, und wir auf dem Ida.“

Der Vorschlag fand Eingang und lauten Beifall. Malchen schwieg, nur mit Gedanken an die arme Familie beschäftigt.

„Daß ihr mir ihn aber nicht etwa nach dem antiken Beispiele mit einem Küßchen bestecht!“ sagte der Papa.

„O pfui doch!“ riefen Aurora und Helmine, wie mit einem Munde; „Nun, so empfange denn der neue Paris diesen Preis der Schönheit,“ fuhr der Alte fort, und lasse seine Augen das Urtheil sprechen. „Bin doch begierig auf die Ansichten dieses Natursohnes.“ Und somit übergab er ihm den Apfel mit dem Bedeuten, in die Laube am andern Ende des Gärtchens zu treten, jede der drei Frauenzimmer einzeln zu prüfen, damit ihn die Gegenwart der übrigen nicht befangen mache, und den Preis dann derjenigen zu reichen, die er für die Schönste von ihnen halte.

„Aber du verstehst dich doch ein wenig auf Schönheit?“ fragte ihn der Professor lächelnd.

„Das will ich meinen, gestrenger Herr,“ erwiderte der hirtliche Schiedsrichter mit der Miene des Selbstbewußtseyns, und ging mit seinem Apfel, den er von einer Hand in die andere wandern ließ, und aufmerksam betrachtete, nach und nach in die Laube.

Nun raufte der Papa drei Halme aus dem Boden, und ließ die Mädchen ziehen; das längste zog Helmine, und an ihr war es, die Erste zur Inauguration in die Laube zu treten.

Sich in gehöriger Entfernung von dem Richter haltend, der sie lange mit glozenden Augen angesehen hatte,

sagte sie endlich, als durchaus kein Wort aus seinem profaischen Munde kommen zu wollen schien:

„Junge, Sohn der Natur! was zauderst du, gleich auf den ersten Blick mir den Preis zuzuerkennen, mir, die ich, was du freilich nicht wissen kannst, Wissenschaften und Künste verehere und beschütze? Junge, hast du wohl schon etwas von einer Sappho, einem Göthe, von Mozart und Rossini gehört? Klang nie der Naimme Raphael melodisch an dein Ohr? Hat sich deine Philosophie nie etwas von einem Kant, Newton und Linne träumen lassen? Aber gleichviel, ob du sie kennst oder nicht! Wisse, Sörge — Paris, die dein blödes Auge vor dir erblickt, ist keine unwürdige Genossin der Gefeierten; ich mache Sonnette und Romanzen, spiele den Flügel und die Guitarre zum bezauberndsten Mezzo Soprano; ich führe Pinsel und Palette, und habe manch tiefen Blick in das Buch der Natur, und in die Grammatiken dreier lebenden Sprachen Europa's gethan. Dir schwindelt, guter Junge, allein —“

„Mit Vergunst,“ unterbrach sie der gute Junge, den der Strom ihrem Guada wirklich den Athem verlegt hatte, „Guer Gnaden sind fast so hübsch als meine Liese, aber von all' dem Geträttsche versteh ich just so wenig, als von dem Lateinischen unsers hochwürdigen Herrn Pastor's.“

„Der Lölpel!“ dachte Helmine ärgerlich. Dann fragte sie ihn, nähertretend, mit sanfterem, schmeichelnden Tone: „Nun, lieber Sörge, willst du mir noch

nicht den Apfel geben?“ und streckte dabei die Rechte zu dessen Empfang' aus.

„W e l m i n e wird deine Klugheit zu lohnen wissen,“ fährt sie nach einer kleinen Pause fort; „sie wird dich lesen und schreiben zeichnen und Klavierspielen lehren lassen, vielleicht, daß auch Du dereinst einen tiefen Blick —“ „Nein, nein!“ fiel ihr der Bursche ins Wort, Hand und Apfel zurückziehend; „Ich muß mir erst die zwei Andern anschauen, vielleicht gefallen sie mir doch noch besser. Ge-
hen Euer Gnaden nur derweile fort.“ —

Schnell und Verdrüsslich wandte sich die Beleidigte um, verließ die Laube; und begab sich Born — und Schamroth zu den übrigen, welche mit menschenfreundlichen Tröstungen die Bestürzte aufzuheitern suchten.

Aurora trat mit stolz gehobenem Haupte in die Laube.

„Fassest du das Glück, die Ehre, ordinäres Wesen, mich als Diejenige, vor dir zu sehen, welche die Zuerkennung des Preises der Schönheit aus deinen plebejischen Händen erwartet?“

„Ich hab' zwar nur die Hälfte von dem Gerede verstanden, es kommt mir aber, aufrichtig gesagt, — ver-
teufelt hochmüthig vor.“

„Spielen vielleicht Sie auch auf einem Flügel, und auf dem Katharr?“

„Das nicht,“ versetzte Aurora mit dergleichen be-

faßen sich Leute meines Standes nicht. Wir sind nur geschaffene Künste und Wissenschaften zu prote gir en.

„Das mag der Henker wieder begreifen!“ brummte F ö r g e.

„Was für eine Sprache seufzte Aurora!“ doch man muß es deiner Geburt und Erziehung zu Gute halten. Im übrigen sey gewiß, daß kein Hof-Cavalier ungestraft sich eine ähnliche Äußerung gegen mich erlaubt haben würde.“

„Meinetwegen,“ sagte F ö r g e, Aurora um und um, wie eine Sache betrachtend; „wenn euer Gestrenge mir auch nicht gefallen, so kriegen Sie den Apfel halt auch nicht!“

„Wie, Unglücklicher?“ rief Jene auffahrend, ihren Zorn jedoch aus guten Gründen bald wieder unterdrückend. „Doch nein! ich will gelassen deinen Unverstand ertragen. Mensch ich bin aus dem altadelichen Hause der Thiele; die Gräfin S* ist meine Tante, und der Fürst G* ein entfernter Vetter.“

„Und Adam und Eva waren unser Beider Ur-ur-Groß-Ältern,“ replizirte der Bursche ärgerlich.

Aurora, wohl einsehend, daß es so nicht geh'n werde, zog bessere Saiten auf, und versprach, wenn er sich ihrem Wunsche fügen, und den Preis ihr zutheilen wollte, ihn demnächst mittelst ihrer glänzenden Connaissancen als Hof-Unterküchengehilfenssubstituten anstellen zu lassen.

Aber vergebens der verstockte F ö r g e bat sie, der dritten gnädigen Dame den Platz zu räumen, und so ver-

ließ auch sie der Galle voll, die Laube, obschon sie sich, gleich Helminen, schmeichelte, daß Malchen ja doch unmöglich dem Bauerntölpel schöner bedünken könne, als sie Beide, er müsse denn blinder als ein Staar, und dümmer als ein Uhu seyn.

Nun kam die Reihe an Malchen. Nur sehr ungern, und von den übrigen mit fast spöttischem Zureden genöthigt, ging sie in die Laube, welche jene Beiden mit so herabgestimmter Hoffnung auf den Sieg verlassen hatten.

Malchen konnte an Jörgens verdüstertem Blicke deutlich bemerken, daß sie ihm bei weitem weniger schön, als ihre Verrandtinnen erscheine, was sie, verständig genug, auch gar nicht erwartet hatte.

„Guter Junge,“ sagte sie, „ich bitte dich recht sehr, ja nicht etwa zu glauben, daß es mir einfallen konnte diesen Scherz mitzumachen, wenn mich mein Vormund nicht dazu genöthigt hätte. Du wirst mir einen Dienst erweisen, für den ich dir Dank wissen werde, wenn du sogleich hinausgehst, und, weil es nun schon einmal seyn soll, den Apfel einer von den beiden Andern gibst, gleichviel welcher; Nicht wahr, guter Junge, du thust mir den Gefallen?“

Der sanfte Ton, womit sie die letzten Worte sprach, hatte ihr Jörges' Herz vollends gewonnen, doch wollte er sich zu dem letzten Theile der Bitte nicht verstehen, und meinte, da sich die beiden anderen Fräuleins so Lan-

ge haben betrachten lassen, so müsse ihm Malchen wohl auch ein wenig mehr Zeit gönnen, als ihr lieb sey.

„Nein guter Törge, „bat sie wieder,“ laß das seyn, das Glend in diesem Hause würde mir alle Lust zum Späße benehmen, wenn ich auch sonst dazu geneigt wäre!“

„Ich muß Euer Gnaden nur gerade herausfagen,“ versetzte Törge, daß die zwei andern gnädigen Fräulein viel schönre Gesichter haben als Euer Gnaden, aber sie wissens auch viel besser als Euer Gnaden wissen, daß sie ein gutes Herz — ach ein so gar gutes Herz haben. — Thränen traten ihm bei diesen Versicherungen in die Augen. O, nun weiß ich auch mehr von Ihnen, als Euer Gnaden glauben, daß ich von Ihnen weiß. Ja ja! Sie habens gethan, Euer Gnaden, denn die Andern thun so etwas gewiß nicht!“

„Ich begreife dich nicht,“ sagte Malchen erröthend, und wollte fort; da faßte sie Törge ehrerbiethig beim Arme und bat sie um Alles in der Welt den Apfel anzunehmen.

Überrascht hatten die übrigen draußen seine laut gerufenen Worte vernommen, und traten hinzu und sahen mit eigenen Augen, wie der Junge Amalien den Apfel aufdrang.

„Nun, nur heraus einmal, Mademoiselle,“ sagte Aurora mit scharfer Betonung „wir sehen ja, die Sache ist bereits entschieden.“

„Ha ha!“ stimmte Helmine in das Gelächter des

Papa's, dem es nebenbei gesagt, viel Spasß machte, daß die Töchter, welche, wie er sich wohl denken konnte, den Sieg unausbleiblich für sich selbst verhofften, durchgefallen waren.

„Das Fräulein hat den naiven Richter wohl gar — wenn nicht mit einem Küßchen, doch mittelst eines Thälcherchens zu dem merkwürdigen Urtheile bewogen,“ bemerkte Helmine spöttisch.

Hypolit lachte das Herz vor Freude, als er sich erklären mußte, daß wohl der richtige Blick des Natursohns, die Schönheit der Seele von der des Körpers, zum Vortheile der ersteren unterschieden haben mochte.

Da guckte aus Jörges dunkelfarbiger Bauerjacke ein verrätherisches Etwas — das goldene Kreuzchen hervor, welches Helmine sogleich Unlaß zu argem Verdachte gab.

„Ei, ei!“ riefen beleidigte Eitelkeit und Rachegefühl aus ihrem Innersten, „da haben wir ja wohl mit einemmale das Räthsel gelöst?“

„Wahrhaftig,“ folgte Aurora's geläufige Zunge; „Man sehe doch, das Geschmeide hat dem Buben die Augen und wo möglich den Kopf verrückt.“

Jörg, der diese Beschuldigung weder ganz gehört, noch begriffen hatte, war indessen mit einem tiefen Bückling fortgerannt.

„Wie, ihr könntet wirklich glauben —“ wollte Malchen im Gefühle edlen Bewußtseyns, doch ohne ihre

Schaam über die unwürdige Zumuthung bergen zu können, — entgegenen, aber die überwiegenden Stimmen der Mädchen ließen sie nicht zum Worte kommen.

„Natürlich, spöttelte Helmine, wer wird auch so etwas auf sich sitzen lassen!“

Hypolit stand wie vom Donner gerührt, und wäre bald selbst an der Geliebten, die es ebenfalls nicht begreifen konnte, wie das Kreuz in Törge's Tasche gekommen seyn mochte, irre geworden. „Nein, es ist nicht so!“ entschuldigte er sie in seinem Herzen; dafür will ich Leib und Blut verwetten. Solcher Eitelkeit, solcher Schwäche ist Amalie nicht fähig! „Dies sprach er laut, aber zugleich mit einem Tone, der Malchen wohl abmerken ließ, daß nicht vollkommene Überzeugung aus ihm rede, was ihr mehr wehe that, als, wenn hundert andere sie geradezu beschimpft hätten. Sie brach in Thränen aus, es nicht über sich vermögend, die Wahrheit zu ihrer eigenen Vertheidigung zu bekennen.

„Oho!“ rief nun der Professor aus, „das will ja fast ein tragisches Ende nehmen. Nein, lieben Leute, so war's nicht gemeint. Ich will durchaus nicht, daß uns der heutige Scherz verbittert werde. Drum schweigt ihr beide, ich will nicht untersuchen, was es mit dem wahrlich unbedeutenden Kleinode für eine Bewandniß habe, und ihr sollt es auch nicht; und gesetzt, sie hat es ihm geschenkt, was liegt daran; ein Verbrechen wäre der Zweck dieses Geschenkes doch wahrlich nicht!“

Malchen fielen diese Worte noch mehr auf's Herz; doch hätte sie sich, im Bewußtseyn der auch im Eherze fleckenlosen Absicht, um Nichts in der Welt bewegen lassen, etwas zu ihrer Entschuldigung vorzubringen.

„Das Urtheil ist gesprochen,“ setzte Thiele seine Rede fort, „so laßt uns denn wieder heimkehren, eh' uns die Feuchte der Abendlunfth gebietherisch dazu nöthiget.“

Es ward nun kein Wort mehr von der ganzen Geschichte gesprochen, aber was man auf der Heimkehr sprach zeigte deutlich, daß man verstimmt ging als man gekommen war.

3.

Die beiden Schwestern waren nach ein paar Tagen, noch sehr verdrüsslich über den Vorgang bei der Landparthie, und den Urheber derselben, an einem heiteren Morgen zum Frühstück in den Garten herabgekommen. Eben witzelten sie in maliziösen Bemerkungen über den Affront der ihnen auf jenem Hügel, welcher den Ida zu repräsentiren die Ehre hatte, bereitet worden, als der Papa mit seinem ad Latus Herrn Hypolit angeschritten kam, um an der Gesellschaft und dem warmen Moklagetränke Theil zu nehmen. Es fehlte wenig, daß Aurora, ihres morgenrothen Namens uneingedenk, vor Ärger die schwarze Flut auf ihr elegantes deshabille herabgegossen, und Helmine ihren dunklen Frühanzug mit einer natürlichen Milchstraße nach dem Vorbilde der Königin der Nacht geziert hätte.

„Sieh da, Herr Hypolit gibt uns wieder die Ehre und das unschätzbare Vergnügen seiner Gesellschaft,“ sagte letztere mit spitziger Betonung. — „Oder gilt dieselbe vielleicht dem geduldigen Baume mit den schönen rothen Früchten, um kunstreiche Lettern in eines dieser passiven Naturproducte zu schneiden, und den armen Frauenzimmern, die, wie das ganze Geschlecht den angeborenen Fehler haben, gerne, schön fern zu wollen, die Köpfe zu verrücken?“ setzte U r o r a mit ähnlichem Vortrage hinzu.

Hypolit schwieg auf alle diese Invectiven.

„Ei, was kann denn der dafür, daß der Junge nicht für euch entschieden hat?“ fiel der Professor ein. „Ja ja,“ erwiderte Helmine noch mehr geärgert, „der Junge mag wohl bei Vertheilung des Verstandes oder wenigstens des Gesichtes eben so leer ausgegangen seyn, als wir Beide bei dem samösen Urtheile des Paris!“

Gerade wollte U r o r a noch ein paar Pfefferkörner aus dem Vorrathe ihres hochgeborenen Verstandes hinzufügen, als M a l c h e n, vom Markte in der Stadt zurückgekehrt, herbei kam, und bescheiden auf einem Sessel hinter den ihr so unholden Dämchen Platz nahm.

Hypolit wagte es, ihr eine Schale zu präsentiren; aber das Unternehmen wurde auch Augenblicks wieder von Helminen bekritelt. „Ei,“ sagte sie, „das sollten der Herr ad Latus doch den galanten Schiedsrichtern mit rothen Backen und leeren Köpfen überlassen, wenn diese nicht etwa gar mit dem Herrn ad Latus unter einer Decke spielten.“

„Ich weiß, worauf Sie anspielen mit diesem Spiele unter einer Decke, aber ich will verdammt seyn, oder jeden Morgen beim Frühstücke Dero werthe Bemerkungen, Beschuldigungen und anderweitigen Ein- und Ausfälle mäuschenstille anhören, wenn ich den Burschen“ — —

Und, seltsam genug, der Bursche, von welchem Hypolit redete, stand in diesem Augenblicke unfern des Tisches, an welchem die Gesellschaft saß, und hielt einen plump gefalteten, mit einem mächtigen Siegel verschlossenen Brief in den unschlüssigen Händen, die so wenig als seine Füße recht wußten, ob sie sich dem Tische nähern, oder erst den Befehl dazu erwarten sollten.

„Was ist denn das?“ entfuhr es den Schwestern im unisono.

„So komm nur näher, Paris,“ ermutigte der Assessor den Blöden, und nahm ihm den Brief aus der Hand. „Er ist an dich gerichtet,“ sagte er, nachdem er die Adresse gelesen, und gab ihn Malchen, die wohl ungefähr ahnen konnte, was es sey, aber dennoch einigermassen verlegen wurde.

„Nun, doch nicht wohl gar von einem Anbeter?“ fragte wieder das schwesterliche Unisono, die eine begierig auf Malchen, die Andere auf Hypolit blickend, der nicht wußte, was er von der Sache denken sollte.

„Ich werd nie an mich gerichtete Briefe lesen, ohne sie Ihnen, Herr Vormund, früher zur Durchsicht geze-

ben zu haben," sagte Malchen, und gab den Brief dem Assessor zurück; „übrigens bitte ich Sie recht sehr, diesen in Gegenwart Aller zu lesen!" setzte sie hinzu.

„Kann geschehn, kann geschehn," erwiderte der Vormund, öffnete und las:

Gnädiges Fräulein!

„Verzeihen Sie meinem von Dankbarkeit erfüllten Herzen, daß es sich die Freiheit nimmt, Ihnen für eine Wohlthat zu danken, welche Sie uns, gewiß ohne es sogar zu wissen, erwiesen haben."

Die Schwestern unterbrachen die Vorlesung lachend mit Bemerkungen über den erbaulichen Styl; der noch manches Lustige verspreche, der Assessor aber ließ sich nicht irre machen, und las weiter:

„Ach Sie Gute, wissen Sie: das goldene Kreuzchen, was Sie mir, als Sie unser Unglück gesehen haben, und Ihnen zu Herzen gegangen war, geschenkt haben, gab ich dem Förge, daß er es verkaufen soll, damit ich eine von unsern dringenden Schulden abzahlen könnte. Das hat er gethan, und mir das Geld gebracht; da ging ich nun zu dem Manne hin, und sagte, hier ist sein Geld, lieber Herr, streiche er mich aus, aus seinem Buche. Da hat er mich ausgestrichen. Nur hab' ich mir gleich vorgenommen, Euer Gnaden aus gerührtestem Herzen zu danken, und zu beten an jedem Fest- und Werkeltage, daß der gute Gott

Euer Gnaden und Alles, was Ihnen angehört, recht lange zeitlebens erhalten wollte. Das habe ich Alles dem Schulmeister gesagt, der es sehr schön aufsetzen kann, weil ich nicht unterlassen können, Euer Gnaden für Ihr gutes Gemüth schriftlich zu segnen, und bittend, nicht ungütig aufzunehmnen, die ich verbleibe

unterthänigste

Klara Wolbach."

In Hypolits Auge glänzte eine helle Perle der Freude, und er konnte sich's nicht vergeben, auch nur einen Augenblick an Amaliens völliger Unbefangenheit gezweifelt zu haben. „Dacht' ich's doch,“ plagte er heraus, indem er sie sachte auf die Schulter klopfte, „mein Malchen hat ihn wahrhaftig bestochen!“

„So ganz sens gene?“ lispelte Aurora Amalien zu, und Helmine äußerte unumwunden, daß die ganze romantische Geschichte wohl schon früher abgemacht worden seyn dürfte.

„Pfui!“ schnitt der Assessor die gemachten und allenfalls noch zu erwartenden Vorwürfe mit einem Male ab: „man muß die Sache nicht auf's Äußerste treiben: Ihr habt euch bereits heftig genug ausgesprochen; übrigens, daß Ihr Beide schöner seyd, als Malchen, wird euch ja der aufrichtigste und gerne gesehene Freund, der Spiegel versichert haben; daß Malchen — Ihr errathet, was ich sagen will,“ —

„Mitleidiger ist,“ fiel Aurora ein; „D gewiß das

ist sie; bemitleidet sie uns doch wohl auch des verlorenen Preises wegen.

„Mitleidiger und besser,“ beschloß Hypolit die Debatte.

Die Schwestern bissen sich in die Lippen, der Assessor selbst machte beinahe ein längeres Gesicht, als ihm sonst eigen war; Hypolit aber fuhr fort, indem er die Geliebte sanft bei der Hand faßte:

„Herr Assessor, Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, besitze ein nicht unansehnliches Vermögen, liebe Ihre Mündel von ganzer Seele, und bitte um ihre Hand!“

„Kurz und bündig,“ rief der alte Herr; „der gute Vortrag verdient allerdings einen günstigen Bescheid. Von mir aus mögen Sie sie hinnehmen; was die Zustimmung von ihrer Seite betrifft“ —

„O die hab' ich, nicht wahr, geliebtes Malchen?“ jubelte der Beglückte.

Malchen neigte schweigend das Haupt gegen seine Brust, und er drückte den ersten Kuß entzückt auf ihre Stirne.

„Wir gratuliren!“ riefen die Schwestern, wie mit einem Munde; und schlürften mit so kaltem Blute, als ob gar nichts vorgefallen wäre, ihre neu angefüllten Tassen aus.

„Komm, theures Malchen, daß ich dich meinen Aeltern vorstelle;“ sagte Hypolit. Mein Glück wird ihre alten Tage erfreuen; — und, nicht zu vergessen, die Hoch-

zeit feiern wir auf dem Ida; dein Brautgeschenk sey mein Herz, wo mit unutilgbaren Lettern eingegraben steht: Der Besten! — —

Die Hochzeit ward noch in derselben Woche an jener Stelle mit ländlichem Gepränge gefeiert; wobei der Kaffesor außer dem Brautpaare der Fröhlichste war. Auch die beiden Schwestern hatten ihren Groll bereits verschluckt, und bewiesen sich auf das Theilnehmendste zum Gelingen des Ganzen.

Die beiden Mütter.

Ballade von Johann N. Vogl.

Es wandert ein Weib durch Wald und Nacht,
Im Arme schläft ihr ein Kindlein sacht,
Ihr Mann liegt erschossen auf blut'gem Feld,
Sie wandert allein in die weite Welt.

Sie wandert wohl durch Gestripp' und Wald,
„Husch, husch, wie saust der Wind so kalt!
Mein armes Kindlein, dich friert's wohl sehr?
Und hab' nur die flatternden Lappen mehr!“

So wandert sie hin, im raschen Gang,
In der weiten Öde, da wird's ihr bang,
Die Nacht nur schauert, es blinkt kein Schein,
Ihr Fußtritt hallt durch den Wald allein.

Da kommt's durch das Dunkel, so leicht und sacht,
„O Himmel! — Was läuft durch die öde Nacht?“ —
Eine Wölfin ist's, die der winselnden Brut
Eine Beute sucht für des Hungers Wuth.

Hell funkelt das Aug' ihr, ein grüner Stern,
 Mit Schauern ersieht es das Weib von fern',
 D jekt nur enteile, verbirg dich geschwind,
 Du arme Mutter mit deinem Kind!

Fort fliegt wohl das Weib auf wüster Bahn,
 Doch die Wölfin ihr nach, mit gier'gem Zahn,
 Erwittert hat die schon der Flucht'gen Spur,
 Nun rettet dich Gott im Himmel nur!

Und nahe schon ist ihr das Ungethüm;
 Schon hört sie es schnauben mit Hungersgrimm,
 Da birgt sie das Kind in der Zweige Huth,
 Und wirft sich entgegen des Raubthiers Wuth.

Wohl krallt es sich wüthig an ihren Leib,
 Doch, wüth'ger noch, ringt mit der Wölfin das Weib,
 Sie ringen und ringen wohl ohne Mast,
 Z w e i M ü t t e r s i n d ' s j a , die sich erfaßt.

Die e i n e , die ringt für der Thren Noth,
 Die a n d ' r e zu retten ihr Kind vom Tod,
 U n d K e i n e will lassen die A n d ' r e im Kampf —
 N o c h halten sich B e i d e — im Todeskrampf.

Am Morgen wohl fand, unter Zweigen lind,
 Ein Jäger noch schlummernb das zarte Kind,
 Er sah die erwürgten Z w e i dort am Main,
 Und that für das Knäblein ein Vater seyn.

D i c h t e r f r e u d e n .

V o n

Johann Gabriel Seidl.]

Siehst du die blauen Berge dort,
 (Dein Blick erreicht sie kaum)
 Und hinter ihnen fort und fort
 Noch weit'rer Berge Saum?

Und weiter noch, im Dämmerlicht,
 Der fernsten Riesen Spur;
 Sie schau'n und zählen kannst du nicht,
 Dein Aug' erräth sie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
 Dort hört man, was ich sprach,
 Und was ich still daheim empfand,
 Dort fühlt mir's Mancher nach.

Man macht sich dort von mir sogar
 Aus meinem Lied ein Bild;
 Der gibt mir schwarz', der braunes Haar,
 Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt sich mich als Flatterfenn,
 Der als ein Herz voll Harm:
 Ein Andern, wie ich eben bin:
 Sung, offen, weich und warm!

Ihr glaubt vielleicht, ich sage dieß
 Aus Stolz und Eitelkeit,
 Ihr thut mir Unrecht, nein, gewiß, —
 Ich sag' es, weil's mich freut.

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
 Daß er mich so geliebt,
 Und meinem liederfrohen Sinn
 Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar so wundersam
 Verstanden sich zu seh'n,
 Und nicht mit Jubel und mit Gram
 Vergessen da zu steh'n!

Wer einen Freundsbusen fand,
 Worin er sich beschaut,
 Der preist ihn, als des Glückes Pfand,
 Vor allen Menschen laut!

Und ich verschwieg' es, wenn mir oft,
 Fern über Berg und Wald,
 Mein Lied, als Willkomm', unverhofft,
 Von fremder Schwelle schallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
 Auf frühern Wegen traf,
 Mit meines Liedes Melodie
 Ihr Kindlein wiegt in Schlaf?

Wenn sich in's Lied der Sennlerin
 Mein schlichtes Wort verweht,
 Und, heimisch, über Alpen hin,
 Als Abendregen, schwebt?

Wenn ein erröthend' Bräutchen mir,
 Verstoßen, eingestand,
 Es hab' ein meinig' Liedchen ihr
 Den spröden Sinn gewandt?

Und wenn mir's oft wo, unbewußt,
 So seltsam tönt zurück,
 Als wär's ein Klang aus meiner Brust,
 Als wär's von mir ein Stück?

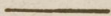
Da sollt' ich schweigen? Nimmermehr!
 Laut will ich es gesteh'n!
 Erquickt's die Brust doch gar so sehr,
 Verstanden sich zu seh'n!

Da schwazze mir ein Träumer vor
 Von Selbstgenügsamkeit,
 Und wie er nur dem eignen Ohr
 Die eignen Lieder weicht.

Und wie er nichts um Andre frägt,
 Und um das Lob der Welt,
 Und wie er nur die Seiten schlägt,
 Weil ihn der Gott beseelt!

Ich denk': das ist der rechte Klang,
 Der gern erwiedert klingt,
 Und, wie er aus dem Leben drang,
 Zurück in's Leben bringt!

Und wenn's der Sänger oft verspürt,
 Daß es ihm so gescheh'n,
 So mag er's wohl der Welt, geführt
 Und dankbar, auch gesteh'n!



Die Fürstenbraut.

Ballade von Ritter Braun von Braunthal.

So ist's denn wahr, so muß ich fort,
 Ach! in die Welt hinaus?
 Fort, Mutter? Sag, was soll ich dort
 Im fremden Fürstenhaus?
 Und wenn es ein Pallast auch ist,
 Den Himmelspurpur rings umfließt,
 Ich kann nicht seyn, wo du nicht bist! —

Mein Kind, das findet sich zur Zeit;
 Setz dich an deine Pflicht,
 Und ordne dir das Brautgeschmeid'
 Und wein' und grüble nicht;
 Und sorge, wenn die Glocke ruft,
 Daß du in Schmuck und Blumenduft
 Als Braut mit uns besuchst die Gruft.

Denn, eh' dich heimführt dein Gemahl,
 Sollst du, was jede soll
 Von uns; du sagst im Gräbersaal
 Den Ahnen Lebewohl:

Das ist Gesetz in unserm Haus,
 Und keine Tochter schließt sich aus,
 Denn Segen keimt und blüht daraus.

Erinn' rung an der Ahnen Kraft
 Und Tugend stält dich dann,
 Daß dir der Erde Leidenschaft,
 Die Hölle nicht Schaden kann;
 Die Todten ehre, Töchterlein:
 Es hält der Tod das Leben rein,
 Bedenk' dieß, willst du glücklich seyn! —

Die hohe Fürstin spricht's und geht.
 Die Tochter aber fällt
 In's Knie und bethet heiß und fleht
 Ein Kind: O Herr der Welt!
 O großer, ew'ger Gott! ich kann
 Den Fürsten, den mir fremden Mann
 Nicht lieben, ihm nicht folgen dann.

Fort soll ich aus der Ältern Haus,
 Von allem Theuren fort,
 Aus meiner Kindheit Traum heraus
 Verpflanzt an fremden Ort,
 Dem unbekanntem Manne blüh'n,
 In ungekannter Liebe glüh'n;
 O Gott! ich kann, ich kann nicht hin!

Ich will mich schmücken, wie ich muß,
 Doch, Schatten! nur für euch,
 Die ich als Braut begrüßen muß
 Im stillen Gruftbereich;
 Hört, Ahnen! ihr mein Lebewohl,
 So nehmt es für der Wehmuth Boll
 Von einer Braut, die — sterben soll. . .

Die düstre bange Stunde kam.
 Sie stand in Schmuck und Duft;
 Die Fürstin in den Arm sie nahm
 Und führte sie zur Gruft;
 Des Landes hohe Herr'n und Frau'n,
 Boll Perlen und Demant zu schau'n,
 Geleiten sie in's Todesgrau'n.

Im weitesten Gewölbe ruh'n
 Die Ahnen, Sarg an Sarg.
 Da naht der Zug der Fürsten nun,
 Die Ampeln leuchten karg;
 Bei jedem Sarge bethet stumm
 Ein Mönch und alles kniet ringsum
 Im ernstern Todes-Heiligthum.

So kniet und bethet auch die Braut,
 In nie gefülltem Schmerz;
 Die Seele hat sie Gott vertraut,
 Hinströmt ihr ganzes Herz

In Andacht und Begeißrungsglut,
 Zulezt in warmer Thränenfluth,
 Bis sie nicht weint mehr, bis sie — ruht.

Der Abschied ist genommen jetzt!

Die Fürstin Mutter spricht.

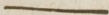
Sie naht der Braut; doch — wie entsezt

Sie dieser Anblick nicht!

Es kniet das holde Töchterlein,

Verklärt vom blauen Ampelschein,

Tobt auf dem kalten Marbelstein.



Des Sängers Herz.

Von Carlo pag o.

Golddurchglühte Sonnenstrahlen
 Gossen still sich erdenwärts,
 Ginten ihre Himmelschimmer,
 Bildeten des Sängers Herz;
 D'rum, wenn Morgens glanzergießend
 Fern im Ost die Sonn' erglüht,
 Steiget aus des Sängers Herzen
 Goldenstrahlend auch das Lied.

Silberglüh'nde Mondesstrahlen
 Gossen still sich erdenwärts,
 Ginten ihre Himmelschimmer,
 Bildeten des Sängers Herz;
 D'rum, wenn Nachts am Sternenbogen
 Stolz empor S e l e n e zieht,
 Steiget aus des Sängers Herzens
 Silberstrahlend auch das Lied.

Sanfte, milde Veilchendüfte
 Schwebten leise himmelwärts,
 Einten ihre blauen Wellen,
 Bildeten des Sängers Herz;
 D'rum, wenn wunderhold das Veilchen
 Auf der grünen Flur erblüht,
 Steiget aus des Sängers Herzen
 Veilchenduftend auch das Lied.

Sanfte, milde Rosendüfte
 Schwebten leise himmelwärts,
 Einten ihre Purpurwellen,
 Bildeten des Sängers Herz;
 D'rum, wenn wunderhold die Rose,
 Aller Blumen Kron', erglüht,
 Steiget aus des Sängers Herzen
 Rosenduftend auch das Lied.

Zubelvolle Lerchentöne
 Gilten zitternd himmelwärts,
 Einten ihre Freudenklänge,
 Bildeten des Sängers Herz;
 D'rum, wenn, fromm und freudig schmetternd,
 Lerchensang zum Himmel zieht,
 Steiget aus des Sängers Herzen
 Zubeltönend auch das Lied.

Weiße Nachtigallentöne
 Zogen weinend himmelwärts,
 Einten ihre Trauerklänge,
 Bildeten des Sängers Herz;
 D'rum, wenn durch die dunklen Haine
 Philomela's Klage zieht,
 Steiget aus des Sängers Herzen
 Klagetönend auch das Lied.

Sonnenstrahlen, Mondesstrahlen
 Weilchenhauch und Rosenduft!
 Verkenz, Nachtigallentöne!
 Wenn ihr locket, wenn ihr ruft,
 Steigt das Lied in leichten Flammen
 Herrlich lodern himmelwärts!
 Euch, ihr freundlichen Gebieter,
 Euch gehorcht des Sängers Herz!

Die Unverwundbare.

Ballade von Johann Gabriel Seidl.

Ein Iobernb Gerippe steht das Haus,
Die Raublust wüthet darin mit Graus;
Die Mutter stirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter stürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt sie voran,
Und hinter her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in gebalter Hand,
Im Auge der Sierde leuchtenden Brand.

»Halt, schmuckes Diernlein, wohin so schnell?
So ruft, sie verfolgend, der wilde Gesell,
Komm her! Mich verlangt es nach solchem Schatz:
»Die Fackel leuchtet, geräumt ist der Platz!

»Was kümmert mich Rache, was Gold und Gestein?
Hier kann ich Alles in Allem seyn!
So lüstern bleich hat der Schreck dich gemalt,
»Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt!

„Sieh her! Das Eisen, so blutigroth,
 Wohl bligte dir's Vater und Mutter zu Tod,
 Wohl glitt' es so glatt in's Herzchen auch dir, —
 „Doch leben sollst du mir — leben — mir!

„Wie wirbelt die Trommel, wie knistert die Blut,
 Wie duftet's durch öde Gemächer, von Blut!
 Wie lustig ist es, dem Tode zum Hohn',
 „Zu ärnten des Lebens beneidetsten Lohn!“ —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
 Noch ärger, als Brand, noch grausamer, als Mord;
 Sie fühlt des Herzens entsetzlichste Pein,
 Verfallen in rohe Gewalt zu seyn!

Da ist kein Entrinnen, da hilft kein Fleh'n,
 Kein machtlos Dräu'n, kein höh'nend Verschmäh'n:
 Doch, wenn sie zum Wahnwitz' erwachsen ist,
 So hat die Verzweiflung auch ihre List.

So sinkt denn, wie mit gewendeten Sinn,
 Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
 Und faßt ihm die Hand, und spricht, wie verzagt:
 „O schöne meiner! Ich bin deine Magd!“

„Ich will dir leben! denn sieh, dein Schwert
 Mir schadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt:
 Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
 „Das Manchem den Leib schon gestählt und gefei't!

»Du hast (nicht wissend, daß du den Tod
Nicht geben mir kannst) mich verschont in der Noth;
Du zogst dein Schwert, das über mir hing,
»Zurück von mir um geringen Beding!

»Darum hab' Dank, und schalte mit mir!
Und willst du, so sprich' ich, zum Lohn dafür,
Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht,
»So Manchen schon unverwundbar gemacht.»

Der Krieger stutzt, das sieht ihn an
Den albern, rohen, betäubten Mann.

»Laß hören — ruft er — das käme mir recht!
Und dir, fein Liebchen, bekomm' es nicht schlecht! —

»Wohl an! — so beginnt sie, und sinkt in's Knie, —
Merk' auf, und vergieß das Sprüchlein nie! —
Alleiniger Gott, der die Unschuld schützt,

»Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen bligt!

»Umgib mich mit deinem Schirm und Schild,
Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
Halt' ab von mir den vergifteten Pfeil,
»Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil! —

»Es ist gesch'h'n! — Nun, Krieger, versuch',
Ob unverwundbar mich machte mein Spruch!
Versuch's, hol' aus mit dem Schwert, weit, weit:
»Ich bin den Streich zu empfangen bereit! —

»Hol' aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht,
 Schon bin ich gefeilt, bin wundendicht!
 Hol' aus mit dem Schwert! Hier ist die Brust;
 Ich bin meines Spruches mir kräftig bewusst!“ —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
 Zu prüfen, ob sie ihm Wahres gelehrt; —
 Ein Stoß — und verblutend liegt sie vor ihm; —
 Hinstarrend, bereut er den Ungestüm!

»Hab' Dank, so stöhnt sie, hab' Dank, mein Gott!
 Du liehest die Unschuld nicht werden zu Spott!
 Ob hast du — gewendet — den giftigen Pfeil! —
 Bewahrt — mein — Herz! Bewahret — mein — Heil!“ —

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht,
 Wohl tief in des Kriegers Herzensnacht.
 Sein Taumel zerrint, — sein wilder Blick
 Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, — der Brand läßt nach, —
 Noch steht der Krieger im öden Gemach; —
 Es wandelt ihn, seit er's denken kann,
 Zum ersten Mal, wie Schauer an.

Die Blumen.

Nach dem Englischen,
von Christoph Ruffner.

Welchen Nutzen gewähren uns die Blumen? Warum kann die Erde die nährenden, wohlschmeckenden Früchte nicht ohne diesen Prunk hervorbringen? Was kümmert sich die schwerfällige Kuh, wenn sie stundenlang wiederkäuend auf dem grünen Rasen liegt, darum, ob Myriaden von Blumen ringsumher den ganzen Tag im Sonnenschein lächeln oder nicht? Warum verbreitet sich das dunkelblaue Weilchen, kein Vorbote einer Frucht, im Thale, köstliche Düfte ausathmend, um den Wanderer an der Nase heranzuführen? Warum erhebt die Tulpe ihren bunten Farbenschimmer? Mag immerhin der Apfelbaum Blüten treiben, mag die Bohne durch ihre süße Ankündigung kommander Frucht und Nahrung die schwärmende Biene locken; welchen Nutzen gewähren aber die bloßen Blumenblüthen, die endlich zu nichts führen, als zu welken, farblosen, dürren Bruchstücken? Warum ist ihr Reich von so kurzer Dauer? Warum senkt das Harz = Felsenröslein sei-

ne hellglänzenden Blätter so regelmäßig nach kurzer Zwischenzeit, jeden Tag sich neu bekleidend? Wer vermag es, die Ausnahme von der Regel zu erklären, welche die Natur in ihrem Systeme der Nützlichkeit beobachtet? Für wen und wozu sind die Blumen geschaffen? Sind sie ein bloß zufälliges Spiel in einer Welt, worin es sonst nichts Zufälliges gibt? Zeigt sich keine Absicht in ihrem Bau? Sie sind in ihrem Mechanismus fürwahr eben so vollkommen und so zweckmäßig gebildet, als die empfindungsreichsten und wunderbarsten unter den lebenden Wesen. Sie sind mit Erhaltungs- und Fortpflanzungsmitteln versehen, die uns in Erstaunen setzen. Der Blöbheit menschlicher Sehkraft spottend, entfalten sie erst dem tiefforschenden Mikroskop das mysteriöse Geheimniß ihrer Schönheit. Die Gestalt scheint bei ihrer Bildung alle Mannigfaltigkeit erschöpft zu haben; die Farbe hat keine Mischung, keine Schattirung, ja, nicht die feinste Abstufung, die man nicht in den Blumen findet; jede Art und Verschmelzung des Duftes ist ihnen eigen. Kann aber der Mensch nicht auch ohne sie leben? Für wen und wozu sind sie geschaffen? Sind sie es nur für sich selbst? Haben sie ein eigenes Leben? Genießen sie ihren eigenen Duft selbst? erfreuen sie sich selbst ihrer Farbenpracht und der Schönheit ihrer Gestalt? Der Mensch, gewohnt, den Gedanken mit der Empfindung und Bewegung zu verbinden, und begabt mit Augen, Mund und Nase, wie auch mit dem Ausdrucke der Gesichtszüge, kann sich weder Sinn noch Empfindung

ohne diese Modificationen vorstellen. Liegt denn aber in dem Anblick der Blumen kein Ausdruck? haben sie nicht augenlose Blicke, lippenlose Beredsamkeit? Man sehe nur die große goldene Scheibe der Sonnenblume, die sich auf ihrem gebogenen Stengel von Osten nach Westen dreht, und in der Fülle ihrer feierlichen Dankbarkeit das Licht preist, in welchem sie lebt und prunkt! Man sehe, wie sie, selbst bis zu einer sichtbaren Berauschung, die lebengebenden Strahlen der stärkenden Sonne trinkt, und in der Ruhe ihres eigenen reichen Genusses den beweglichen Theil der Schöpfung bemitleidet, der von Stelle zu Stelle wandert, um jenes Glück aufzusuchen, welches die Blume auf ihrem eigenen Becte genießt, durch ihre Wurzeln befestigt, eine glückliche Gefangene, deren Fesseln ihr Leben sind! Hat dieses lebende Wesen nicht Sinn und Empfindung? Stelle dich unter den Baldachin, welcher ein Beet von Lieblingstulpen überschattet, und lese in ihren Farben und Kelchen die Liebe, die sie für ihr kleines Leben hegen! Siehst du nicht, daß sie auf ihre Auszeichnung stolz sind? Sie stehen auf ihren schwankenden Stengeln, wie auf den Behen, um auf die weniger begünstigten Blumen herabzublicken, die in den gemeinen, von keinem Baldachin überwölbten Gartenbeeten vermischt aufwachsen, während sie vor dem großen Auge des Tages beschützt sind, welches zu sengend auf sie herabschauen möchte; die Kraft ihres Lebens scheint von jener süßen Eitelkeit zu erstarren, mit welcher sie die Bewunderung menschlicher Augen ein-

faugen, in deren milderem Lichte sie sich ihres Daseyns erfreuen. Geh hin auf die Fluren und unter die grünen Gebüsche! schwärme über Wiesen und Haiden! erklimme die steilen Berge und tauche dich in die tiefen Thäler! klettere zwischen den Gebüschen des stacheligen Dickichts herum, oder taumle schwindelnd an senkrechten Abgründen dahin, — und was wirst du da finden? Blumen — Blumen — Blumen! Warum sind sie dort? was haben sie dort zu thun? wie sind sie dahin gekommen? Was sind sie, als ein sicheres Zeichen, daß der Schöpfer des Weltalls ein viel glorreicheres, und seine Gaben viel freigebiger spendendes Wesen ist, als unsere politischen Ökonomen, Nutzungsmänner und Philosophen?

Blumen — unter allen erschaffenen Dingen die unschuldigsten und einfachsten, und doch so prächtig in ihrem kunstreichen Bau — das Spielzeug der Kindheit, der Schmuck des Grabes, und Gefährten des kalten Leichnamß im Sarge! Blumen — geliebt vom unwissenden Wanderer und ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung für den tief sinnigen Gelehrten! Blumen — die vergänglichsten aller vergänglichen Dinge, und doch die himmlischsten aller irdischen! Blumen — deren Einfachheit und Gebrechlichkeit um die Erlaubniß zu ihrem Daseyn bitten zu scheinen, Blumen, die mit erröthender Bescheidenheit Felsenrisse und verborgene Winkel bewohnen, indem sie die vielbetretenen Pfade scheuen und es nicht wagen, die Wege der Menschen zu besuchen. Sie ziehen sich vom Gedräng der Städte zu-

rück, und nur dann, wenn der Mensch die Wohnung verläßt, die er sich selbst erbaut hat, kommen sie, schweigend und gleichsam nach langem Warten auf die endlich erhaltene Erlaubniß, hervor, kriechen über das graue Gemäuer und verschönern den Ruin. Blumen, die unaufhörlich dem Himmel ihre dankbaren, dem Menschen ihre freundlichen Blicke zuwenden, Theilnehmerinnen der menschlichen Freude, Besänftigerinnen des menschlichen Kummers, Sinnbilder der Triumphe des Siegers, des Erröthens der jungen Braut, willkommen im gedrängten Prunksaale, eine liebliche Erscheinung auf dem einsamen Grabe! Blumen, deren unveränderliches Wiederkommen die Erinnerung an das Vergangene lebhaft und freudig hervorrust! Blumen, über welche die Unschuld Thränen der Wonne vergießt, über welchen die Reue wehklagende Seufzer erhebt, indem sie an die Unschuld denkt, die einst war! Blumen sind für die Jugend wie für das Alter, für den Ernst wie für den Frohsinn, für den Lebenden wie für den Todten, für Alle, nur nicht für den Schuldbelasteten und den von der Reue Gefolterten. Blumen sind in dem Buche der Natur das, was der Ausdruck: „Gott ist die Liebe“ im Buche der Offenbarung ist. Sie verkünden dem Menschen Gottes Vaterhuld. Diener werden genährt, gekleidet, und der Gebieter befiehlt ihnen, Kinder aber genießen sanft und mild ihren Unterricht, und der gute Vater gibt ihnen, was erhält und was erfreut. Diener lohnt die ernste Billigung oder die schweigende Zufriedenheit, Kinder das

süße Lächeln des Wohlgefallens und der freudige Blick der Liebe. So hat der Schöpfer durch die Schönheit, welche durch die ganze Natur verbreitet ist, und durch die dem Menschen verliehene Fähigkeit, sie zu begreifen und zu genießen, die höchste liebevolle, segenspendende Gnade entfaltet.

Welchen öden und traurigen Anblick würde eine Welt ohne Blumen gewähren! Sie wäre ein Antlitz ohne Lächeln, ein Fest ohne Freude. Die Blumen mit ihren sylphengleichen Gestalten und unsichtbaren Düften sind die ersten Lehrer, welche den Gedanken aufregen, sich über die materielle Sinnenwelt zu erheben; sie erwecken in uns die Idee an unsichtbare Wesen, und durch diesen schönen anmuthvollen Übergang werden unsere Gedanken des Unsichtbaren, Gedanken an Gott.

Sind nicht die Blumen Sterne der Erde, und die Sterne Blumen des Himmels? Blumen lehren uns zarte Gedanken und sanfte Gefühle; sie erwecken in uns den Sinn für das Schöne und Gute. Man kann den Bau einer Blume nicht betrachten, ohne sie zu lieben. So wie sie uns die Liebe Gottes verkünden, so gibt der Mensch durch sie seinem Nebenmenschen seine Liebe zu erkennen.

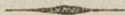
Schön und segenreich ist das Licht, aber der Mensch vermag es nicht, dessen ungetheilte Schönheit in ihrer vollen Stärke anzuschauen; er kann sich desselben erst dann erfreuen, wenn die prismatische Strahlenbrechung ihm in der vielfarbigen Schönheit der Blumen erscheint, und

er dann die Elemente der Schönheit erblickt, das Alphabet sichtbarer Anmuth liest. Der wahre Nutzen der Blumen besteht in ihrer Herrlichkeit und Schönheit, indem sie uns, durch Gestalt und Farbe entzückend, zu Gedanken des Edelsinns, des Zartgefühls und der moralischen Schönheit leiten, erhaben über alles selbstische Wesen, und gleichsam die lieblichsten Blätter in dem Buche der Natur sind, lehrend, daß der Mensch nicht durch das Brot und für das tägliche Brot allein lebe, und daß er noch ein anderes, als das thierische Leben habe.

Geschmack und die Liebe zum Schönen leitet uns zum Streben nach jener von allem Berechnen sinnlicher Genüsse weit entfernten Tugend. Steht denn die Liebenswürdigkeit dieser Tugend, ihre Uneigennützigkeit, ihr Edelmuth, ihre vertrauende Unbefangeneheit, ihr Erkennen einer, über Vortheil erhabenen Schönheit nicht weit höher, als alle Nützlichkeit, die nur dem thierischen Daseyn frommt? Und so lehren uns die Blumen eine Ahnung von Etwas, das höher steht, als die Sinnenwelt und der Egoismus.

Kinder lieben die Blumen, die Kindheit ist das Blumenalter des Lebens, die Blume der Unschuld, der Schönheit und der Liebe zum Schönen. Blumen sind den Kindern das Lächeln der Natur, mit welcher sie vertrauten Umgang pflegen, eine Sprache, die sie verstehen und fühlen, die ihnen auch ihr ganzes Leben hindurch so eigen bleibt, daß, wenn Kummer und ein hartes Schicksal sie in den spätern Jahren zu Boden drücken, und sie schon

geneigt sind, zu glauben, daß Alles hienieden Nacht ist, plötzlich eine Rückerinnerung an die frühern Empfindungen von Lieblichkeit und Schönheit erwacht, und sie ermahnt werden, es wandle ein Geist der Schönheit auf Erden und ein Gefühl milder Güte, welche nicht leicht vergessen werden können und nicht leicht vergessen. Worin besteht nun der Nutzen der Blumen? Denkt euch eine Welt ohne Blumen, eine Kindheit ohne Liebe zu den Blumen, eine Seele ohne Sinn für das Schöne, eine Tugend, gierig nur nach einem Lohne, den sie sehen und mit Händen greifen kann, einen Stand der Gesellschaft ohne Liebe zur Schönheit, ohne liebliche Verzierung und Anmuth, — dann mögt ihr den Nutzen der allverschönernden Blumen, den Werth erhebender Schönheit fühlen!



Fluglaunen.

Von J. P. Innernsee.

Der Aufruhr zu Memphis.

Unzufrieden mit dem beständigen Drucke klagten die Fundamente über die Last der höheren Stockwerke und der Dachgiebeln. Etliche Sprudelköpfe erhisten den Fundamentalpöbel, und es entspann sich der blutigste Aufstand. Man fing an, die Giebel zum Grunde zu legen, stellte die Fundamente oben an und — alle Gebäude zerplakten. Das Übel war fürchterlich. Ein guter Kopf rieth die alte Bauart an, jedoch mit dem Vorbehalt, daß man die Giebel Fundamente, und die Fundamente Giebel nenne. — Der Rahmenwechsel gefiel und der Aufruhr war gestillt.

Fragment aus einer neuerlichen Reisebeschreibung.

„Ich war lange,“ sprach der Neger Hamil zu seinen staunenden Landsleuten, „in dem Ländchen, das sich Europa nennt, und sich einer vertrauten Bekanntschaft mit

dem Unbegreiflichen rühmt. Da haben sie eine Maschine erfunden, die Alles ausdrückt, was sie denken und nicht denken. Ich wurde unterrichtet, das Ding zu verstehen, was sie drucken; mir aber kam es dann vor, daß sie beinahe nichts oder sehr viel Narrisches denken!

Das Standbild der Hoffnung.

Man mahlt die Hoffnung mit einem Anker; wäre nicht eine Fischangel mehr bedeutend, da doch alles zu erangeln hofft? Aber zur Hoffnung gehört fester Grund? Das gebe ich zu; haben aber nicht Stürme schon Striche durch die Rechnung gemacht?

Der gesunde Menschenverstand ein armer Patient.

Vor ein paar tausend Jahren fraß sich der gesunde Menschenverstand an einer transcendentalen Malzeit eine Indigestion an Leib, Aesculaprieth ihm Bewegung nebst guter Diät. Mit diesem Recipe und einem Knottenstocke trat der Kranke seine Reise an, kletterte auf Boroaster's Feuerhügel, kroch unter die Pyramiden, lief in die Stoa, spazierte in der Akademie — und es blieb beim Alten. Er segelte nach Italien, disputirte mit den Pythagoräern sich eine Schwindsucht an den Hals, und eilte kränker als zuvor nach Großbritannien. Dort schlug ihm die herr-

schende Philosophie des Zeitalters ein paar Augen aus, und in seiner Blindheit schiffte er nach Frankreich. Gerade war damals großer Lärm von der Bürgerin Vernunft, wie gar so gut und edel sie sey: das flößte dem armen Patienten Zutrauen ein, die Dame zu suchen; da aber Alles Kopf über zum Tempel der Vernunft rannte, wurde dem gesunden Menschenverstand ein Bein zertreten. Ein Arzt nach Browns System addressirte ihn menschenfreundlichst nach Deutschland, wo er unmittelbar von der Weisheit in Person sich Rath's erholen könnte. Eben war Krieg zwischen den Eudämonisten, Criticisten und Idealisten; der arme gesunde Menschenverstand kam jämmerlich in's Gedränge: er wurde von Kant zu Fichte, von Fichte zu Reinhold gestossen, und endlich blau-gequetscht, blutend vom Wahlplatz der Weisheit geschleppt. Nun seufzt und jammert er, daß Steine weinen möchten: Fräulein Fantasie, eine gutherzige Dirne pflegt seiner, und ein paar Empiriker kochen ihm ein Verdauungsmittel sammt Umschlägen.

Ob er wohl genesen wird? — Mein Vater, der an Wunder glaubt, sagt „ja, — mit Gottes Hilfe.“ „Aber dann,“ setzt meine alte Ruhme, hinzu, „muß er ja keine Philosophie mehr fressen, oder wie das Ding heißt, das man nicht verdauen kann.“

Freuden einer Mücke.

Neulich belauschte ich eine Mücke; was sie in offener Laune sprach, will ich im Vertrauen nachherzählen.

„Mich freut es,“ begann sie, „daß ich mich im weiten Raume dieses Zimmers ganz sorgenlos bewegen darf; wohl ist mir, wenn ich auf den Rosen der nahen Blumentöpfe umherhüpfе, und ihre Düfte schlürfe; ich berausche mich im Nektar des Weines, und sättige mich am labenden Zuckergeiste. O das ist angenehm und süß — aber noch süßer ist es mir, wenn ich mich auf die Nase stolzer Menschen setzen kann! Man nenne ihn Gelehrten oder Feldherren; ich setze mich auf seine prahlende Nase, und — lache! Mag er rachgierig nach mir tappen; ich fliege davon und lache seines eitlen Hornes, seines Stolzes, der meinem philosophischen Muthwillen nicht nachfliegen kann! —

Der Todtengräber.

Du bist noch allgewaltiger, als der Tod, furchtbarer Mann! Der Tod mäht die Großen der Erde, die Gelehrten der Welt nieder; aber noch liegt ihr Leichnam auf dem Paradebette mit allen Ehrenzeichen voriger Würde, und in Ehrfurcht naht sich Jedermann. Nun nimmst du gleichgültig den Sarg, senkst ihn in die Grube, und verscharrst den Angebeteten, den Gefürchteten mit all sei-

ner Hoheit, mit all seinen Siegen, mit allem Ruhme in die Erde.

Gelehrsamkeit, Macht und Adel verschüttest du, und man vergift ihrer, ehe dein Pfeifchen verglühet, das du dabei rauchest.

Mag auch ein prahlendes Denkmal über dem Grabe in glänzendem Marmor funkeln — Niemand liest es: du hast ewige Vergessenheit darüber gehügelt.

Dich fürchten die Großen der Erde und die Kleinen; nur Ärzte und Richter sind dir gut, denn du deckst ihrer Hände Werk mit ewigem Stillschweigen.

Berthold Schwarz und Faust.

Am großen Gerichtstage wird es sich erst entscheiden, wer aus Beiden der größte Mörder war.

Die Nachtmüze und die Gans.

Eine Gans schlenderte von Ungefähr, wie das Gänsechen oft geschehen soll, über die Straße: eine Nachtmüze lag auf dem Wege.

Die Gans machte ein gelehrtes Gesicht, verdrehte die Augen, verlängerte den Kragen, bepippte die Müze und schnatterte endlich laut in die Welt hinaus: „Ich habe

einen Menschenkopf gefunden!" Die Nachtmüße war klug genug und schwieg.

F a b e l.

„Liebliche Sängerin," miaute sehr schmeichelnd eine abgelebte Kage die Nachtigall im Käfige an, „verlasse dein Gefängniß, folge mir und genieße das Glück der Freyheit, die man dir so widerrechtlich raubte."

Sie sind sehr gütig, entgegnete ruhig die Nachtigall, ich liebe wohl die Freyheit, aber — Sie verzeihen — nicht in Ihrer Gesellschaft. —

G e s p r ä c h e.

1. Denken und Reden.

Denken: Du eilfertiges Ding, kannst du nicht auf mich warten?

Reden: Kriechst du doch, wie eine Schnecke.

Denken: Wer möchte dich Wirbelwind in deinem Stürmen und Drängen erhaschen! Glaube mir, es bringt dir wenig Ehre, wenn du ohne mich erscheinst.

Reden: Daß ich nicht lache! Überall bin ich willkommen, bei Hofe, auf der Kanzel, in Gesellschaften, im Schauspiele, in der Schenke, am Puz-

tische, im Bade, auf der Wachtparade, bei Spaziergängen, in Akademien, in — —

Denken: Du sprichst dich außer Athem! Ich läugne nicht, daß du gefällst, aber blos in meiner Gesellschaft.

Reden: Das mag vor Erschafung der Welt gewesen seyn; in unsern gelehrten, lichtvollen Zeiten ist es Mode zu reden, ohne zu denken. Lebe wohl, Herr Uurgroßpapa! — Noch eins, weißt du, daß man für dich eine eigene Lehrkanzel errichtet hat? Wozu glaubst du?

Denken: Daß man dich mit Anstand und Nutzen gebrauchen lerne!

Reden: Ei warum nicht gar! blos um sich reden zu hören. Adieu!

2. Niemand und Etwas.

Etwas: Auf die Seite, grober Schroll!

Niemand: Oho! Wer hat das Recht, so zu sprechen?

Etwas: Etwas, dessen Verdienste man kennen soll.

Niemand: Hier ist Niemand, der deine Rechte und Verdienste kennen will.

Etwas: Ich bin Etwas: wenn die Kirche nicht alle holprichten Wege ebnet, so ebnet sie doch Etwas: wenn die Siegeskraft nicht Alles überwindet, so überwindet sie doch Etwas; bringt Staatsintrigue und Frauenliebe nicht ganz

durch, so bringt doch Etwas durch; kann Philosophie und Gelehrsamkeit nicht jede Aufgabe lösen, so löset sie doch Etwas.

Niemand: Eine lange Litaney von Verdiensten! Wenn aber gestrauchelt wird, wer strauchelt?

Etwas: Niemand.

Niemand: Wenn man Ehre und Einfluß verspielt, wer thut das?

Etwas: Niemand.

Niemand: Wenn Recht und Gerechtigkeit verjagt werden; wenn Unschuld und Tugend unter dem Drucke seufzen, wer ist daran Schuld?

Etwas: Niemand.

Niemand: Wenn Unsinn über Unsinn ausgebrütet wird, wenn Verstand und Gewissen der Thorheit und dem Laster weichen, wer ist dafür verantwortlich?

Etwas: Niemand.

Niemand: Ei zum Henker, da wäre ich der Sündenbock der gesammten Menschheit! Was Schulknaben sündigen, und was Männer und Weiber, was alle Zünfte und Akademien Unfug treiben, würde mir aufgebürdet?

Etwas: So ist es: Alles thut Etwas; bloß Niemand thut Unrecht.

3. Der Wind, die Wärme und die Kälte.

Kälte: Sammt deiner Feuergewalt mach' ich dich zu Eise; also übertreffe ich dich.

Wärme: Deine Wuth schmelze ich ganz zusammen; wer wird mir den Vorrang abstreiten?

Wind: Freunde! euer Seyn oder Nichtseyn hängt von meinem Zuge ab.

Die Pantoffeln.

Ohne eben ein Schuster zu seyn, läßt sich eine große Abhandlung über Pantoffeln schreiben; denn ihre Geschichte ist so thatenreich, als die Geschichte der Staaten. Eigentlich ist den Pantoffeln nur das Küchenregiment, bei einigen Nationen auch die Hausregierung angewiesen; aber es gibt Beispiele, die beweisen, daß bei sehr vielen Völkern die Pantoffeln einen wichtigen Einfluß auf Staatsgeschäfte hatten. Über die Männerherzen wußten sich Pantoffeln, die an einem niedlichen Füßchen stecken, von jeher große Gewalt herauszunehmen. Die Männer selbst werfen am Ruhe bringenden Abend die schwerfälligen Stiefel weg, um in einem Paar bequemer, treuherziger Pantoffeln auszuruhen, und sich dem andern Paare geliebter Pantoffeln näher zu bringen. Es ließe sich hierüber noch Manches sprechen; aber die Pantoffeln haben eine eigene Behendigkeit, solchen Köpfen, die Arges von ihnen denken, un-

sanft um den Kopf zu fliegen. Ehre also den Pantoffeln, und drei Mal dreifache Ehre dem Schuster, der diese Welt und Herzen beherrschenden Pantoffeln erfunden!

N e u i g k e i t.

Freund!

Du kennst ja mein neckisches Amourchen? Das hat sein Glück gemacht! Die Gräfin Kz kam von Ungefähr zu mir; das zottige Thierchen beobachtete sein Tempo, und errieth die Launen der Gräfin so à propos, wedelte, beleckte ihre Hände, fuhr Jedem, der sich ihr näherte, an die Beine, daß er auf der Stelle, ohne auf meine Einsprüche bedacht zu nehmen, zum Leibschooßhündchen und vertrauten Liebling proclamirt wurde.

Ich schreibe dir das, um andern Hündchen in deiner Gegend aus diesem Beispiele einige brauchbare Maximen mitzutheilen. Ich umarme dich zc.

S c e n e aus dem Irrenhause.

Fremder: Und warum bist denn du gefesselt, armer Mensch!

Wahnsinniger: Mein Vater schlief hinter dem Baume, ich wußte es nicht: auf dem Baume saßen Raben, die ich mit Steinen vertreiben wollte.

Als ich Steine aufhob, schlich der Feind meines Vaters daher, schleuderte mir den Arm auf die entgegengesetzte Seite, und der Stein verwundete meinen Vater. Darum haben sie mich geknebelt und gefesselt, lieber Herr!

Die Lüge.

In Ninive stand ein Pallast, der Freuden aller Art anbot. Da stand groß geschrieben: Nur durch das Thor ist der Eingang erlaubt! Der Thorsteher wies aber Jeden unsanft ab, der nicht einen goldenen Schlüssel zum Thore hatte. Nebenan indessen stand ein Fenster in Gestalt einer Thüre offen, da stieg Groß und Klein ungehindert hinein, und aß und trank sich satt.

Ich kann euch versichern, auch den weisen Schamiram sah ich da hineinsteigen. „Das ist eine Lüge,“ rufen seine Jünger und steigen ihm nach. —

Bescheid an den Tod.

In einer gewissen Reichsstadt gab es sehr fruchtbare Genie's in der Heilkunde, die laut der Ankündigungen in der dässigen Zeitung fast jeden Monat irgend eine Universalmedizin, oder eine Tinctur zur Lebensverlängerung, oder ein Arkanum wider unheilbare Krankheiten menschenfreundlichst gegen Bezahlung auskochten. Der redliche Tod,

der zuweilen in den Zeitungen herumblätterte, und dieß alles für baren Ernst nahm, ward wirklich ob der Schmälerung seiner Einkünfte besorgt, und überreichte dem Magistrat sehr erfurchtsvoll eine bittliche Vorstellung, dießen unbefugten Lebensverlängerern das Handwerk zu legen. Er erhielt nachstehenden Bescheid:

„Was gestalten dießseitigem Magistrat die von dem Tod in Beschwerde gebrachten Anmassungen neuer Menschenfreunde nicht unbekannt wären — da aber zugleich aus den Sterbelisten dieser Stadt nicht allein keine Abnahme, sondern vielmehr ein Zuwachs an Verstorbenen erscheine, so wäre einweilen keine reelle Beeinträchtigung des sich beeinträchtigt glaubenden Todes erweis = folglich auch keine oberherrliche Verfügung gegen die inculpaten Speculanten zur Zeit anwendbar — — womit sich also der Bittsteller Tod zu beruhigen habe.

Vorzug unsers Jahrhunderts.

Darüber kann erst abgespröchen werden, wann die Ärzte entschieden haben, ob der Tod von einem Keulenschlage, oder von Nadelstichen sanfter sey.

Wohlthat im Unglücke.

Sturm und Regen sind beschwerlich, befreien aber von der Last des Ungeziefers, das uns bei freundlichem Sonnenschein umschwärmt.

F e u e r u n d L i c h t.

Das erste muß man vor Sturm, das zweite vor Zugwind bewahren, — eine Wahrheit, die wie so viele anerkannt, aber nicht — befolgt wird.

P h i l o s o p h e n.

Es gibt zwei Gattungen: die Theoretiker lehren, was andere Leute thun oder lassen sollen; die Practiker thun von dem das Gegentheil, was sie lehren.

Auch eine Betrachtung über die Augen.

Die Augen sind ein paar liebliche Fenster, durch welche so manches in die Seele hineinsieht, und woraus die Seele eben so freundlich herausguckt, wenn sie bei guter Laune ist, und die Dinge von außen ein fröhliches Gesicht machen. Freilich sehen oft Sonne, Mond und Sterne recht heiter in manches Auge. Blumen und Saaten mit ihrem bunten Schmucke, die schönsten Gestalten lebend und leblos lächeln manchem Auge huldvoll zu; und doch sieht es so trüb und finster umher! O, da ist es innen im Hause pechschwarze Nacht; aber am Ende dringt das Licht doch siegreich ein, und weil die Augen dem Lichte das Thor öffnen, bin ich ihnen herzlich gut! Und dann erst ihre leise,

Liebliche Sprache ohne Geräusch, jedem Kenner so ver-
 ständlich! Wie laut spricht ein blizendes Auge die donnern-
 de Sprache des Bornes; wie schmelzend sind die klagenden
 Töne des sanften blauen Auges, und wie überredend
 die Forderungen eines schwarzglühenden Augenpaares!
 Ernst und Liebe, Furcht und Hoffnung sprechen so bestimmt,
 so deutlich aus dem Auge. Oft versteckt sich ein schelmischer
 Muthwille unter die Augenwimper und tändelt keck und
 versthohlen mit unsern Herzen, wie mit Würfeln. Ich habe
 ein paar Augen gekannt, die einen großen Helden ins Loch
 spannten, und zwei berühmte Gelehrte wahnsinnig mach-
 ten; und ich versichere Euch, so arges Unheil sie stifteten,
 waren sie doch ein Paar recht liebliche Augen, und tau-
 send Mal mehr werth, als so manche andere Augen!

Meister Nasreddin's,
des türkischen Eulenspiegels, Schwänke und
Streiche.

Aus türkischen Überlieferungen mitgetheilt von
Christian Wilhelm Huber.

Weisheit und Narrheit sind die beiden Endpunkte, zwischen welchen alle Abstufungen der Entwicklung des menschlichen Geistes liegen. Da nun aber die intellectuelle Welt, gleich der materiellen, sich kreisförmig bewegt, so berühren sich jene beiden Extreme in einer gewissen Lage. In Mischung ungleichartiger Stoffe gefällt sich die Laune der Natur. Durch diese Laune gewinnt das Leben eine komische Seite, die gleichsam für das Bittere der Wirklichkeit und die Unerreichbarkeit des Ideals entschädigen soll. Es hat auch überall solche närrische Weise oder weise Narren gegeben. Das Volk, dessen Urtheil aus tiefen Wurzeln keimt, fand von jeher ein besonderes Behagen an diesen Erscheinungen, denen es immer eine nationale Beimischung von Gutmüthigkeit, Schelmerei, Gemüthlichkeit, Bizarrerie, Satyre, Prahlerei, Ernst und Scherz zu ge-

ben wußte. Erzählungen von Schwänken und Streichen dieser Art wurden Volksbücher, unter welchen unser deutscher *Lyll Eulenspiegel* wohl obenan stehen dürfte. Freund *Lyll*, der im Jahre 1350 im Städtchen *Möllen* unweit *Lübeck* gestorben, woselbst sich noch sein Grabstein befindet, unternahm seine närrischen und schelmischen Streiche aus wahrer Herzenslust. Er durchwanderte manches Land, besah sich Welt und Leben, blieb aber überall seinem närrischen, zu Schwänken stets aufgelegten Kopfe getreu. Was in ästhetischer Beziehung gegen derlei Volksbücher eingewendet werden könnte, hat *Thomas Murner*, der wahrscheinliche Verfasser des *Eulenspiegels* in oberdeutscher Zunge, ganz treuherzig abgelehnt, indem er sagt: „Dieweil denn menschliche Natur und Wesen aus fröhlichem Gespräch oft und viel wird bewegt, daß Traurigkeit, Krankheit, Haß und Neid wird gemildert und vergessen, habe ich's, so viel möglich, verfasst; nicht in der Meinung, daß man daraus Böses, sondern allein das Böse zu vermeiden lerne, auch sich vor listigen Menschen desto besser hüten könne.“ — Die Italiener besitzen in dem *Bertoldo* und seiner Narrenfamilie *Bertoldino* und *Cacasenno* ein ähnliches Volksbuch. Hieher gehören ferner, um von andern Volksbüchern zu schweigen, die Ammengeschichten des Spaniers *Simone da*, und die spanischen Narren- und Schelmenromane, unter welchen der *Lazarillo de Tormes* und der *Gran Taleaño* hervortragen. Merkwürdig dürfte es aber seyn, daß

auch bei den Türken, die unter allen orientalischen Völkern am Meisten die behagliche Ruhe lieben, und die alles Wunderbare glauben, um nur nicht durch die Operation des Widerspruches in eine bewegtere Lage versetzt zu werden, ein zweiter Eulenspiegel als Volksbuch besteht, der Meister Nasreddin, der gleich seinem deutschen Kameraden voll närrischer Schwänke und schelmischer Streiche ist, bald klug, bald albern, gewandt und plump, gutmüthig und schadenfroh, aufrichtig und verschmizt, sogar gemüthlich und humoristisch, stets aber seine Rationalität als Grundton bewahrend.

Ghodscha Nasreddin Efendi lebte wahrscheinlich in Kleinasien vor beiläufig dritthalb hundert Jahren. Über seine Lebensumstände ist uns nur dasjenige bekannt, was aus den über ihn gesammelten Anekdoten in dieser Beziehung entnommen werden kann. In seinen jüngeren Jahren wanderte er viel im Lande herum, hielt sich bald in dieser bald in jener Stadt auf, lebte dürftig, aber unabhängig, und behielt überall seine derbe Laune als treue Begleiterin. Später heirathete er, machte sich ansässig und betrieb den Ackerbau. Nebenbei ward er auch Schulmeister, weshalb er den Beinamen Ghodscha (Lehrer, Meister) erhielt. Er wurde sogar zum Richter (Kadi) ernannt, und führte den Ehrennamen Efendi (Herr). Der Ruf seiner Narrheit verbreitete sich immer mehr, und er stieg so im Ansehen der Leute, daß die vornehmsten Personen, ja selbst Sultane keinen Anstand nahmen, mit

ihm Umgang zu pflegen. Hier kommt zu erinnern, daß die Narren von den gemeinen Türken für die größten Weisen gehalten werden, in deren Äußerungen und Handlungen ein so tiefer Sinn der innern Erkenntniß verborgen liege, daß es nur die Schuld der übrigen Weltmenschen ist, wenn diese den Zusammenhang und wahren Verstand der Sache nicht herausfinden können. Die Narren, vorausgesetzt, daß sie unschädlich sind, genießen in der Türkei dieselbe Freiheit, Achtung und menschenfreundliche Theilnahme, wie die Kinder; ja sie stehen sogar im Geruche der Heiligkeit.

Der Grund von Meister Nasreddin's Character ist eine unverkennbare Gutmüthigkeit, auf welche die Natur den verschiedenartigsten Samen ausgestreut hat, der wieder zu jenen barocken Blüten und Früchten aufgeschossen ist, die, ungleich nach Innen und nach Außen, dennoch eine auffallende Eigenthümlichkeit an sich tragen. — Die Anekdoten über Nasreddin sind theils handschriftlich aufbewahrt, theils leben sie im Munde des Volkes. Des Meisters Schwänke und Streiche haben für die Türken einen unwiderstehlichen Reiz, überall wo sie erzählt oder vorgelesen werden, in Kaffeehäusern, auf offenem Markte, im Karawanserai und im Harem ziehen sie die Zuhörer an, fesseln und spannen ihre Aufmerksamkeit; ja man hat die Gunst, in welcher dieser Volksmann steht, hinlänglich bezeichnet, wenn man sagt, daß die ernstesten Türken — sogar darüber lachen. — Die nachstehenden

Schwänke und Streiche sind theils aus türkischen Manuscripten übersezt, theils dem mündlichen Vortrage nach erzählt.

Jemand übergab dem Meister Nasreddin zehn Gänse, um sie einen Monat lang hindurch täglich auf die Weide zu treiben. Auf der Weide aber gerieth zufällig eine Gans in Verlust. Nachdem der Monat zu Ende war, begehrte der Meister von dem Eigenthümer der Gänse seinen Hüterlohn. Dieser aber sprach: Es sind nur neun Gänse; was ist denn mit der zehnten geschehen? Der Meister zählte die Gänse und sagte: „Es sind ja zehn Gänse!“ Der Andere zählte sie von Neuem, brachte aber nur neun heraus. Als sich auf diese Weise ein heftiger Wortwechsel entsponnen, machte der Meister den Vorschlag: „Hier gibt es nur einen einzigen Ausweg. Wir wollen die Gänse an einen abgeschlossenen Ort gehen, und lassen dann zehn Menschen kommen. Jeder soll Eine Gans haschen; wenn nun auf Jedem der zehn Menschen Eine Gans fallen sollte, ist es ein Beweis, daß Letztere vollzählig sind.“ Da der Andere in seiner hilflosen Lage auf diesen Vorschlag einging, wurde selber ausgeführt. Es wurden zehn Menschen geholt, und jeder fing eine Gans. Nur für Einen Mann blieb keine Gans übrig. Dieser sagte daher: Meister, sieh! für mich ist nichts da. Was werden wir nun anfangen? „Freund!“ fiel ihm der Meister hüzig ins Wort: „die Schuld liegt nur an dir.

„Da die auf dich kommende Gans da war, hättest du sie auch erhaschen sollen.“

Der Meister stieg eines Tages in einen Garten, zog weiße und gelbe Rüben aus, und steckte sie in einen Sack, den er bei sich trug. Plötzlich kam der Eigenthümer des Gartens hinzu, fuhr auf ihn los und rief: Wie kommst du hierher? — „Auf wunderbare Art. Der Sturmwind „hat mich hieher geweht.“ — Wie kommen die Rüben in deine Hände? — „Als mich der Wind vorüber schleifte, sind „sie an mir hängen geblieben.“ — Wie kommen aber die Rüben in deinen Sack? — „Darüber hab' ich eben selbst „nachgedacht, als du mich auf ein Mal in meinem Nachsinnen störtest.“

Der Meister war einst auf der Wanderschaft; er war den ganzen Tag gegangen, müde und bis zum Tode hungrig, hatte aber keinen Heller in der Tasche. Da ging ihm ein Gedanke durch den Kopf. Auf dem Wege lag gerade ein freundliches Dorf; er ging stolzen Schrittes hinein und schrie: „Ich bin ein berühmter Magister der Arzneikunde; ich heile Alles, jede Krankheit muß meiner „Kunst weichen.“ Die Leute liefen um ihn zusammen, und staunten ihn an. Da trat ein wohlhabender Bauer auf ihn zu und sprach: Folge mir in mein Haus, mein Sohn liegt im Sterben, versuche deine Kunst und rette ihn. — Der

Meister folgte dem Bauern, und als er an das Krankenlager gekommen, faßte er die Hand des Patienten, fühlte ihm den Puls und schüttelte bedenklich das Haupt. „Beschafft mir Honig, Butter und Brot, und setzt alles in die nächste Stube. Vergeß aber auch nicht, ein Sitzkissen hinein zu legen.“ Man that, was er begehrte. Der Meister folgte in die Stube nach, und sagte zu den Hausleuten: „Laßt mich nun allein. Meine Heilmethode ist ein Geheimniß, bei der Kur, die ich nun vornehmen werde, darf Niemand außer mir im Spiele seyn.“ Nachdem man ihn nun allein gelassen, verschloß er die Zimmerthüre, setzte sich auf das Kissen, und aß von den vorgesezten Gewaaren, so viel sein leerer Magen fassen konnte. Während dem starb der Patient im andern Zimmer. Die Familie erhob ein Geschrei, und weckte den vermeintlichen Arzt aus seiner behaglichen Berrichtung auf. Der Meister trat heraus, näherte sich dem Leichname und sprach: „Gott ist groß! Es ist recht: der Kranke mußte sterben, denn so stand es geschrieben. Aber, ihr lieben Leute! glaubt mir, hätte ich nicht das aufgegessen, was ihr da hineingesetzt, ich wäre, bei meiner Seele! auch gestorben.“

Der Meister merkte, daß ihn seine Freunde gerne zu Gaste laden würden, daß sie sich aber seiner schämten, weil er zu schlecht gekleidet war. Er wußte sich bald bessere Kleider zu verschaffen, und zeigte sich mit diesen vor

den Leuten. Alsobald kamen Einige auf ihn zu, und luden ihn zum Mittagemale. Der Meister erschien recht sauber gekleidet, und setzte sich mit der zahlreichen Gesellschaft zur Tafel. Zuerst wurde Suppe aufgetragen. Der Meister nahm einige Löffel voll davon, und begoß sich damit den Raftan von oben bis unten. Was macht ihr? Meister! „rief man von allen Seiten: Ich verrichte meine Pflicht, „versetzte dieser: Ihr habt mich nur meiner besseren Kleider wegen zu Gaste geladen; daher müssen auch diese vorzugsweise abgespeiset werden.“

Eines Tages kam der Meister mit einigen Freunden an einen Weiher, auf welchem viele Wildenten herumschwammen. Gern hätte er Eine davon gefangen; er schlich sich daher sachte an das Wasser, und fuhr plötzlich auf jene Enten los, die dem Ufer am nächsten waren. Die Wildenten waren aber schneller und flogen sämtlich davon. Der Meister sah ihnen traurig nach, dann aber zog er ein Stück Brot aus der Tasche, tauchte es zu wiederholten Malen in das Wasser und verzehrte es. Als ihn die Andern fragten, warum er das Brot beneze? antwortete er: „Weil ich den Braten selbst nicht haben konnte, tauche „ich wenigstens mein Brot in die Entensuppe.“

Einige Junggesellen wollten sich mit dem Meister einen Spaß machen und ihm die Schuhe wegnehmen. Kannst du

klettern? sprach Einer zum Meister: versuch es, und steig auf diesen Nußbaum. Der Meister schickte sich alsogleich an, auf den Baum zu steigen, und zog seine Schuhe aus; da er aber gemerkt, daß man sie ihm stehlen wollte, legte er sie nicht auf den Boden, sondern steckte sie in seinen Brustlaß. Die Gesellen riefen alsogleich: Warum steckst du denn deine Schuhe ein? Du brauchst sie ja nicht zum Klettern. — „Zum Klettern brauche ich sie zwar nicht, versetzte der Meister: „aber es könnte über dem Nußbaume „drüben noch ein Stück Weges seyn, wo ich sie dann zum „Gehen brauche.“

Eines Tages schlich sich ein Dieb in N a f r e d d i n's Wohnung, und packte dessen wenige Habseligkeiten zusammen. Der Meister sah aus einem Schlupfwinkel den ganzen Vorgang mit an, und ließ dem Diebe ruhig gewähren. Als nun dieser die kleine Habe in einen Sack gepackt und damit sich entfernt hatte, folgte ihm der Meister auf dem Fuße. Sie gelangten endlich in des Diebes Behausung, in der sich der Meister ganz neugierig umsah. Der Dieb, der erst jetzt die Gegenwart seines Begleiters wahrgenommen, fuhr diesen trozig an: Was suchst du hier? Packe dich fort! „Ei! erwiderte der Meister, ich glaubte, wir „zögen aus, und du wolltest mir die Mühe des Überseideln's ersparen.“

Eines Tages ging der Meister ganz trübsinnig über den Markt, und schrie beständig: „Wenn ich nur einen Beutel mit hundert Zechinen fände! aber nicht mehr und nicht weniger dürfte es seyn; sonst würde ich sie nicht annehmen.“ Ein reicher Jude, der den Wunsch und die Betheuerung des Meisters vernommen, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, mit einem Türken Scherz zu treiben. Er nahm einen Beutel, steckte neun und neunzig Zechinen hinein, legte ihn auf den Weg, wo der Meister vorüber ging, und verbarg sich unweit des Geldbeutels in eine Mauernische. Der Meister kam bald darauf, und rief, wie früher: „Wenn ich nur hundert Zechinen fände; aber nicht mehr und nicht weniger dürfte es seyn.“ Bald erblickte er den Beutel, hob ihn auf, zählte die Goldstücke, und fand, daß nur neun und neunzig darin waren. Aber anstatt den Beutel wieder hinzulegen, steckte er ihn ohne Bedenken in die Tasche, und ging seines Weges. Der Jude stürzte nun eiligst aus seinem Schlupfwinkel hervor, packte den Meister und forderte seinen Geldbeutel zurück. „Welchen Geldbeutel? sprach der Meister gelassen, „Freund! mir scheint, du bist nicht recht bei Sinnen.“ Der Jude aber ließ ihn nicht los, begann ein furchtbares Geschrei, und forderte endlich den Meister auf, ihm zum Radi zu folgen. Dieser sprach: „Recht gern will ich mit dir zum Radi. Aber sieh, ich bin nicht anständig gekleidet. In diesem Anzuge kann ich vor Gericht nicht erscheinen. Wenn du mir auf kurze Zeit dein Ferradscha (Ober-

„Kleid) borgen willst, so bin ich bereit, zu thun, wie du begehrt.“ Der Jude, der sich nicht anders zu helfen wußte, zog sein Oberkleid aus, und reichte es seinem Gegner, der es unverweilt anzog. Nachdem sie zum Kadi gekommen, begann der Jude, als Kläger, den Hergang des Streites zu erzählen, und bat um gerichtliche Hülfe. Der Meister aber sprach: „Ich weiß nicht, was dieser Mensch will? Er behauptet, Alles, was ein Anderer besitzt, sey sein Eigenthum. Ich bin überzeugt, wenn ich ihm mein Ferradscha vorhalte, wird er gleich behaupten, es gehöre ihm.“ — Nun! fiel ihm der Jude in die Rede, ist es denn nicht wahr? Ist das nicht mein Oberkleid? Das Ferradscha und das Geld gehören mir. — „Du siehst Herr!“ versetzte der Meister, sich lächelnd zum Kadi wendend: „was von diesem Menschen zu halten ist.“ — Der Kadi strich sich den Bart und sprach: Einem Betrunknen oder Tollen glaubt man nicht. Zieh ab Jude! wenn du nicht gestäubt werden willst. — Der geprellte Jude verließ grimmig die Gerichtsstube.

Der Meister fing eines Tages auf dem Felde einen Storch und trug ihn nach Hause. Er hatte noch nie einen Storch gesehen, und wußte daher nicht recht, zu welcher Gattung von Thieren er ihn rechnen sollte. Mit einem Vogel schien er ihm die meiste Ähnlichkeit zu haben, doch schien ihm wieder, daß an Schnabel und Füßen zu viel Wachstum vorhanden sey. Er nahm daher ein Messer,

hackte damit dem Störche von dem zu langen Schnabel und den Stelzbeinen ein gutes Stück ab, und sprach ganz selbstzufrieden: „So! nun bist du wieder ein Vogel!“

Ein Dieb stahl eines Tages aus Raffreddin's Wohnung einen Leib Käse. Der Meister, anstatt dem Diebe nachzulaufen, ging auf den Markt, und setzte sich beim Brunnen ruhig nieder. Die Nachbarsleute aber liefen zusammen und fragten ihn ganz verwundert: Meister! was machst du hier? Warum läufft du nicht lieber dem Dieb nach? Der Meister antwortete: „Der Dieb ist ein guter Läufer, ich hätte ihn schwerlich eingeholt; aber wer Käse ist, wird durstig. Darum warte ich beim Brunnen, bis der Käsedieb hierher kommt, um seinen Durst zu löschen.“

Der Meister ging einstens mit seinem Weibe an einen Fluß, um Wäsche zu waschen. Während der Arbeit flog eine Krähe herbei, faßte mit dem Schnabel ein Seifenstück, und schwang sich damit davon. Die Frau erhob ein Geschrei und rief: Meister! komm schnell! Eine Krähe hat uns ein Stück Seife gestohlen. Der Meister aber sprach ganz gutmüthig: „Sey ruhig, Frau! Laß der Krähe die Seife, sie hat selbe sehr nöthig; denn sie ist noch schwärzer, als unsere Wäsche.“

Der Meister borgte eines Tages von seinem Nachbar einen Kessel. Nach einigen Tagen stellte er ihn dem Eigenthümer wieder zurück, nachdem er in die Höhlung des Kessels ein Kastrol gesteckt hatte. Als der Nachbar über diesen Zuwachs sein Erstaunen zu erkennen gab, versicherte ihm der Meister, der Kessel habe geboren. Der Nachbar nahm erfreut Kessel und Kastrol und entfernte sich. Nach einiger Zeit borgte der Meister auf's Neue denselben Kessel, gab ihn aber nicht mehr zurück. Der Nachbar, der vergeblich auf seinen Kessel wartete, ging endlich zum Meister und forderte sein Eigenthum. Der Meister sagte ganz traurig: „Freund! der Kessel ist gestorben; du aber mögest „gesund bleiben!“ Der Nachbar rief befremdet: Meister! treibst du Scherz mit mir? Wie kann denn ein Kessel sterben? Der Meister aber entgegnete: „Sonderbar! Du hast „doch geglaubt, daß der Kessel geboren habe, und willst „nun nicht glauben, daß er gestorben sey!“

Der Meister hatte zwei Ochsen, einen großen und einen Kleinen, die er beide zusammen vor den Pflug spannte. Während er aber pflügte, riß sich der junge Ochs aus dem Soche los und entfloh. Der Meister, anstatt dem Flüchtling nachzusetzen, begann den großen Ochs aus Leibeskräften zu schlagen. Als ihn die Leute, welche dem Vorfalle zugeesehen, fragten: warum er den großen Ochs schlage und nicht vielmehr den kleineren? antwortete er:

- „Sobald der kleine Dohs gefehlt,
 „Liegt stets die Schuld am Großen;
 „Weil dieser dann die Stange hält
 „Dem jüngeren Genossen.“

Diese Rede verbreitete sich unter die Leute, und besteht noch fort als Sprichwort.

Der Meister ging einst, sein Söhnlein an der Hand, auf dem großen Bazar in Constantinopel spazieren. Der Kleine, der vom vielen Herumgehen schon müde geworden, bat seinen Vater, ihn auf die Schulter zu nehmen. Dieser that es, und der Kleine schlug seine Füßchen um des Meisters Hals, und hielt sich mit den Händen an dessen Turban. Der Meister wandelte noch lange auf dem Markte und in den Straßen herum, bis er auf ein Mal seinen Sohn vermistete. Bestürzt eilte er die Straßen hinauf und hinab, suchte überall sein Kind, aber fand es nicht. Vielleicht läuft der Bube am großen Bazar herum: meinte er, ging dahin, und durchsuchte ihn von einem Ende bis zum andern. Als er ihn aber auch hier nicht gefunden, überfiel ihn eine große Angst, und er wußte nicht mehr, was er thun sollte. Er entschloß sich, zum Kadi zu gehen, und den verlorenen Knaben ausshreien zu lassen. Ganz Kleinmüthig ging er eben an der Bude eines Zuckerbäckers vorüber, als der Kleine bei das Zuckerwerk bemerkt hatte, den Meister am Turban zupfte und rief: Vater! Vater! Zuckerwerk will ich. — „Spizbube! rief freudig über-

rascht der Meister: „wo steckst du? schon seit früh Morgens suche ich dich.“

Als der Meister befragt wurde, welche Musik ihm die angenehmste sey? antwortete er: „Das Chariwari; denn „bei dieser Musik wird mit Schüsseln und Tellern aufgespielt, welche Instrumente für mich einen sehr guten „Klang haben.“

Nasreddin brauchte einst einen Grundbuchsauszug. Alsogleich nahm er einen Topf, stopfte Erde hinein, und goß auf deren Oberfläche eine Lage Honig, sodann brachte er den Topf, zur Unterstützung seines Gesuches, dem Kadi zum Geschenke. Dieser fand des Meisters Begehren hinlänglich begründet, und ließ dem Meister unverweilt den Grundbuchs-extrakt ausfolgen. Nachdem es Abend geworden, und der Kadi nach Hause gegangen war, schöpfte er einige Löffel voll Honig aus dem Topfe, kam aber bald zu seiner Bestürzung auf die darunter liegende Erde. — Des andern Morgens in aller Frühe ließ der Kadi den Gerichtsdiener rufen und sprach: Geh zu Meister Nasreddin; er soll mir den Grundbuchsauszug wieder schicken, den wir ihm gestern gegeben haben, weil er fehlerhaft ist; wir wollen ihm einen Andern schreiben. — Der Gerichtsdiener machte sich alsobald auf den Weg,

und als er an des Meisters Hausthor gelangt war, pochte er ungestüm an. Der Meister steckte den Kopf, auf dem noch die Schlafmütze saß, aus einem Fensterlein oberhalb des Thores, und fragte: Was es gebe? Der Gerichtsdienner entledigte sich seines Auftrages. Der Meister aber schüttelte zweifelhaft sein Haupt und sprach: „Geh! bring' deinem gestrengen Herrn meinen Morgengruß. Der Grundbuchsauszug war sehr gut und richtig, am Grundbuchsauszuge ist schlechterdings kein Mangel; sollte aber an der Sache etwas Mangelhaftes Statt gefunden haben, so war es sicher am Honig.“

Einmal ging der Meister in einer mond hellen Nacht zu einem offenen Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Als er sich bückte, um den Eimer hinab zu lassen, sah er den Mond auf dem Wasserspiegel schweben. „Welches Unglück!“ sprach er zu sich, „jetzt ist der Mond in den Brunnen gefallen.“ Nach kurzer Besinnung holte er ein Seil, an dessen Ende ein Hacken befestigt war, und ließ selben in den Brunnen hinab, um den Mond zu spießen und herauf zu ziehen. Die Spitze des Hackens senkte sich zufällig in einen Mauerstein. Der Meister zog und zog aus Leibeskräften, konnte aber die Last nicht heraufbringen. Pöthlich löste sich der Stein los, das Seil ließ nach, und der Meister fiel auf den Rücken und stieß sich den Kopf auf. Nachdem er in dieser Stellung einige Zeit be-

sinnungslos gelegen, schlug er die Augen auf, und sah zu seiner Überraschung den Mond im vollen Glanze am Himmel stehn. „Es ist wahr!“ rief er: „ich habe mich tüchtig zer schlagen, aber, Gott sey es gedankt, der „Mond sieht nun wieder auf der rechten Stelle.“

Eines Tages wollte der Meister in einen Garten einsteigen, wo er wußte, daß weiße und gelbe Rüben seyen, von denen er ein großer Liebhaber war. Er holte eine Leiter, legte sie an die Mauer, stieg hinauf, zog die Leiter nach sich, und stieg auf der andern Seite wieder hinunter. Er schickte sich eben an, Rüben nach Herzenslust zu pflücken, als plötzlich des Gartens Eigenthümer hinzu kam. Der Meister stieg eiligst wieder die Leiter hinauf, und setzte sich auf den Gipfel der Gartenmauer nieder. Der Gärtner aber fuhr ihn rauh an:

Meister, was machst du hier?

„Ich verkaufe meine Leiter.“

Hast du hier den Ort gefunden, wo man Leitern verkauft?

„Bei meinem Leben! du bist nicht der Gebieter meines Willens. Die Leiter ist mein Eigenthum, und mein Eigenthum kann ich verkaufen, wo ich will.“

Der Meister wurde einst in der Nacht durch ein Angstgeschrei seiner Frau aufgeweckt: Meister rief sie, steh auf!

In unser Haus hat sich ein Dieb eingeschlichen. „Schweig „still!“ versetzte leise der Meister, indem er seiner Frau den Mund zuhielt: „Laß den Dieb nur immerhin stehlen. „Wollte der Himmel, er fände etwas, dann wollen wir „zur Hälfte mit ihm theilen.“

Eines Tages ging er mit seinem Söhnlein auf den Markt. Es nahte ein Leichenzug. Hinter dem Sarge ging das Klageweib, weinte, zerraupte sich das Haar und rief: Wehe! wehe! man wird dich nun hinaustragen in das kleine, armselige Haus, wo du weder Speise noch Trank findest, wo du auf nackter Erde liegst, und keine Kleider dich vor Frost schützen; — in das Haus, wo nur Jammer und bittere Armuth wohnt — Des Meisters Söhnlein das aufmerksam zugehört, fragte ganz wehmüthig: Vater! trägt man die Leiche in unser Haus?

Der Meister besaß ein schwarzes Huhn. Eines Tages trug er es auf den Markt zum Verkaufe. Ein Vorübergehender bemerkte: Wenn dieses Huhn weiß wäre, so würd' ich es kaufen. Der Meister nahm den Mann beim Worte und sprach: „Morgen komm wieder, dann werd' „ich dir ein weißes Huhn bringen.“ Der Mann war es zufrieden, und ging fort. Nachdem der Meister nach Hause gekommen, nahm er zwei Stück Seife, machte Wasser in einem Kessel heiß, und fing an das Huhn zu waschen. Er

wusch und wusch mit vieler Emsigkeit, bis die zwei Stück Seife gar geworden. Als er aber sah, daß das Huhn nicht weiß werden wollte, rief er ganz erzürnt: „Ich habe doch viele brave Färber gesehen, aber keiner unter ihnen hat mit so haltbaren Farben gefärbt, wie der Färber dieses Huhns.“

Nasreddin war auch eine Zeit lang Schulmeister. Er hatte einen Mohren zum Schulgehülfen. Dieser kam eines Tages mit einigen Tintenflecken im Gesichte in das Schulzimmer. Die Kinder, die es merkten, fingen zu lachen an. „Was gibt es?“ fragte der Meister. Da stand ein Knabe auf und fragte: Was hat denn der Herr Schulgehülfe in seinem Gesichte? Der Meister belehrte die Kinder alsogleich: „Der arme Mann meinte, er würde zu spät zur Schulstunde kommen; ist daher sehr schnell gegangen, und hat geschwitzt. Was ihr daher an seinem Gesichte seht, ist Schweiß, denn dieser behält immer die Farbe des Menschen.“

Der Meister wollte eines Tages nach der Schulstunde auf den Markt gehen. Aber die Schulkinder liefen ihm nach, und jedes wollte sich bei ihm eine Rohrpfife bestellen, denn der Meister wußte sie sehr gut zu schnitzen. Das Eine rief: Mir, mein lieber Meister! bring eine Pfife. Das Andere: Mir bring sie! Mir! Der Meister,

um ihrer los zu werden, versprach jedem eine Rohrpfefe. Aber Einer der Jungen drückte ihm unbemerkt einen Pfennig in die Hand und sprach: Meister! bring mir auch eine Pfeife. Der Meister zog alsogleich eine schon fertige Pfeife aus der Tasche, und gab sie dem Knaben mit den Worten: „du sollst die Pfeife gleich haben, denn ich sehe schon, du verstehst dich recht gut auf's Pfeifen.“

Eines Tages brachte ein Bauer dem Meister einen Hasen. Dieser lud ihn dafür zu Gaste, und sie verzehrten den Braten in Gemeinschaft. Des andern Tages kamen einige Leute, die auch gern bei dem Meister gegessen hätten, und sprachen: Wir sind die Nachbarn des Mannes, der die vergangene Nacht den Hasen gebracht hat. Der Meister bewirthete seine Gäste auf eine erbärmliche Weise, und bezeugte ihnen wenig Ehre. Am dritten Tage kamen wieder andere Leute, die sich für die Nachbarsnachbarn des Hasenmannes ausgaben. Der Meister ließ sich nichts merken, und hieß sie willkommen. Als aber die Zeit des Abendessens da war, brachte er eine Schüssel, in der nichts als lauter Wasser war, stellte sie seinen Gästen vor und sprach: „Bedient euch!“ Diese sahen einander bestürzt an und meinten: Wasser könne man ja nicht essen. Der Meister aber entgegnete: „Seht! dieses Wasser ist die Brühe von jenes Hasen Brühe.“

Zum Meister kam eines Tages ein Nachbar mit dem Ersuchen, ihm seinen Esel zu leihen. Der Meister sprach: „Gedulde dich nur einen Augenblick, ich will mich nur „früher noch mit meinem Esel darüber berathen.“ Der Meister ging in den Stall und nach kurzem Verweilen kam er zurück und brachte den Bescheid: „Mein Lieber! unser „Esel war mit dem Ausleihen nicht einverstanden. Als ich „ihm die Sache vortrug, schüttelte er sein graues Haupt „und murmelte:

„Sib deinen Esel nicht heraus!

„Denn leibest du ihn aus dem Haus,“

„Schlägt man zuerst ihn hinter's Ohr,

„Und dann enthält man ihn dir vor!“

Dieser Rath des Esels ist sprichwörtlich geworden.

Der Meister ging eines Tages mit seinem Freunde A m a d in den Wald. Unvermuthet stießen sie auf ein Wolfs-
lager. Der Meister that den Vorschlag die jungen Wölfe
heraus zu holen. A m a d war damit einverstanden; doch kei-
ner wagte es, in die Wolfshöhle hinein zu kriechen. Nach
einigem Wortwechsel entschloß sich A m a d, die Gefahr zu
bestehen, der Meister aber blieb an der Mündung des
Wolfslagers stehen, um seinem Freunde den Rücken zu
decken. Mittlerweile brach die alte Wölfin aus dem Di-
ckicht hervor. Als sie an ihrem Lager den Meister erblick-
te, sprang sie grimmig auf ihn los und sperrte ihren furcht-

baren Rachen auf. Der Meister wich entsezt zurück. Da aber die Wölfin einen zweiten Feind in der Nähe witterte, ließ sie von der Verfolgung des Erstern ab, und wendete sich wieder nach ihrer Höhle. Der Meister aber, über Amad's Schicksal bekümmert, wurde vom Mitleiden ergriffen, lief der zurückeilenden Wölfin herzhaf nach, und erhaschte sie in demselben Augenblicke, als sie in des Lagers schmalen Eingang geschlossen, noch glücklich beim Schwanz, den er mit beiden Händen aus Leibeskräften fest hielt. Die Wölfin suchte sich los zu machen, und begann mit den Vorderfüßen gewaltig in der Erde zu wühlen. Dadurch erhob sich nun eine dichte Staubwolke, die sich in das Innere der Höhle zog, so daß Amad's Augen voll von Staub und Sand wurden. Unwillig darüber rief dieser heraus: Meister! was soll das? Warum machst du so viel Staub? „Warte nur Freund!“ schrie der Meister in größter Seelenangst: „wenn der Schwanz abreißen „sollte, dann wirfst du erst einen Staub sehen!“

Als in einem Jahre der heilige Monat Ramasan herangenaht war, dachte der Meister: Weßhalb soll man sich denn bei der Monatsrechnung immer auf fremde Leute verlassen. Ich will jeden Tag in einen Topf ein Steinchen legen, und wenn dreißig Tage vorüber sind, will ich die Faste brechen und das Bairam festlich begehen. — Sofort stellte er sich einen Topf bei Seite, und legte während des

Monats jeden Tag einen Stein hinein. Der Meister aber hatte eine kleine Tochter; sie bemerkte, was ihr Vater mit dem Topfe vornahm, und in kindischer Nachahmung legte auch sie täglich einige Steinchen in den Topf. Eines Tages bekam der Meister Besuch, und im Verlauf des Gespräches wurde auch die Frage gestellt: der wie viele Tag des Monats heute sey? Der Meister sagte: „Wartet nur einen Augenblick; ich will in die Stube gehen, und wenn ich zurück gekommen bin, werd' ich euch sichere Nachricht bringen.“ Nach diesen Worten ging er hinein, leerte den Topf aus, zählte die Steinchen, und sah zu seinem Erstaunen, daß deren hundert fünf und vierzig waren. Sag' ich den Leuten, dachte er bei sich, daß heute schon der so viele des Monats sey, als der Topf nachweist, so würden sie meinen, ich sey plötzlich schwachköpfig geworden. Ich will daher die hundert weglassen, fünf und vierzig Tage sind hinreichend. Mit diesem Vornehmen ging er hinaus und sprach: „Ihr Leute, seit es *Amasan* geworden, sind bis heute fünf und vierzig Tage vergangen.“ Die Leute aber fingen zu lachen an, und riefen: Meister! ein Monat hat ja nur dreißig Tage, wie willst du fünf und vierzig herausbringen? „Was?“ schrie zornig der Meister: „ihr seyd mit dieser Zahl nicht zufrieden? Ich hab' euch ohnehin schon zu viel nachgelassen; denn des Topfes Rechnung genau besehen, ist heute schon der hundert fünf und vierzigste Tag des Monats.“

So oft der Meister U b d e s t (Handwaschung) machte, mußte seine Frau ihm die Kanne halten und Wasser aufgießen. Dieß Geschäft mochte ihr lange Weile verursachen, um daher einige Abwechslung hinein zu bringen, ließ sie die Kanne öfters sinken, und stieß mit dem untern Rande derselben ihren Mann auf die Handknöchel. Dieser ertrug es anfangs geduldig und schwieg, als sich aber der Scherz zu oft wiederholte, sprach er ganz trocken: „Weib! „ich würde dir zürnen, wärst du nicht ein unvernünftiges „Wesen; es steht im K o r a n, daß ihr Weiber gar keine „Menschen seyd, deßhalb geschieht eurer beim Paradiese „auch keine Erwähnung.“ Die Frau, durch diese Herabwürdigung ihres Geschlechts beleidigt, entgegnete: Es steht aber auch geschrieben: Hüte dich vor der List der Weiber! — „Hüten?“ sprach lächelnd der Meister: „Die List einer Gans kann keinem Manne schaden.“ — Wir werden sehen! erwiderte bissig und mit funkelnden Augen die Frau. — Einige Tage waren vorübergegangen, der Meister gedachte nicht mehr des häuslichen Zankes, aber desto mehr seine Frau. Diese kaufte eines Morgens, noch ehe ihr Mann vom Lager aufgestanden, einen ziemlich großen lebendigen Fisch, und trug ihn auf den Acker hinaus, dessen Pflüfung ihr Mann eben vor hatte. Sie grub ein Loch, gerade an der Stelle, wo sie wußte, daß ihr Mann die Pflugschar einsetzen würde, steckte den Fisch hinein, und bedeckte ihn mit kühler Erde. Hierauf kehrte sie wieder nach Hause zurück. Bald kam auch wirklich der Mei-

ster mit dem Ochsengespann und dem Pfluge. Er hatte kaum einige Furchen gezogen, als er auf den Fisch stieß, der noch ganz frisch war, und lebhaft umherschnellte. Der Meister haschte ihn, und sprach ganz verwundert bei sich: „Gott ist groß! das hab' ich bis jetzt noch nicht gewußt, daß nicht nur im Wasser, sondern auch in der Erde Fische leben.“ Er trug seinen Fang alsogleich nach Hause, gab ihn seiner Frau, und befahl ihr, den Fisch zum Male zuzubereiten, bis wohin er wieder vom Felde heimkehren würde. Die Frau that, wie ihr Mann sagte; sie kochte den Fisch, wartete aber nicht des Meisters Zurückkunft ab, sondern lud einige Nachbarnleute zu sich, die ihr den Fisch verzehren halfen. Als der Meister ganz hungrig nach Hause kam, und sich schon auf den, so wunderbar gefangenen Fisch freute, fand er nichts mehr in der Schüssel. „Weib! wo hast du den Fisch hingethan?“ fuhr er seine Frau heftig an. — Welchen Fisch? versetzte diese. — „Den Fisch, den ich am Acker gefangen, und dir zum Kochen gegeben.“ Die Fraukehrte sich zu den Nachbarnleuten und sprach ganz befremdet: Ich weiß nicht, was er will. Er sagt, er habe am Acker einen Fisch gefangen. — „Ja! ja! am Acker hab' ich ihn gefangen!“ schrie nun wüthend der Meister, ergriff zugleich einen Stock, um seine Frau zu prügeln. Diese flüchtete sich schreiend hinter die Leute. Der Meister aber war wie toll, und schlug auch auf die Gäste ein. Da nun diesen die Sache ernsthaft vorkam, ergriffen sie den Meister und führ-

ten ihn zum Kadi. Nachdem dieser den Hergang der Sache vernommen, fragte er nochmals mit zweifelhafter Miene den Meister: Wo hast du den Fisch gefangen? — „Auf dem Felde, Herr! mit der Pflugschar hab' ich ihn aus der Erde heraus geangelt. Er war Einer von jenen Fischen, die in der Erde leben.“ Der Kadi rief die Gerichtsdiener herbei, und sprach Einiges leise zu ihnen, worauf man alle Anwesenden entfernte, den Meister aber zurückbehielt. Letzterer wurde zu seiner Überraschung in eine Kammer geführt, auf eine Bank gelegt, und mit einer Tracht gutgemessener Prügel bedient. Hierauf fragt ihn der Kadi von Neuem mit ganz sanfter Stimme: Wo hast du den Fisch gefangen? Mein Lieber! — „Fürwahr o Herr!“ versetzte der Meister ganz kläglich, auf dem „Felde hab' ich ihn gefangen; ich selbst wußte es nicht bis diesen Morgen, daß auch in der Erde Fische herumswimmen.“ — Der Richter schüttelte den Kopf und winkte den Dienern, welche den armen Meister in ein enges vergittertes Kämmerlein führten, wo der Boden sein Lager war, und ihm nur Brot und Wasser als Nahrung vorgefetzt wurde. — Des andern Tages kam die Frau des Meisters in das Gerichtshaus, und begehrte ihren Mann zu sehen. Man führte sie alsogleich zu ihm, und ließ sie alleine. Der Arme saß in einem Winkel kauern und mit gesenktem Haupte. Da fühlte sich die Frau von Mitleiden bewogen, und sie sprach: Höre, lieber Mann! wenn man dich wieder fragt, wo du den Fisch gefangen habest,

so sag' nur immerhin im Wasser; das wird man dir gewiß glauben. — Der Meister merkte sich diesen Rath, und als er bald darauf wieder vor den Richter geführt wurde, antwortete er auf dessen Frage über den Fischfang: „Im Wasser hab' ich ihn gefangen! Im Wasser!“ Alsogleich wurde der Meister seiner Haft entlassen, und nach Hause geschickt. Er sagte nun zu Niemanden mehr, daß er einen Fisch auf seinem Acker gefangen, obwohl er bei sich fest davon überzeugt war. — Erst nach geraumer Zeit entdeckte ihm seine Frau gelegentlich den Streich, den sie ihm gespielt, und fügte bedeutsam hinzu: Hab' ich dich damals nicht gewarnt, dich vor Weiberlist in Acht zu nehmen.

Der Meister hatte sich einstens am Nacken durch einen Stoß beschädigt. Er zeigte seiner Frau die schmerzhafteste Stelle und fragte, wie sie aussehe? Diese sprach: Meister, die Stelle ist roth. Des andern Tages zeigte er sie seiner Tochter. Diese sprach: Vater! der Fleck ist blau. Am dritten Tage fragte: er seinen Sohn. Dieser versicherte, daß der Fleck gelb sey. Der Meister wurde nachdenkend und sprach: „Das ist ein wunderbarer Zustand.

„So mancher müht sich, sinnt und mißt

„Die Welt mit feinen Blicken:

„Da nicht 'mal sichere Nachricht ist

„Vom Scheitel bis zum Rücken.“

Diese Rede ist sodann in den Mund der Leute als Sprichwort übergegangen.

Eines Tages vernahm der Meister Lärm auf der Gasse. Ein Mensch lief herein und schrie: Meister! dein Sohn ist vom Esel herab auf den Kopf gefallen und hat den Verstand verloren. Als der Meister dieß vernommen, ging er nachdenkend einige Zeit im Zimmer auf und ab. Befremdet fragte der Andere: Meister! Worüber sinnst du nach? — Dieser antwortete: „Ich denke über den Fall meines „Sohnes nach. Verstand hat er nie im Kopfe gehabt. „Was mag nun jenes gewesen seyn, was ihm aus dem „Kopfe gegangen?“

Der Meister befand sich eines Tages im Bade, als ihm Jemand, der ihn wohl für einen Bekannten halten mochte, plötzlich einen Schlag auf das Genick versetzte. Der Meister wendete sich um, und, da er in dem Schläger keinen seiner Freunde erkannte, stieg er also gleich aus dem Bade und führte jenen Mann vor den Kadi. „Herr!“ sprach er zum Kadi, „bewirke, daß mir von „diesem Menschen Genugthuung verschafft werde.“ Der Geklagte war jedoch ein Bekannter des Kadi; dieser sagte daher milde: Wir wollen gleich sehen, worin dein Recht besteht. Der Meister klagte. „Dieser Mann hat mir ohne Grund einen Schlag auf das Genick versetzt.“ Der Kadi

sprach: Die Strafe eines Schlags ist ein Pfennig. Mann! ich befehle dir, dem Kläger einen Pfennig zu zahlen. — Der Mann suchte in allen Taschen nach Geld, fand aber keines, und ging daher nach Hause um einen Pfennig zu holen. Während dem wartete der Meister in der Stube, der Kadi aber kauerte zum Schreiben nieder. Es verging eine Stunde, und der Mann war mit dem Pfennig noch nicht gekommen. Dem Meister wurde über das viele Warten die Zeit lange. Auf einmal näherte er sich dem Kadi, der seinen Kopf auf die Schrift hinabgebeugt hatte, und versetzte ihm einen Schlag auf das Genick. Der Getroffene wendete sich erzürnt um, und rief: Meister! was machst du? — Der Meister aber sprach: „Was hätte ich thun sollen? Da ich ein wichtiges Geschäft habe, kann ich nicht so lange warten, bis der Mann mit dem Pfennig kommt. Wenn er nun kommt, nimm du anstatt meiner „den Pfennig!“ Nach diesen Worten verließ der Meister die Gerichtsstube.

Als eines Tages der Meister in den Straßen der Stadt Malatia auf und ab wandelte, sah er einen Knaben mit einem Goldstücke spielen, das er auf der Gasse gefunden hatte. Der Meister tratt hinzu, und sprach zu dem Knaben: „Mein Söhnlein! ich will dir einen Silberpfennig geben, wenn du mir dafür diesen Blechheller gibst.“ — Der Junge antwortete: Ich kann mir den

Wsperschon selbst verdienen; aber wenn du ein Mal nach Art eines Esels schreist, will ich dir diesen Blechheller geben. — Der Meister von Habgierde ergriffen, fing also gleich aus Leibeskräften sein Ija! ija! zu schreien an. Der Knabe aber wandte sich lachend um und sprach: Mensch! wenn ein alter Dummkopf, wie du, gewußt hat, daß dieser Blechheller ein Gold=Flauri ist, soll es ein Zeitkind, wie ich bin, nicht wissen? — Nach diesen Worten lief der Junge davon.

Der Meister speiste sehr gern das Herz von Kälbern, Schaafen und andern Thieren. — Warum ist du denn beständig Herzen? fragte ihn Jemand. — „Um herzhast zu werden:“ war seine Antwort.

Der Meister unternahm einst die große Pilgerfahrt nach den heiligen Städten Mekka und Medina. In seiner Gesellschaft befand sich ein reicher Türke, der eine schöne Sklavin hatte, die er heftig liebte. Es ist Sitte, daß die Pilger beim Anblicke der Kaaba, des uralten Tempels von Mekka, ein feierliches Gelübde begehen. Als nun die beiden Reisenden auf eine Anhöhe gelangt waren, von der sie die Zinnen der Kaaba aus der Ferne auftauchen sahen, rief der Reiche, voll religiöser Begeisterung: Der Prophet sey gelobt, ich lasse meine Sklavin los. Der Meister,

welcher hinter seinem Genossen nicht zurückbleiben wollte, rief ganz eifrig: „Ich habe keine Sklavin ich lasse aber „mein Weib los.“

Der Meister erlangte so großes Ansehen, daß er sogar zum Kadi ernannt wurde. Eines Tages zog eine junge Frau einen Mann vor Gericht, und beschwerte sich, dieser Mann habe sie gefangen, und ihr einen Kuß aufgedrückt. Nach kurzem Bedenken sprach der Meister: „Nach dem Gesetze der Vergeltung ist nur ein Ausweg. Fang auch du diesen Mann, und küße ihn, so seyd ihr ausgeglichen.“

Ein anderes Mal kamen zwei Menschen vor Gericht und brachten ihren Streit vor. Der Kläger sprach: Dieser Mann hat mich in mein Ohr gebissen. — „Mann!“ fragte der Meister: warum hast du ihn gebissen? Der Beklagte entgegnete: Nein Herr! ich habe ihn nicht gebissen; er hat sich selbst in sein Ohr gebissen. — Der Meister versank in tiefes Nachsinnen und dachte bei sich: Soll hinter dieser Rede Wahrheit liegen? Ist es denn schlechterdings unmöglich, daß man sich selbst in sein Ohr beißen kann? Hierauf sprach er: „Ihr Männer! Entfernt euch auf kurze „Zeit, dann kommt wieder, und ich werde euern Streit „schlichten.“ Nachdem sich die Parteien entfernt, verfügte sich der Meister an einen einsamen Ort, in der Absicht zu

erproben, ob es wahr sey, daß man sich selbst in das Ohr beißen könne? Er faßte daher sein Ohr an, und begann es gegen den Mund zu ziehen. Aber ziehend und ziehend mußte er sich vor Schmerz auf eine Seite beugen, und sich immer tiefer und tiefer beugend, verlor er das Gleichgewicht, fiel zu Boden und schlug sich heftig den Kopf auf. Leidend, aber innerlich überzeugt kehrte er zum Richterstuhl zurück. Als nun die Streitführenden wieder gekommen, sprach der Meister zum Kläger: „Es ist möglich, daß „du dich selbst in das Ohr gebissen hast.“ Der Mann erwiederte betroffen: Herr! wie ist es möglich, daß man sich selbst in das Ohr beißen kann? „Nicht nur in das Ohr „beißen, versetzte der Meister, sondern noch Ärgeres kann „man; den Kopf kann man sich dabei auch zerschlagen.“

Eines Tages gab der Sultan Ala-ed din ein großes Gastmal, und lud zu selbem, nebst vielen Weisen und Gelehrten der Stadt, auch den Meister A f r e d d i n mit seinem Freunde A m a d. Als diese Beiden im Serai angelangt waren, empfing der Sultan den Meister mit vieler Herablassung, erwies ihm Ehre und Huldbezeugung, und gab ihm zum Beweise seiner Achtung mit höchsteigener Hand einen Apfel. Der Meister nahm den Apfel und verzehrte ihn auf der Stelle. A m a d aber zog seinen Freund bei Seite und sprach: O Meister! wie ungeschickt hast du dich jetzt benommen. Der Sultan hat dir einen Apfel ge-

schenkt, und du hast ihn auf der Stelle an seiner Seite verspeiset. „Was hätt' ich denn machen sollen?“ fragte betroffen der Meister. Amad erwiederte belehrend: In die Tasche hättest du ihn schieben sollen. — Als nun die Zeit zur Mittagstafel gekommen, wies der Sultan dem Meister ganz gnädig einen Platz an seiner Seite an. Unter andern Gerichten wurde auch ein Hase in einer sauren Milchbrühe auf den Tisch gesetzt. Der Sultan nahm ein Stück des mit saurer Milch übergossenen Hasen, und legte es aus besonderer Aufmerksamkeit auf des Meisters Teller. Dieser aber nahm sogleich das Stück und steckte es in seine Tasche. Als der Sultan dies gesehen, sagte er befremdet: Meister, was machst du? Du besudelst ja dein Oberkleid. „Herr!“ erwiederte dieser: „zu Folge des Rathes, den mir Amad gegeben, kann man es nicht besser machen, als wie ich gethan.“

„Wer thut, was durch den Kopf ihm fährt,

„Der macht sich's eben recht;

„Doch, wer nach fremdem Rath sich kehrt,

„Macht sich's und Andern schlecht.“

Diese Rede des Meisters ist seitdem Sprichwort geblieben.

Eines Tages ging der Meister vor einem Bäckerladen vorbei, und sah, wie der Bäcker auf einer Pfanne eine sehr schöne Gans aus dem Backofen herauszog. Der Meister bekam ein unwiderstehliches Gelüsten nach der gebra-

tenen Gans, die äußerst schmackhaft aussah. Da er eben bei Gelbe war, trat er zum Bäcker und sprach: „Freund! überlaß mir die Gans; was begehrst du dafür?“ Herr, das geht nicht an; versetzte der Bäcker: Ein Franke hat diese Gans zum Braten hergebracht, und ich muß sie ihm wieder abliefern. — Der Meister aber bestand trotz der Einwendungen auf seinem Begehren. „Kannst du dir denn gar nicht helfen?“ sagte er: „Du darfst ja nur dem Manne begreiflich machen, die Gans habe wieder Federn und Flügel bekommen, und sey aus der Pfanne davon geflogen. Und zumal ist es ein Giau, der muß es glauben.“ Sieh! hier hast du Geld, ich bezahle dir die Gans gut. Für jeden Fall verlaß dich auf mich. Wer die Gans essen kann, der kann auch den Gansprozeß schlichten.“ Mit solchen Worten beschwichtigte er des Bäckers Bedenklichkeiten, nahm die Gans und trug sie fort. — Bald darauf kam der Mann, der die Gans bestellt hatte, zum Bäcker und begehrte seinen Braten. Der Bäcker versicherte hoch und theuer, die Gans habe wieder Feder und Flügel bekommen, und sey davon geflogen. — Wie ist das möglich! schrie zornig der Mann. Gauner! ich will meine Gans haben. — Vom Wortwechsel kam es zur Prügelei. Der Bäcker ergriff die Feuerschaufel, und führte damit einen so unglücklichen Hieb, daß er dem Franken ein Auge ausschlug. Darüber entsetzt, machte sich der Bäcker eiligst auf die Flucht. Der Mann lief wüthend hinter ihm her, und schrie: Fangt ihn! fangt ihn! Er ist ein Dieb, er hat mir

meine Gans gestohlen; er ist ein Böfewicht, er hat mir ein Auge ausgeschlagen! — Der gehezte Bäcker lief Straßen auf und Straßen ab, verfolgt von dem Einäugigen, der furchtbar brüllte, und an den sich der ganze Janhagen anschloß. — Es wurde ihm schon schwarz vor den Augen, er fühlte seine Sterbestunde nahe, denn seine Verfolger waren ihm hart an den Fersen. Noch zur rechter Zeit erblickte er ein Kloster, dessen Thor geöffnet war. Er sprang hinein, und flüchtete sich durch den Hof in den Minaret. Seine Verfolger aber rannten hinter ihm drein und umzingelten ihn von allen Seiten. Der geängstigte Bäcker sah nun keinen Ausweg mehr, als auf dem Thurme. Er holperte die Wendeltreppe hinauf, übereilte sich aber dermaßen, daß er, an der Thurmspitze angelangt, das Gleichgewicht verlor, und über das niedrige Geländer hinabstürzte. Nach seiner Reise durch die Luft fiel er zufällig auf einen Hirten, der eben im Schatten des Thurmes sein Mittagsschläfchen machte. Der Hirte wurde durch die Last des Sturzes erschlagen und blieb augenblicklich todt, der Bäcker aber raffte sich unbeschädigt auf. Nun waren die Verfolger auf der Thurmspitze angelangt, und erhoben ein so grimmiges Geschrei, daß die Hirten, die hinter der Klostermauer auf der Weide waren, herbeiliefen, und, als sie ihren Kameraden erschlagen fanden, unverzüglich den Bäcker, als den Stifter des Unheils, ergriffen, der auch, durch den Schreck gelähmt, nicht mehr im Stande war, weiter zu fliehen. Zum Kadi mit dem Bäcker! zum Kadi!

schrie man nun von allen Seiten. Der Geängstigte wurde auch wirklich unter Begleitung manches Rippenstosses von den Hirten, als den Ergreifern, dahin geschleppt. Während dem gelangte auch der Einäugige in der Gerichtsstube an. Der Kadi wurde von allen Seiten gerufen und aufgefordert, Recht zu sprechen. Dieser stand aber eben von einer leckeren Mahlzeit auf, denn er hatte mit dem Meister, der sein guter Freund war, die gebratene Gans gegessen, welche Gans eigentlich die Hauptstifterin des ganzen Unglücks war. Der Meister gab dem Kadi noch zu rechter Zeit einige Andeutungen, und wartete den Ausgang des Prozesses in der Nebenstube ab. Der Kadi erschien mit der Amtsmiene und gebot den Lärmenden Ruhe. „Man erzähle mir den Hergang des Streites der Ordnung nach. Der zuerst Beleidigte beginne zu sprechen.“ Der Franke trat vor, und beschwerte sich, wie ihm der Bäcker die gebratene Gans vorenthalten, und lügenhaft behauptet habe, sie sey davon geflogen. Der Kadi strich sich bedächtigen den Bart und sprach: „Gott ist groß! Dieß ist ein merkwürdiger Fall, aber er ist möglich. Ein Rechtgläubiger wird nicht daran zweifeln.“ Als der Franke sah, daß er in Betreff der Gans nichts ausrichten könne, beehrte er, daß der Bäcker wenigstens dafür bestraft werde, daß er ihm ein Auge ausgeschlagen. Der Kadi nahm den Koran zur Hand, blätterte darin, und las dann die Stelle heraus: „„Wenn ein Rechtgläubiger einem Giaur beide Augen ausschlägt, soll dieser dem Moslim dafür *E i n e s* ausschla-

„gen.“ — „Nach diesem Spruche soll dir dein Recht werden. „Laß dir nur noch das zweite Auge ausschlagen, dann hast „du das Vergeltungsrecht auf Ein Auge des Bäckers.“ — Der arme Mann meinte, es sey doch besser, einäugig als ganz blind zu seyn, und entfernte sich kleinmüthig aus der Gerichtsstube. — Nun kam die Reihe an die Hirten, welche die gewichtigste Beschwerde anbrachten, da der Bäcker an ihrem Kameraden einen Todtschlag begangen hatte. Der Kadi schlug wieder den Koran auf, blätterte darin und las: „Mit den Waffen und auf die Weise, als ein Moslim den Andern schlägt, soll er wieder bestraft werden.“ „Nach dem Wortlaute des Gesetzes befehle ich dem Bäcker, „sich unter dem Minarete auf die Erde auszustrecken. Einer „von euch aber steige auf den Thurm, stürze sich auf den „Bäcker herab, und erschlage diesen.“ Die Hirten sahen einander fragend an, aber keiner machte Miene, die Vollstreckung des Spruches auf sich nehmen zu wollen. Sie gaben sich daher zufrieden, und verließen, staunend über die Weisheit des Kadi, die Stube. — Nun war der Bäcker von seinen Anklägern und Verfolgern befreit. Da trat Meister Nasreddin aus der Nebenstube und sprach: „Freund!“ hab' ich dir nicht gesagt: „Wer die Gans essen „kann, kann auch den Gansprozeß schlichten?“

Eines Tages wurden drei Braminen, die wegen ihrer Weisheit sehr berühmt waren, zum Sultan Alaeddin geführt. Der Sultan saß gerade unter einem Kösch (Lust-

haus), das auf den Marktplatz hinausfah, in behaglicher Ruhe seine Pfeife schmauchend. Den Braminen wurde erlaubt, sich dem Sultan gegenüber niederzulassen; sie machten aber mit ihrer Weisheit so viel Aufhebens, daß dem Sultan darüber die lange Weile anwandelte. „Ihr seyd „sehr weise,“ begann mit einem Male der Herrscher: „aber „ihr könnt doch keine so schwierigen Fragen stellen, die euch „jener arme Mann, der dort eben seinen Esel über den „Marktplatz treibt, nicht auflösen würde.“ Die Braminen, welche sich durch den in sie gesetzten Zweifel gekränkt fühlten, bathen, eine Probe machen zu dürfen. Der Mann mit dem Esel wurde gerufen. Es war Meister Nasreddin, der ganz schlicht hereintrat, und sich mit beiden Armen auf den Rücken seines Esels stützend, gleichgültig die Fremden anblickte. Da erhob sich der eine Bramine und sprach: Sage mir, wo ist der Mittelpunkt der Erde? — „Gerade da, „wo mein Esel steht,“ erwiderte der Meister. „Willst du „es bezweifeln, so nimm eine Elle, und miß damit die Erde „nach allen Richtungen aus, und du wirst die Wahrheit „meiner Antwort begründet finden.“ Der Weise, der hierauf nichts zu entgegnen wußte, setzte sich schweigend nieder. Da erhob sich der Zweite und fragte: Wie viele Sterne sind am Himmel! „Gerade so viele, entgegnete der Meister, als mein Esel Haare an seiner Haut hat. Durch eine „genaue Nachrechnung magst du dich von der Richtigkeit meiner Angabe überzeugen.“ Der zweite Weise verstummte, und es begann der Dritte: Sprich mein Sohn! wie viel Haare

trage ich an meinem Barte? — Bereit antwortete der Meister: Du zählst gerade so viele Haare an deinem Barte, als mein guter Esel Haare an seinem Schweife zählt. Der Beweis dafür ist sehr leicht hergestellt. Ich werde dir je ein Haar aus dem Barte raufen, und je Eines aus dem Eselschweife ziehen. Wenn nun Bart und Schweif kahl sind, wirst du sehen, daß aus Beiden gleich viele Haare ausgerauft wurden." Der Weise fand es gerathener, dem Meister den Beweis seiner Behauptung zu erlassen. Die Braminen waren über die Weisheit des schlichten Mannes in so tiefes Nachsinnen und Staunen versunken, daß sie alle drei die Lehre Mohammed's annahmen, und zum Islam übertraten. Der Sultan aber war mit den Antworten des Meisters sehr zufrieden, und entließ ihn reichlich beschenkt.

„Bin ich gestorben," sagte der Meister zu seinen Freunden, „so thut mir den Gefallen, und legt mich ja in kein neues, sondern in ein altes Grab." Als man ihn um den Grund dieses Wunsches fragte, antwortete er: „Ja seht! wenn nach meinem Tode die beiden Engel Munkir und Nekir kommen, welche die Verstorbenen über ihren Lebenswandel prüfen, und sie mich in einem alten Grabe finden, so werden sie mich für einen schon Examinirten halten, und nicht weiter befragen."

I n h a l t.

	Seite.
Drei Duelle. Erzählung von Em. Straube.	3
Dramaturgische Streckverse. Von Bauernfeld.	45
Liebe im Monde. Novelle von Adolph Ritter von Eschabuschnigg.	48
Wanderers Liebeschmerz. Liederkranz von Johann N. Vogl.	75
Der wilde Jäger. Österreichische Sage von Andr. Schumacher.	85
Nach altdeutscher Weise. Von E. Freiherrn von Feuchtersleben.	164
Die Schule der Liebe. Von Johann Gabriel Seidl.	167
Kilian Brustfleck's Lebenslauf. Eine Monologie in drei Abtheilungen, von J. J. Hannusch.	166
Das Mädchen von Aquileja. Ballade von Johann N. Vogl.	212
Das Urtheil des Paris. Erzählung von Franz Fißinger.	218
Die beiden Mütter. Ballade von Johann N. Vogl.	241
Dichterfreuden. Von Johann G. Seidl.	243

Die Fürstenbraut. Ballade von Ritter Braun von Braunthal.	247
Des Sängers Herz. Von Carlopago.	251
Die Unverwundbare. Ballade von Johann Gabriel Seibl.	254
Die Blumen. Nach dem Englischen von Christoph Kuffner.	258
Fluglaunen. Von F. P. Innernsee.	266
Meister Nasreddin's, des türkischen Eulenspiegels, Schwänke und Streiche. Aus türkischen Überlie- ferungen mitgetheilt von C. W. Huber.	280

3564168



